GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Achsen der Differenz : Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II

Knapp, Gudrun-Axeli; Wetterer, Angelika (Hrsg.)

2003

https://doi.org/10.25595/4412

Veröffentlichungsversion / published version
Buch / book

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

. Knapp, Gudrun-Axeli; Wetterer, Angelika (Hrsg.): *Achsen der Differenz : Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 2003. DOI: https://doi.org/10.25595/4412.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

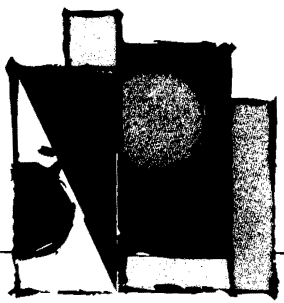
HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Forum Frauenforschung 16

Achsen der Differenz

Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II

Gudrun-Axeli Knapp
Angelika Wetterer
(Hrsg.)



ICHES DAMPFBOOT

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN
Kultur-, Sozial- und
Bildungswissenschaftliche Fakultät
Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudie
Sitz: Georgenstr. 47
10099 Berlin

Knapp/Wetterer (Hrsg.)
Achsen der Differenz

0 000000 305938

Achsen der Differenz
B/0 Kn

633/04

FORUM FRAUENFORSCHUNG

Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung
in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie

Band 16

Gudrun-Axeli Knapp, Dr. phil., studierte nach mehrjähriger Tätigkeit als Journalistin Soziologie und Sozialpsychologie und ist seit 1990 Professorin am Psychologischen Institut der Unversität Hannover; Arbeitsschwerpunkte: Sozialpsychologie der Geschlechterdifferenz und Soziologie des Geschlechterverhältnisses, Feministische Theorie und Methodologie; veröffentlichte u.a. zus. mit Angelika Wetterer (Hrsg.) *Soziale Verortung der Geschlechter*, 2. Aufl. Münster 2002.

Angelika Wetterer, Dr. phil., Soziologin, studierte Germanistik und Soziologie, 1993-1998 wiss. Koordinatorin der Internationalen Gastprofessur für Frauenforschung an der Universität Bochum, war Mitglied der Interdisziplinären Arbeitsgruppe Frauenforschung an der Geamthochschule Kassel und Lehrbeauftragte im Fach Soziologie in Linz, vertritt z.Zt. die Professur für Frauenforschung am Institut für Soziologie der Universität Dortmund; Forschungsschwerpunkte: Profession und Geschlecht, Arbeitsteilung und Geschlechterforschung, feministische Theorie; veröffentlichte u.a. mit Angelika Wetterer (Hrsg.) *Soziale Verortung der Geschlechter*, 2. Aufl. Münster 2002.

Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.)

Achsen der Differenz

Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

1. Auflage Münster 2003
© 2003 Verlag Westfälisches Dampfboot
Alle Rechte vorbehalten
Umschlag: Lütke · Fahle · Seifert, Münster
Druck: Fuldaer Verlagsagentur
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.
ISBN 3-89691-216-X

Inhalt

Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer
Vorwort 7

Teil I: Konstellationen von Ungleichheit und Differenz 13

Cornelia Klinger
Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht 14

Joan Acker
The Continuing Necessity of 'Class' in Feminist Thinking 49

Irene Dölling
Zwei Wege gesellschaftlicher Modernisierung. Geschlechtervertrag und Geschlechterarrangements in Ostdeutschland in gesellschafts-/modernisierungs-theoretischer Perspektive 73

Regina Becker-Schmidt
Umbrüche in Arbeitsbiografien von Frauen:
Regionale Konstellationen und globale Entwicklungen 101

Teil II: Grenzverschiebungen, Körperpolitiken 133

Sabine Hark/Corinna Genschel
Die ambivalente Politik von Citizenship und ihre sexualpolitische Herausforderung 134

Angelika Saupe
Verlebendigung der Technik – Gen- und Reproduktionstechnologien in gesellschaftstheoretischer Perspektive 170

Jutta Weber
Hybride Technologien. Technowissenschaftsforschung als transdisziplinäre Übersetzungspolitik 198

Teil III: Perspektiven der Erkenntniskritik 227

Mona Singer
Feministische Epistemologien: Was folgt aus der feministischen „Identitätskrise"? 228

Gudrun-Axeli Knapp
Aporie als Grundlage: Zum Produktionscharakter der feministischen Diskurskonstellation 240

Paula-Irene Villa
Woran erkennen wir eine Feministin? Polemische und programmatische Gedanken zur Politisierung von Erfahrungen 266

Angelika Wetterer
Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen 286

Verzeichnis der Autorinnen 320

Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer

Vorwort

Mit „Achsen der Differenz" legen wir nach „Soziale Verortung der Geschlechter" nun den zweiten Band zum Verhältnis von Gesellschaftstheorie und feministischer Kritik vor. Anlass für diese Ausrichtung beider Bände war die Beobachtung einer doppelten Absenz in der gesellschaftstheoretischen Diskussion: Die Abwesenheit von Feministinnen und von „Geschlecht".

Im Chor der Zeitdiagnostiker, die mit großen und manchmal schnellen Entwürfen versuchen, die Signatur der neuen Gesellschaft auf einen Begriff (oder einen Aspekt) zu bringen, sind Stimmen aus der Frauen- und Geschlechterforschung auffällig leise. Die „patriarchale Gesellschaft" war in Eigenarbeit bereits als unterkomplex auseinandergenommen und theoretisch noch nicht angemessen rekonstruiert, als Schöpfungen wie „postmoderne Gesellschaft" „Multioptionsgesellschaft", „Erlebnisgesellschaft" und andere die gefühlte Temperatur in der Wahrnehmung sozialen Wandels weiter hochtrieben. Wer sich nicht damit begnügen will, die Abwesenheit feministischer Gesellschaftsdiagnosen mit dem weiblichen Hang zum Konkreten, mit sympathischer Bescheidenheit oder mangelnder Kühnheit des Gedankens zu erklären, muss die Baustellen feministischer Theorie aufsuchen, um zu sehen, an was mit welchen Mitteln dort gearbeitet wird – und an was eben nicht und warum.

Die zweite, mit der ersten verbundene, Absenz ist dialektisch gefügt und betrifft das Phänomen einer beharrlichen Arbeitsteilung im Wissen über die Gesellschaft. Darin setzt sich eine traditionsreiche Struktur im Verhältnis von Besonderem und Allgemeinem fort, die seit mehr als hundert Jahren Kritik von Frauen provozierte: Die Wissenschaft von der Gesellschaft befasst sich mit den großen Zusammenhängen und den Hauptwidersprüchen, sie ist Sache der Spezialisten fürs Allgemeine; Geschlechterfragen sind nachgeordnete Probleme, Gegenstand forscherischer Sonderinteressen, Spezialleidenschaften einer selbstreferenziell mäkelnden Minderheit. Mit der Absicht, diese Struktur zu korrigieren, haben Feministinnen versucht, Geschlechterfragen vom Rand ins Zentrum zu rücken. Dabei ist mit der Zeit ein transdisziplinäres diskursives Universum entstanden, das seine eigenen Selbstgenügsamkeiten ausgebildet hat.

In der dialektischen Fügung dieser Arbeitsteilung wird erkennbar, dass beide Seiten dieser Konstellation mit Blindheiten geschlagen sind. Und auf beiden Seiten fällt es – auch hierzulande – zunehmend auf. Veränderte Verhältnisse, wie sie mit dem Aufbrechen der durch Systemkonkurrenz geprägten Nachkriegskonstellation, den ökonomischen, kulturellen und politischen Entgrenzungsschüben der Globalisierung sowie der innerwissenschaftlich vernehmlichen Kritik an der Marginalisierung bestimmter Problemlagen einhergehen, nötigen zu Revisionen. Bei einigen Protagonisten des zeitdiagnostischen Diskurses hat mit der Neuen Unübersichtlichkeit (Habermas) auch eine neue Nachdenklichkeit eingesetzt, verbunden mit einer gewachsenen Bereitschaft, sich umzuhören; auf Seiten der Geschlechterforschung mehren sich umgekehrt die Stim-

men, die ein Ungenügen an Engführungen feministischer Theorie artikulieren, die sich seit einigen Jahren – jenseits der grundlagentheoretischen Debatten – vorzugsweise in kleinräumigen Komplexitäten bewegt und sich damit selbst besondert. Dämmert den einen im Anbetracht ihres Wandels das konstitutive Gewicht, das Geschlechterverhältnissen im Reproduktionszusammenhang moderner Gesellschaften zukommt, wird den anderen klarer, dass die Rätsel der Differenz, mit denen feministische Theorie sich befasst, ohne ein erweitertes Verständnis gesellschaftlicher Ungleichheit im Zeitalter von Migration und Globalisierung nicht angemessen gestellt, geschweige denn gelöst werden können. Neubestimmungen von Problemen und Begriffen stehen auf der Tagesordnung.

Re-visionen bezeichnen eine dreifache Möglichkeit, von der Stelle zu kommen: Rücksicht nehmen, d.h. die Tragfähigkeit des Überkommenen noch einmal zu durchdenken; es zu verwerfen, wenn es an Erklärungskraft verloren hat oder man zumindest glaubt, dass dem so sei; oder etwas Zukunftsfähigeres zu entwerfen – eine Revision mit der Betonung auf *vision*. Vor allem Letzteres ist voraussetzungsvoll. Angesichts der enger gewordenen Verklammerung von Möglichem und Wirklichem sind Aussichten über den status quo hinaus auf besondere Tuchfühlung mit gesellschaftlicher Wirklichkeit angewiesen – zu der es jedoch keinen privilegierten Zugang gibt.

Während die Beiträge in „Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik I" sowohl dem gesellschaftskritischen Potenzial von Positionen der Frauen- und Geschlechterforschung als auch dem geschlechtertheoretischen Potenzial einflussreicher Sozialtheorien nachgehen, bewegen sich die Aufsätze in „Achsen der Differenz" in einem jüngeren Feld feministischer Theorie. Es geht um die Frage nach den „Differenzen" unter Frauen, der sozialen und kulturellen Heterogenität des feministischen Referenzsubjekts, welche die grundlagenkritisch-dekonstruktivistische Debatte der vergangenen Jahre angetrieben hat. Wir nehmen diese Frage in gesellschafts- bzw. modernisierungstheoretischen, erkenntniskritischen und politisch-demokratietheoretischen Hinsichten auf: Wie verhalten sich Formen der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern zu Ungleichheiten entlang der Kategorien Klasse, Ethnizität, Hautfarbe, Sexualität. Wie unterscheiden sich Geschlechterverhältnisse im Kontext unterschiedlicher gesellschaftlicher Entwicklungspfade, wie kann man sie kontextübergreifend vergleichen; wie verschieben sich die „Achsen der Differenz" im Zuge der ökonomischen und technowissenschaftlichen Revolutionierung der Gesellschaft, wie werden die Veränderungen in dieser Konstellation wissenschaftlich und politisch reflektiert? Mit welchen Aussichten?

In der Einleitung zum ersten Band haben wir die Arbeit auf den verschiedenen Baustellen feministischer Theorie als „Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten" bezeichnet. Die Anlehnung an Freud war nicht ganz ohne Hintersinn: sie spielt auf Phänomene der *Verdrängung* an, die es an sich haben, sich in symptomatisch verschobener Form wieder zur Geltung zu bringen; sie erinnert an das Problem der *Nachträglichkeit* in der Rekonstruktion und Aneignung der Geschichte; und sie verweist darauf, dass

Selbstreflexion als Arbeit gegen Widerstand vom Wiederholungszwang entlasten kann. In der feministischen Diskurskonstellation gibt es in allen drei Hinsichten Erfahrungen, die aus der Position des Subjekts wie des Objekts gemacht und reflektiert wurden. „Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten" ist auch eine Aufforderung, diesen Schatz nicht zu verschenken.

Die Erfahrung einer Verdrängung der Ungleichheit im Geschlechterverhältnis und die Folgen dieser Ausblendung im theoretischen Kanon der geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen gehörten zu den Initialerfahrungen der Frauenforschung. Dass das Benennen des Problems nicht ausreicht, um es zu beseitigen, dass Aufklärung neue Verdrängungen nicht verhindert, hat feministische Theorie dazu genötigt, sich mit Tiefenstrukturen dieses Phänomens auseinanderzusetzen und seine überdeterminierten soziokulturellen, inter- und intrasubjektiven Verankerungen zu analysieren. Lehrreiche Lektionen in Sachen Androzentrismus, die außerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung kaum aufgearbeitet wurden. Aber das Problem bleibt nicht auf der Seite der „anderen": Schon während sich die Frauen- und Geschlechterforschung als eigenständiges transdisziplinäres Wissensgebiet zu formieren begann, wurde deutlich, dass die Zentralperspektive auf Geschlechterrelationen ihrerseits zu verdecken droht, das auch Frauen (wie Männer) untereinander in Verhältnisse der Über- und Unterordnung versetzt sind. In der Auseinandersetzung mit den epistemologischen und politischen Konsequenzen dieser komplexen Struktur von Ungleichheit und Differenz für *feministische Kritik* in Theorie und Praxis entstand die Diskussion um „Achsen der Differenz". Es sind lehrreiche Lektionen in Sachen Autozentrismus, Ethnozentrismus, sozialer Borniertheit, die seit Jahren, forciert von US-amerikanischen Debatten und Beiträgen aus der postkolonialen Theorie, den innerfeministischen Diskurs inspirieren. Außerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung hat es keine vergleichbar konzentrierte Auseinandersetzung mit Fragen von Ungleichheit und Differenz und dem Zusammenhang von Erkenntniskritik und Gesellschaftskritik gegeben. Auch dieser Schatz ist erst noch zu heben.

Erfahrungen der Nachträglichkeit von Geschichte, damit, dass Beschreibungen der Vergangenheit nicht Repräsentationen des Vergangen sind, sondern nachträgliche Auswahlen, Umschriften, Neuperspektivierungen, finden sich reichlich in der Frauen- und Geschlechterforschung. Zwei Konstellationen von Nachträglichkeit bieten im Kontext der gesellschaftstheoretischen Klärung der „Achsen der Differenz" besondere Reibungsflächen: es sind Variationen zum Thema „Fortschritt". Im Großteil der umlaufenden Theorien sozialen Wandels oder gesellschaftlicher Modernisierung wird die unliebsame Einsicht verdeckt, dass das sogenannte „traditionelle" Geschlechterverhältnis das „moderne" war. Darauf haben feministische Wissenschaftlerinnen von Anfang an hingewiesen. Nicht nur in den *mainstreams* der Fächer wird jedoch die mit einem bürgerlichen Klassenbias behaftete Rückprojektion aus den fünfziger und sechziger Jahren immer noch für bare Münze genommen. Das führt zu beharrlichen Fehleinschätzungen des Wandels in der Vergesellschaftung der Geschlechter.

Auf der anderen Seite hat die verführerische Logik eines Fortschreitens die Frauen- und Geschlechterforschung selbst erfasst: Auch in Teilen der Frauen- und Geschlechterforschung finden Rhetoriken gesellschaftlicher Modernisierung von Geschlechterverhältnissen einen Widerhall, als wäre der Fall, was sie verheißen. Die beiden Bände zu Gesellschaftstheorie und feministischer Kritik haben auf diesem Hintergrund auch den alten aufklärerischen Sinn, solchen Glauben begründet zu erschüttern: Ohne gesellschaftstheoretische Tiefenschärfe ist es schwer, die in Sachzwängen und Institutionenregimes „geronnene Gewalt" historischer Konstellationen von Geschlechterideologien und -verhältnissen zu erkennen. Allerdings gilt auch, dass ohne die Feinfühligkeiten kulturwissenschaftlicher oder mikrosoziologischer Instrumentarien, wichtige Aspekte sozialen Wandels nicht wahrgenommen würden. Für Verhältnisbestimmungen ist beides vonnöten.

Die Logik des „vom Vom - zum Zum" (Jandl) holt feministische Theorie auch auf der Ebene der Selbsthistorisierung ein: Ihre eigene Geschichte wird inzwischen kolportiert als Entwicklung vom essenzialistischen, universalistischen, differenzvergessenen Feminismus der 1970er Jahre hin zum dekonstruktivistischen, kontextsensiblen, differenzversessenen (Post-)Feminismus der Jahrtausendwende. Es ist eine Entwicklung zum theoretisch Besseren und wer sie berichtet, gehört auf die Siegerseite der Geschichte. Andere erzählen entgegengesetzte Versionen von Aufbruch und Entpolitisierung, von Akademisierung und verlorener Radikalität. Wer so erzählt, positioniert sich politisch und gehört nach dem geltenden feministischen Kodex zu den Guten (Alten?).

Die Homogenitätssuggestionen der großen Erzählung vom Fortschritt entnennen die theoretische Variationsbreite *früherer* Frauenforschung und die gesellschaftstheoretischen Kompetenzen, die in der frühen Diskussion zum Verhältnis von Klasse und Geschlecht zum Tragen kamen; die große Geschichte des feministischen Niedergangs unterschlägt dagegen die theoretische Variationsbreite *heutiger* Geschlechterforschung, die theoretische und politische Bedeutung der Lernprozesse und Differenzierungen, die mit dem *cultural turn* und der Kritik an ökonomistischen oder funktionalistischen Verkürzungen einhergingen. Im Zusammenklang *beider* wird allerdings unkenntlich, worin genau die Komplexitätsgewinne und damit die Fortschrittsmoment in der jüngeren feministischen Theorie liegen und worin die Horizontverengungen.

Es ist daher nicht verwunderlich, dass sich avancierte feministische Theorie im Jenseits und unbeeindruckt von *beiden* Varianten einer Metaerzählung entwickelt. Neue Problemstellungen kommen auf, die sich im Widerstand konturieren. Sie entstehen im Widerstand gegen unzeitgemäße Frontstellungen nach dem Entweder-Oder-Modell (Fortschritt/Rückschritt; Gleichheit/Differenz; Dekonstruktion/Realismus), im Widerstand gegen Überschüsse in Begriffen der Kritik, die Explikationsdefizite verdecken (z.B: der Essentialismusbegriff), im Widerstand gegen identitätspolitische Suggestionen ebenso wie im Widerstand gegen deren abstrakte Negation. Die aufkommende Diskussion über eine den Problemen der Zeit angemessene Klärung der Verhältnisse von Gesellschafts- und Kulturtheorie, Abhandlungen über die dilemmatische Struktur

der Politiken von Gleichheit, Differenz und Dekonstruktion und die Notwendigkeit ihrer Verknüpfung, nachdenkliche Grenzgängereien zwischen Begriffen wie Konstruktion und Konstitution und andere aktuelle Themen zeigen an, dass es in der feministischen Diskurskonstellation eingebaute Bremsmechanismen gegen allzu starke Vereinseitigung des Denkens, gegen Überverallgemeinerung und Wirklichkeitsverlust gibt, bei allen Ausschlägen, mit denen theoretische Neuheiten aufgenommen werden.

Diese Schutzvorrichtungen feministischer Kritik bleiben nach unserer Auffassung erhalten, solange in der Wissenschaft der Bezug zu politischen Problemen und politisch der Bezug zu wissenschaftlicher Reflexion nicht gekappt und Reflexions*zeit* gegeben wird. Sie bleiben erhalten und weiten sich aus, wenn feministische Theorie in einen transnationalen, und transdisziplinären Kommunikationszusammenhang eingebunden bleibt, in dem man sehr schnell auf Geltungsgrenzen von theoretischen Überlegungen gestoßen wird und damit Reichweiten einzuschätzen lernt. Sie bleiben erhalten und weiten sich aus, je größer die soziale und kulturelle Heterogenität der TeilnehmerInnen am feministischen Diskurs ist, die andere Problemsichten einzuklagen und einzubringen haben. Die feministische Konstellation ist, auf dieser Folie betrachtet, ein beweglicher Ort der Übersetzungen. Feministische Kritik bezeichnet eine Arbeit an sozialen Relationierungen, die – um der Selbsterhaltung willen polyperspektivisch sein muss, aber nicht relativistisch sein darf; sie bewegt sich in einer komplexen Architektur, unter den Bedingungen der Unmöglichkeit, einfach in die alten Werkzeugkisten zu greifen. „Achsen der Differenz" ist ein Besuch auf dieser Baustelle.

Teil I:
Konstellationen von Ungleichheit und Differenz

Cornelia Klinger

Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht[1]

I Die unendliche Geschichte von Gleichheit und Differenz

In der feministischen Diskussion der letzten ca. drei Jahrzehnte seit Beginn der so genannten zweiten Frauenbewegung lassen sich deutlich zwei ungefähr gleich lange Phasen unterscheiden: während zwischen dem Ende der 60er und etwa der Mitte der 80er Jahre das Thema Gleichheit und/oder Differenz *zwischen den beiden Geschlechtern*, also zwischen Frau und Mann als dualen, einander diametral entgegengesetzten Kollektiven im Vordergrund gestanden hat, ist in den letzten rund 15 Jahren die Frage nach Gleichheit und/oder Differenz *zwischen Frauen* ins Blickfeld gerückt[2].

Gang und Übergang der Argumentation gestalten sich kurz zusammengefasst wie folgt: Die erneute, verstärkte Forderung nach Gleichstellung von Frauen und Männern seit Mitte der 60er Jahre resultiert aus der deprimierenden Einsicht, dass die moderne demokratische Gesellschaft trotz beträchtlicher Fortschritte in der Durchsetzung formaler Rechtsgleichheit im frühen 20. Jahrhundert von der Realisierung gerechter Geschlechterverhältnisse immer noch weit entfernt ist. Während auf diese Weise eher die Defizite von Frauen gegenüber Männern akzentuiert werden, schlägt die alsbald sich herausbildende differenzfeministische Richtung in Verfolgung desselben Ziels den entgegengesetzten Weg ein. Ähnlich wie bei anderen Befreiungsbewegungen folgt auf den ersten Versuch eines Ausgleichs der Benachteiligungssituation durch Angleichung an den Status der privilegierten Gruppe im zweiten Schritt eine Um- und Aufwertung der unterprivilegierten, in diesem Fall also der weiblichen Position, deren Eigenwert und Eigengewicht nun ins Licht gerückt wird. Gewissermaßen auf der Rückseite der Behauptung einer grundlegenden Differenz zwischen den Geschlechtern und der günstigen Bewertung von Weiblichkeit entwickelt sich das Postulat positiv besetzter Gleichheit und Solidarität zwischen Frauen. Von dieser Position und dem mit ihr einhergehenden Anspruch moralischer Überlegenheit nimmt die etwa seit Mitte der 80er Jahre einsetzende Reflexion auf Differenzen zwischen Frauen allmählich selbstkritisch Abstand. Schematisch zusammengefasst ergeben sich also zwei mal zwei Positionen:

1.1 Forderung nach Gleichheit zwischen Frauen und Männern;
1.2 Postulat der Geschlechterdifferenz; verbunden mit der
2.1 Annahme einer Gleichheit zwischen Frauen im Sinne universaler Schwesterlichkeit („global sisterhood");
2.2 Debatte um Differenzen zwischen Frauen, wobei das Verhältnis zwischen Frauen und Männern im Wesentlichen außer Betracht bleibt.

Zu dieser Verschiebung der Perspektive lässt sich sehr viel sagen und tatsächlich ist im Rahmen der feministischen Debatten der letzten Jahre und Jahrzehnte nicht nur viel,

sondern mehr als genug dazu gesagt worden. Ich will mich auf einige wenige Anmerkungen beschränken:

Der Übergang zur zweiten Phase ist erfolgt, ohne dass die Probleme der ersten Phase gelöst worden wären. Konkret heißt das: eine umfassende Transformation der Geschlechterordnung der Gesellschaft, eine tief greifende Revolution aller Aspekte des Geschlechterverhältnisses hat nicht stattgefunden[3] – eher eine Anpassung der tradierten hierarchischen und asymmetrischen Muster an sich wandelnde gesellschaftliche Verhältnisse und Erfordernisse. Obwohl ich die Verschiebung der Fragestellung von der Gleichheit/Differenz zwischen den Geschlechtern zur Frage nach Gleichheit/Differenz unter Frauen als folgerichtig und legitim, ja sogar als notwendig anerkenne, betrachte ich die Tatsache, dass die erste Frage aufgegeben wurde, bevor sie beantwortet worden ist, als schwere Hypothek für Gegenwart und Zukunft.

Die Fragen nach Gleichheit/Differenz wurden und werden implizit oder explizit als Fragen nach einem Sein oder Wesen der Subjekte gestellt, d.h. es wird danach gefragt, ob es Gleichheit/Differenz(en) zwischen den Geschlechtern *gibt* oder ob Frauen untereinander gleich oder verschieden *sind*. Diese Seins- oder Wesensfrage bleibt latent, solange die Betonung auf Gleichheit liegt – sei es als *Forderung* (wie im Hinblick auf die Gleichheit zwischen den Geschlechtern), sei es als selbstverständliche *Annahme* (wie im Hinblick auf Gleichheit unter Frauen). Sobald jedoch der Aspekt von Differenz(en) in den Vordergrund rückt, verstärkt sich die Tendenz, das Augenmerk auf das Sein und Wesen der Subjekte zu richten. Denn mehr noch als die Frage nach Gleichheit lenkt die Frage nach Differenz(en) die Aufmerksamkeit auf das Thema der Identität und löst die Suche nach ontologischen Grundlagen bzw. natur- und/oder kulturbedingten Unterschieden aus. In der ersten Phase ging die Frage nach Differenz in Richtung einer „weiblichen Kultur" und führte zu einer Art Renaissance von Kulturfeminismus, wie ihn bereits die alte Frauenbewegung gekannt hat; in der zweiten Phase, in der es um Differenzen zwischen Frauen ging bzw. geht, ist damit ebenfalls, wenn auch auf andere Weise ein *cultural turn* verbunden[4]. Mit dieser Akzentverschiebung geht ein Wandel des Politikverständnisses einher. Beide Male impliziert die Wende zur Kultur eine Verschiebung von Interessen- zu Identitätspolitik, von Fragen der Gerechtigkeit zu Fragen der Anerkennung.

Herkömmlicherweise steht der politische Prozess unter der Leitvorstellung der Aushandlung und Durchsetzung von *Interessen*. Es geht vorrangig um das gleiche Recht auf Präsenz oder Vertretung im politischen Raum, um die Teilhabe am gesellschaftlichen Prozess und um die gerechte Verteilung materieller, aber auch immaterieller oder nicht unmittelbar materieller Güter (wie z.B. Bildungschancen). Repräsentation, Partizipation und Distribution kreisen um die Vorstellung eines Allgemeinen und Ganzen von Gesellschaft, zu dem die Individuen oder Gruppen Zugang gewinnen und an dem sie auf gerechte – und das bedeutet im Wesentlichen auf gleiche Weise – Teil haben wollen. Dagegen rücken unter dem Vorzeichen einer Politik der *Identität* Fragen des Rechts auf Ausdruck der jeweiligen kulturell erworbenen, aber auch der angeborenen,

'natürlichen' Eigenschaften von Individuen und Gruppen in den Mittelpunkt. Hier geht es um Wahrung und Entfaltung von Eigenart und Eigenständigkeit, mit anderen Worten um das (allerdings ebenfalls gleiche[5]) Recht auf Differenz. Während es traditionell um das Recht des Zugangs zu und der Teilhabe am gesellschaftlichen Prozess als ganzem ging, geht es nun um das Recht auf Andersartigkeit und Absonderung eines kollektiven (oder individuellen) Subjekts, auf Anerkennung seiner Eigenart und seines Eigensinns. Einfach gesagt: zielt Gleichheit auf Allgemeinheit, so legt Differenz die Betonung auf Besonderheit und Besonderung.

Obwohl Gleichheit und Differenz in beiden Phasen der Diskussion in erster Linie als alternativ bzw. disjunktiv, als Entweder/Oder aufgefasst werden und unterschiedliche Politikbegriffe implizieren, handelt es sich doch letztlich um verschiedene Versuche, dasselbe Problem zu lösen. Das Problem oder besser gesagt, ein ganzes Bündel von Problemen liegt in der Tatsache gesellschaftlicher Ungerechtigkeit, der ungleichen Distribution von Rechten, Gütern, Chancen sowie von Anerkennung usw. Das Konkurrenzverhältnis zwischen den verschiedenen Lösungsmodellen kann als Indiz dafür gelesen werden, dass sie alle, wenngleich auf unterschiedliche Weise nicht ausreichen, um die anstehenden Probleme umfassend zu lösen. Alle vier Positionen weisen gravierende Schwächen auf:

- Gegen das Postulat von Gleichheit zwischen den beiden Geschlechtern (1.1) wird immer wieder - und nicht ganz zu Unrecht - eingewandt, dass es einseitig auf eine Strategie der Angleichung der Frau an das Wesen und die Welt des Mannes hinauslaufe, während die Eigenart und der Eigenwert der weiblichen Existenzweise übersehen oder negativ gesehen werde.
- Diesen Mangel behebt der Differenzansatz (1.2), der die Bedeutung alles symbolisch mit Weiblichkeit Assoziierten und die realen Leistungen von Frauen ins Licht rückt. Der Differenzansatz seinerseits muss sich - und zwar ebenfalls nicht ganz zu Unrecht - den Vorwurf des Essentialismus gefallen lassen, d.h. den Einwand, die überlieferten Clichés der Geschlechtscharaktere und die polarisierten Positionen von Weiblichkeit und Männlichkeit festzuschreiben statt aufzulösen.
- Dem Verdacht des Essentialismus ist auch - und wiederum nicht ganz zu Unrecht - die Annahme einer grundsätzlichen Gleichheit der Lebens- und Erfahrungswelten aller Frauen (2.1) ausgesetzt. Das Programm selbstverständlicher Solidarität zwischen Frauen aufgrund ihrer unter allen Umständen, also essentiell gleichen Leidenssituation und Unterdrückungserfahrung erweist sich nicht nur als unrealistisch, sondern darüber hinaus auch als selbst in hegemoniale Strukturen verwickelt, insofern die Differenzen zwischen Frauen, insbesondere im Hinblick auf ihre unterschiedliche gesellschaftliche und kulturelle Situierung und die dadurch bedingten Über- und Unterordnungsverhältnisse unberücksichtigt bleiben.
- Diesem Problem wird schließlich durch die letzte Position (2.2) Rechnung getragen, welche auf die bedeutsamen Differenzen zwischen Frauen nach den Hinsichten von sozialer Stellung, ethnischer Herkunft, kultureller Zugehörigkeit, sexueller Ori-

entierung, Alter, Religion usw. hinweist. Dies geschieht allerdings in der Regel, ohne dass die Reichweite und Grenzen dieser verschiedenartigen Differenzen angegeben werden könnten, so dass am Ende tendenziell uneinsehbar wird, worin überhaupt noch Gemeinsamkeiten in den Benachteiligungserfahrungen zwischen Frauen bestehen[6]. Hatten Frauenbewegung und Feminismus Sturm gesät, so ist an diesem Punkt der Moment erreicht, an dem sie Windstille ernten. Die vierte Position, so berechtigt sie sein mag, führt in die Flaute. Ausgerechnet am elaboriertesten und differenziertesten Punkt der Diskussion droht ihr Gegenstand in den Abgrund zu stürzen. Zusammenfassend lässt sich feststellen: Gleichheits- und Differenzansatz in ihren verschiedenen Varianten verweisen auf die Unzulänglichkeit des jeweils entgegengesetzten Ansatzes; sie haben damit jeweils der Alternative gegenüber ebensowohl Recht als sie sich ihrerseits von dieser ins Unrecht setzen lassen müssen. So besteht eine Art Patt zwischen Gleichheit und Differenz, das sich wenigstens bis jetzt nicht vollständig hat auflösen lassen.

Ich schlage vor, die Unlösbarkeit des Dilemmas als Indiz dafür zu sehen, dass die Frage nach Gleichheit oder Differenz zwischen den Geschlechtern als Wesens- oder Identitätsfrage grundsätzlich falsch gestellt ist. Tatsächlich gibt es wohl kaum eine Frage, die im 19. und 20. Jahrhundert so hartnäckig verfolgt wurde, wie die der Differenz oder der Differenzen zwischen den Geschlechtern. Aber so lange und intensiv auch danach gesucht worden ist, es gibt keine allgemein als gültig anerkannte Antwort. „Even at the level of biological difference, the basis for a binary division between men and women does not exist. There is no criterion which allows the human race to be divided into two exclusive sexes, and the common sense arguments behind the division collapse on examination."[7] Die Geschlechtsidentitäten schillern beständig zwischen Gleichheit und Differenz. Versucht man den Pol der Gleichheit zu fixieren, bekommt man es sofort mit Differenzen zu tun; will man diese jedoch festlegen, lösen sie sich im Nu wieder auf[8].

Die Frage nach Gleichheit oder Differenz unter Frauen geht aus demselben und darüber hinaus aus einem zweiten Grund fehl. Die Ursache des Problems, das unter dem Etikett „Differenzen zwischen Frauen" mittlerweile in unendlicher Wiederholung der immer gleichen Argumente diskutiert wird, ohne einer überzeugenden Lösung nähergebracht zu werden, liegt nicht unmittelbar in den unterschiedlichen subjektiven Seins- und Erfahrungsweisen von Frauen. Vielmehr findet in ihnen ein strukturelles Phänomen seinen Ausdruck, nämlich die dem modernen Denken eigentümliche Reflexivität.

Die Eigenschaft der Reflexivität kennzeichnet sowohl den Wissensdiskurs als auch den Freiheitsdiskurs der Moderne. Sie besteht im Grunde in nichts anderem als in der Wiederanwendbarkeit eines Prinzips auf sich selbst[9].

Der Wissensdiskurs der Moderne trat ursprünglich auf als Kritik an der Tradition mit dem Ziel, wissenschaftliches, d.h. gesichertes Wissen an die Stelle von Glauben zu setzen. Statt jedoch auf dem Wege der Aufklärung von Vorurteil, Aberglauben und

Unwissen mit den Methoden und Instrumentarien des wissenschaftlichen Wissens zu letztgültiger Wahrheit bzw. unumstößlicher Gewissheit zu gelangen, lässt sich die aufklärerische Opposition gegen jede angemaßte Autorität, nun auch auf das neue, überlegene wissenschaftliche Wissen selbst in Anwendung bringen. Dieses iterative Moment der Kritik, das in der Revolte der Aufklärung gegen die Dogmen der Religion, gegen die Macht der Überlieferung angelegt ist, nennt Anthony Giddens Reflexivität: „[...] only in the era of modernity is the revision of convention radicalised to apply (in principle) to all aspects of human life [...]. What is characteristic of modernity [...] is the presumption of wholesale reflexivity – which of course includes reflection upon the nature of reflection itself"[10]. Anders gesagt: Die Unterscheidung wahr/unwahr bildet sich nicht mehr nur auf die Unterscheidung von Moderne/Tradition oder Wissen/(Aber-)Glauben ab, sondern lässt sich innerhalb von Moderne/Wissen selbst wieder anwenden. Es ist der Universalitätsanspruch des modernen Wissensdiskurses, also der Anspruch auf vollständige Gewissheit, der die Wiederanwendung des kritischen Wissens auf sich selbst antreibt. Denn insofern als die reale Begrenzung des jeweiligen Wissensstandes zum Universalitätsanspruch im Gegensatz steht, eröffnet sich die Möglichkeit des Wiedereinsatzes der Kritik, die sich nun freilich nicht mehr auf das bezieht, was Aufklärung ursprünglich als ihr Gegenteil definiert, nämlich auf Dogma und Aberglauben, sondern auf eine vorgängige Gestalt von Aufklärung und Wissen selbst, die allerdings ihrerseits in Gefahr steht zu Dogma und Aberglauben zu erstarren, sollte sie sich der kritischen Reflexion verschließen. „If the sphere of reason is wholly unfettered, no knowledge can rest upon an unquestioned foundation, because even the most firmly held notions can only be regarded [...] 'until further notice'. Otherwise they would relapse into dogma and become separate from the sphere of reason [...]"[11].

Das Resultat ist zwiespältig: Auf der einen Seite rückt das Ziel einer sicheren Neubegründung vollkommenen Wissens nicht nur in unabsehbare Ferne, sondern wird regelrecht zur Absurdität. „[...] the equation of knowledge with certitude has turned out to be misconceived. We are abroad in a world which is thoroughly constituted through reflexively applied knowledge, but where at the same time we can never be sure that any given element of knowledge will not be revised"[12]. Horkheimer und Adorno haben das Dilemma der Reflexivität als „Dialektik der Aufklärung" bezeichnet und so formuliert: Mit unausweichlicher Notwendigkeit verfällt „immer wieder jede bestimmte theoretische Ansicht der vernichtenden Kritik [...] nur ein Glaube zu sein, bis selbst noch die Begriffe des Geistes, der Wahrheit, ja der Aufklärung zum animistischen Zauber geworden sind"[13]. Im iterierenden bzw. reflexiven Moment verschleift sich der Bruch, den die Aufklärung zwischen sich und die Tradition projiziert hat. Auf der anderen Seite erweisen sich das Prinzip der Kritik und das Pathos des Strebens nach Wissen und Gewissheit als äußerst vital. Der Universalitätsanspruch bildet einen ständigen und zugleich jede Alternative ausschließenden Antrieb zur Expansion des Wissens. In dieser Hinsicht besiegelt Reflexivität die sich fest- und fortschreibende

Gültigkeit des ihr zugrunde liegenden Universalitätsprinzips. Obwohl die „Saat des Nihilismus"[14], die bereits in der Aufklärung angelegt ist, im weiteren Verlauf der Moderne voll aufgeht, obwohl das wissenschaftliche Wissen gewissermaßen selbst zu Fabel und Mythos wird, bleibt es in Geltung, es behält, ja es erweitert seine Sozialdominanz. Zwar ist Wissenschaft „ihrer ursprünglichen Geltungsansprüche beraubt", dennoch ist und bleibt sie unverzichtbar[15]; mehr noch, sie wird es erst recht. Der „Verlust von Wahrheit und Aufklärung und das Notwendigwerden der Wissenschaft [sind] Symptome derselben Entwicklung: des heraufziehenden Zeitalters einer wissenschaftsabhängigen und wissenschaftskritischen Risikogesellschaft"[16].

Die Problematik des Emanzipationsdiskurses der Moderne stellt sich ganz analog dar. Hier ist es die Unterscheidung Freiheit/Unfreiheit, die ursprünglich den Bruch zwischen Aufklärung bzw. Moderne und Tradition markiert. Dabei ist es auch hier der damit einhergehende Universalitätsanspruch, der sich als Fehlschlag und Antrieb zugleich erweist. Denn einerseits hat sich die in Aufklärung und Revolution postulierte Emanzipation des Menschengeschlechts aus Bevormundung und Knechtschaft bekanntlich sehr rasch als wesentlich begrenzter erwiesen, als es die utopische Träumerei oder vielleicht auch bloß die revolutionäre Propaganda einen historischen Augenblick lang erwarten ließen. Nicht die Menschheit, das Menschengeschlecht, der Mensch schlechthin, alle Menschen, haben Freiheit und Gleichheit erlangt, sondern der Dritte Stand – eine sehr kleine soziale Gruppe in einem sehr kleinen Teil der Welt. Das universale Subjekt der Emanzipation erweist sich somit als kontingent, d.h. als in verschiedenen Hinsichten historisch und sozial, geschlechtlich und kulturell bedingt und begrenzt. Diese Einsicht und der sich aus ihr ableitende Widerspruch und Widerstand gegen eine bürgerlich-männlich-weiß geprägte, neue Gestalt von Herrschaft kann sich nun freilich ihrerseits mit vollem Recht auf die Prinzipien der Aufklärung, auf die Ideen von Vernunft, Freiheit und Gleichheit berufen. Ähnlich wie im Hinblick auf die theoretische Seite der Thematik ergibt sich also auch hier die Möglichkeit einer Wiederanwendung der aufklärerischen Kritik, die sich nun nicht mehr auf das bezieht, was Aufklärung ursprünglich als ihr Gegenteil definiert, nämlich auf Knechtschaft und Unmündigkeit unter einem *ancien régime*, sondern auf sich selbst, d.h. auf eine vorgängige Gestalt von Emanzipation, deren reale Begrenzung zu ihrem eigenen Universalitätsanspruch in Gegensatz gerät.

Obwohl der Universalitätsanspruch des weißen, bürgerlich-mittelständischen, abendländischen, männlichen Subjekts zurückgewiesen wird, folgt doch andererseits jede weitere Bewegung demselben Konstruktionsprinzip und legt ein neues Subjekt als begründende Einheit ihres Befreiungsprojekts zugrunde. Dessen Universalitätsanspruch sieht sich alsbald mit derselben Kritik konfrontiert. Das ist es, was in der aktuellen Diskussion um Differenzen zwischen Frauen thematisiert wird. Während Frauenbewegung und feministische Theorie lange Zeit und durchaus mit Erfolg damit befasst waren, die Kontingenz des vermeintlich neutralen und universalen Subjektbegriffs im Hinblick auf die geschlechtsspezifische Begrenzung der Kategorie Mensch und den damit

einhergehenden impliziten Ausschluss des weiblichen Teils der Menschheit von Rechten und Chancen aufzuzeigen, wird das dieser Kritik zugrunde gelegte Subjekt Frau inzwischen auf der Grundlage desselben Prinzips der Reflexivität einem ähnlichen Verdacht ausgesetzt: „Hatten sich Frauenforschung und feministische Theorie ursprünglich formiert als Reaktion auf die Marginalisierung von Fragen des Geschlechterverhältnisses und die Ausblendung von Gewalt und Machthierarchien zwischen den Geschlechtern [...], so werden sie nun mit den eigenen blinden Flecken konfrontiert [...]. Im Zuge dieser Selbstkritik und *reflexiven* Wendung zeigte sich, dass in einem Gutteil der theoretischen Ansätze der Frauenforschung, die beanspruchten, die Lebensverhältnisse und Erfahrungen von 'Frauen' zu analysieren, die Erfahrungen bestimmter Gruppen von Frauen (weiße, heterosexuelle Frauen der Mittelschicht) verallgemeinert worden waren. [...] Das 'Erbe der Väter' in Gestalt universalisierender, ahistorischer Theorien schlug hier zu Buche."[17]. Die Konstruktion des Subjekts Frau folgt ebenfalls der Konstruktionsregel des universalen Subjekts der Moderne und unterliegt folgerichtig derselben Art von Kritik, dass nämlich die behauptete Universalität dieser Subjektposition eine angemaßte ist und auf Ausblendungen basiert bzw. Ausschlüsse produziert. Daher gilt: „Once essential and universal man dissolves, so does his hidden companion, woman. We have, instead, myriads of women living in elaborate historical complexes of class, race, and culture"[18].

Die Kritik an der Marginalisierung von Frauen anderer Klasse, Rasse, Ethnizität oder sexueller Orientierung lebt in derselben Weise von der Reklamation einer Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit von Emanzipation, zwischen Universalitätsanspruch und realer Partikularität, wie vor ihr die feministische Kritik, die das von der Aufklärung propagierte Ideal umfassender Humanität mit dem Verweis auf die systematische Ausgrenzung des Weiblichen beschämt hat. Das bedeutet zugleich aber auch, dass sich ein neues Kollektiv von bis dahin Marginalisierten, sobald es seine Identität ins Zentrum rückt und sich als Subjekt von Befreiung konstituiert, seinerseits demselben Einwand aussetzt. Denn es ist klar, dass sich die Reflexivität auch auf dieser neuen Stufe nicht wird stillstellen lassen. Gegen jede neu ins Licht rückende Subjektposition von vorher Marginalisierten, wird sich wiederum von anderen, durch sie in den Schatten gestellten Positionen her, derselbe Vorwurf erheben lassen. Das Resultat sind *culture wars*, wie sie in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts bereits ausgebrochen sind. Wenn daraus der Schluss gezogen wird, dass die Konstruktion eines Subjekts von Emanzipation aufgegeben werden müsse, um von „myriads of women living in elaborate historical complexes of class, race, and culture" als irreduzibler Gegebenheit auszugehen, dann erlischt der mächtige Antrieb zur Veränderung. Vollständige Reflexivität führt *ad absurdum;* sie wird 'blind' gegen den Unterschied von Wissen und Nicht-Wissen, Freiheit und Unfreiheit, den sie beständig macht.

Aber ähnlich wie sich in theoretischer Hinsicht keine Alternative zur wissenschaftlichen Denkform zeigt, so ist in praktischer Hinsicht jedes Abrücken von den Prinzipien Freiheit, Gleichheit und Demokratie undenkbar. Mag sich das Ziel umfassender

Emanzipation des Menschengeschlechts auch als Illusion erweisen, so steht doch jede Art von Autorität oder Privileg nach wie vor prinzipiell unter dem Verdacht, nur angemaßt zu sein und (noch) ist keine Argumentation in Sicht, die einen Zustand fundamentaler und dauerhafter gesellschaftlicher Ungleichheit und Abhängigkeit als gerecht oder gerechtfertigt erscheinen lassen könnte. Obgleich sich das Subjekt der Befreiung in der Problematik seiner Kontingenz und im Phänomen der Reflexivität verstricken mag, gibt es dennoch keine Legitimation dafür, dass in allen Dimensionen menschlicher, sozialer und politischer Beziehungen Verhältnisse beschämender Abhängigkeit und krasser Ausbeutung bis hin zu faktischer Sklaverei nicht nur fortbestehen, sondern neu entstehen, dass Ungleichheit zunimmt statt zu verschwinden.

II Ungleichheit als Prinzip der modernen Gesellschaft

Aus den festgefahrenen Alternativen von Gleichheit/Differenz zwischen den Subjekten als konkurrierenden Strategien zur Lösung des Gerechtigkeitsproblems, ebenso wie aus den strukturellen Impassen der Subjektposition als solcher, resultiert die gegenwärtige Flaute feministischer Theorie und Praxis[19]. Um sie zu überwinden, scheint es mir notwendig, das Thema Gleichheit/Differenz in Zukunft weniger unter dem Aspekt der Prinzipien von Egalität und Identität der Subjekte und der Polarisierung der diesbezüglichen Strategien im Sinne eines Entweder/Oder zu betrachten, als vielmehr im Hinblick auf das Problem fortbestehender und neu entstehender *Ungleichheit*. Es erscheint mir sinnvoll, eine Unterscheidung einzuführen zwischen dem Thema Gleichheit/Differenz, wie es sich auf die Dimension der Subjekte und ihre - sei es ontologisch, biologisch oder kulturell begründeten - Seinsweisen bezieht und dem Thema Ungleichheit, das die Strukturen und Funktionszusammenhänge, die Mechanik und die Mechanismen der Gesellschaft betrifft, kurzum die Systemebene.

Um die Ungleichheitsthematik nicht wie oft üblich als sozialtechnologisches Managementproblem, sondern in ihrem ganzen Umfang und Gewicht vor den Blick zu bringen, muss die Frage geprüft werden, inwiefern und inwieweit die moderne Gesellschaft zu ihrem Funktionieren der Ungleichheit bedarf, das heißt, auf (alter) Ungleichheit aufbaut und (neue) Ungleichheit produziert.

Auf den ersten Blick scheint eine solche Hypothese wenig plausibel zu sein; widerspricht sie doch dem Selbstverständnis der modernen Gesellschaft und zwar sowohl im Hinblick (a) auf die rechtlich-politische Verfassung des modernen Staates als auch (b) auf die Prämissen der modernen Ökonomie.

(a) Die Tatsache, dass die moderne Gesellschaft in rechtlich-politischer Hinsicht auf den Prinzipien von Freiheit und Gleichheit gründet, ergibt sich als logische Notwendigkeit aus dem Niedergang des christlich-metaphysischen Weltbildes im Prozess der Säkularisierung. Wenn es keine „große Kette des Seins" mehr gibt, keine in einem höchsten Punkt verankerte Schöpfungsordnung, keine verbindende und verbindliche Sage, durch welche jedem Wesen ein bestimmter Platz (Stand) in dieser Ordnung zu-

gewiesen ist, wenn es keinen Mythos mehr gibt, der die Einheit der Gesellschaft in ihren Differenzen als hierarchische Stufung erklärt und rechtfertigt, dann ist der Vorrang des Ganzen vor den Teilen nicht mehr zu begründen; dann tritt umgekehrt die Vorstellung vom Vorrang des Teils vor dem Ganzen in Erscheinung. Wo es kein *summum bonum*, keine allgemeinverbindliche objektive Ordnungsvorstellung und keinen aus dieser ableitbaren Zweckzusammenhang gibt, da erfolgt notwendigerweise die Freisetzung der Einzelnen. Die Idee der Person und ihrer Freiheit ist weniger eine großartige politische Idee, von der es Wunder nimmt, dass sie erst so spät in der Geschichte der Menschheit zur Geltung gelangt ist, als vielmehr ein Resultat des Verblassens eines ganzheitlichen und hierarchischen Weltbildes. „Wenn aber das Universum keinen absoluten Mittelpunkt und keine letzte Begrenzung mehr hat, dann kann jedes Bewusstsein das Recht für sich beanspruchen, die Welt durch seine eigene Tätigkeit zu organisieren"[20]. Mit dem Primat des Einzelnen vor dem Ganzen, des Individuums vor der Gemeinschaft, verbindet sich unmittelbar und unvermeidlich die Vorstellung der Gleichheit *aller* Einzelnen[21]. Denn ohne verbindende und verbindliche Sage gibt es nicht nur keine Erzählung vom (vor)bestimmten und richtigen Ort des Individuums in der Gesellschaft, sondern es gibt auch keine Rechtfertigung für Vor- und Nachrang irgend eines Teils vor irgend einem anderen. Daher gilt, was Condorcet früh erkannt hat: „Entweder hat kein Glied des Menschengeschlechts wirkliche Rechte, oder sie alle haben die gleichen und derjenige, der gegen das Recht eines anderen stimmt, mag er auch einer anderen Religion, einer anderen Hautfarbe oder dem anderen Geschlecht angehören, hat damit seine Rechte verwirkt"[22].

(b) Nicht allein das Rechtssystem und die Prinzipien demokratischer Politik, sondern auch das ökonomische System basiert auf den Prämissen Freiheit und Gleichheit. Nicht nur als Teilnehmer am politischen Prozess (citoyen), sondern auch als Akteur wirtschaftlicher Tätigkeit (bourgeois) wird ein autonomes Subjekt vorausgesetzt. Das autonome Subjekt im ökonomischen Prozess soll ausschließlich seine eigenen Interessen verfolgen, es soll ausschließlich an seinen eigenen Fähigkeiten und Leistungen gemessen werden, ohne Rücksicht auf seine Einbindung in überlieferte, hierarchisch strukturierte soziale Verhältnisse; Meritokratie soll an die Stelle von Aristokratie treten. Im Vergleich zu den vorrangig religiösen Grundlagen vormoderner Gesellschaftsformationen scheint von den Prinzipien instrumenteller Rationalität und Effizienz, von den anonymen Mechanismen des Marktes, von Angebot und Nachfrage, eine sowohl unversalisierende als auch individualisierende Wirkung auszugehen. Die vielleicht stärkste liberalisierende und egalisierende Wirkung geht freilich vom universalen Medium Geld aus, das tendenziell alle vorgängigen, tradierten gesellschaftlichen Rangordnungen auflöst.

Trotz der Denknotwendigkeit sowohl von Freiheit als auch von Gleichheit, wie sie in den Rechtsordnungen moderner Gesellschaften ihren Niederschlag findet, wie sie den Motor der modernen Ökonomie bildet und wie sie im Hinblick auf die politische Ordnung Demokratie bis heute alternativlos als einzig legitime Politikform erscheinen lässt, verschwindet Ungleichheit nicht[23]. Dem Prozess der Moderne, konkret den Pro-

zessen von Ausdifferenzierung, Spezialisierung und Diversifizierung der gesellschaftlichen Funktionszusammenhänge in den Subsystemen von Politik und Wirtschaft, korrespondieren zweifellos autonomisierende und egalisierende Effekte auf der Subjektebene. Diese setzen sich besonders erfolgreich in den Subsystemen von Recht und Bildung um[24]. Mit einer umfassenden Freiheit und Gleichheit der Individuen sind diese Effekte jedoch keineswegs identisch. Vielmehr sieht es so aus, als ob in der modernen Gesellschaft Freiheit und Gleichheit von der Art und in dem Umfang erzeugt werden, wie es für das Funktionieren von Staat, Ökonomie, Wissenschaft/Technologie usw. erforderlich ist[25]. So resultiert aus dem prinzipiellen Illegitim-Werden von Ungleichheit weniger ihr zwar vielleicht ungleichmäßiges und langsames, aber irreversibel fortschreitendes Verschwinden als vielmehr ein Gestaltwandel. Höchst erfolgreich unterminiert der *cash nexus* überlieferte Hierarchien, um eine andere, aber kaum minder rigide Art von Rangordnung an ihre Stelle zu setzen. Die tradierten *symbolischen* Differenzen werden negiert, doch die kapitalistische Gesellschaft prägt die *materiellen* Ungleichheiten bedeutend stärker aus als irgendeine eine andere Gesellschaftsformation. Im Kern ist diese neue Rangordnung ökonomischer Art; es kann jedoch wenig Zweifel daran bestehen, dass die ökonomischen Mittel dazu verwendet werden, nichtmaterielle Güter wie (Vor)Recht(e) und Macht zu 'kaufen', so dass am Ende auch politische und symbolische Ungleichheit restituiert werden kann[26].

Das Verhältnis, in dem insbesondere die moderne Ökonomie zu den Prinzipien von Egalität und Autonomie steht, erweist sich als höchst ambivalent. Auf der einen Seite bedarf die kapitalistische Wirtschaft autonomer, vertragsfähiger, 'unternehmerischer' Subjekte und erzeugt liberalisierende und egalisierende Effekte. Auf der anderen Seite befördern Bedingungen von Unfreiheit und Ungleichheit wirtschaftliche Interessen - und zwar durchaus nicht nur zufällig oder beiläufig, sondern systematisch. Als entsprechend ambivalent erweist sich dann auch die Rolle des Staates. Auf der einen Seite ist er demokratischen Prinzipien verpflichtet und daher bestrebt alte und neue Ungleichheiten auszugleichen, auf der anderen Seite stellt der dem modernen Nationalstaat eigene Einschluss-/Ausschluss-Mechanismus via Zulassung/Nicht-Zulassung zu den Bürgerrechten (citizenship) ein mächtiges Instrument zur Erhaltung oder Herstellung von Ungleichheit dar.

Während ich die Debatte um Gleichheit und Differenz im oben skizzierten Sinne, d.h. auf der Ebene der Subjekte und ihrer Existenzweisen für erschöpft und unfruchtbar erachte, scheint mir die Thematik unter dem Gesichtspunkt von Ungleichheit von geradezu brennendem Interesse zu sein. Unter dem Vorzeichen der derzeit in vollem Gang befindlichen dritten industriellen Revolution und unter der Vorherrschaft neoliberaler und neo-konservativer Politiken (inklusive populistischer Gegenstrategien bzw. 'Parallelaktionen') entstehen quantitativ, d.h. in Umfang und Ausmaß ganz neue Dimensionen von Ungleichheit, die gleichwohl in qualitativer Hinsicht an alten Strukturen ansetzen. Die Problematik wird durch Prozesse der Globalisierung verschärft, aber zugleich auch verschoben und verändert. Angesichts der dramatisch wachsenden

Ungleichheitsproblematik geraten die jahrzehntelangen nationalstaatlichen Gleichheitspolitiken, Gleichstellungsreformen und -reförmchen (in welcher Form auch immer) hoffnungslos ins Hintertreffen. Sie haben keinen grundlegenden Wandel, keine vollständige Umgestaltung der etablierten Gesellschafts- und Geschlechterordnung herbeiführen können und auch von den verschiedenen mit ihnen konkurrierenden Differenzstrategien ist kein entscheidender Beitrag zur Lösung der Probleme geleistet worden.

Das Problem wachsender Ungleichheit stellt nicht nur eine philosophische Gerechtigkeitsfrage, es betrifft auch nicht allein die ökonomische Dimension und es wirkt sich auch nicht bloß katastrophal auf die Lebenschancen von Menschen aus, sondern es hat nebst alle dem und darüber hinaus unmittelbare und zwar unmittelbar verhängnisvolle Auswirkungen auf die Entwicklung von Demokratie und es wirft schließlich auch einen tiefen Schatten auf die Forderungen nach Anerkennung kultureller Differenzen. Ohne die Beseitigung oder mindestens Eindämmung der galoppierend fortschreitenden gesellschaftlichen Ungleichheit wird Demokratie unmöglich, wird die Behauptung und Bewahrung kultureller Identität bzw. Differenz zur Farce, wenn nicht gar zum Betrug.

Nach dem „cultural turn" der letzten Jahre und Jahrzehnte ist ein „social (re)turn" erforderlich, eine (erneute) Hinwendung zu Fragen der Gesellschaftsanalyse und Gesellschaftskritik – unter Berücksichtigung der veränderten und sich weiter verändernden Bedingungen.

III Klasse, Rasse, Geschlecht: Arbeit und Fremdheit

Mit der Vermutung, dass Ungleichheit an den Gegebenheiten von Klasse, Rasse und Geschlecht ansetzt, treffe ich auf eben jene Trias, die in den Diskussionen der letzten zehn bis fünfzehn Jahre den Kern der Identitätskategorien bildet, welche mit nahezu gebetsmühlenartiger Insistenz beschworen werden. Da jedoch die Art und Weise, wie die drei Konzepte in den letzten Jahren verwendet werden, offensichtlich in eine Sackgasse führt, ist ein einfaches Anknüpfen an den derzeitigen Stand der Diskussion nicht möglich.

Denn *erstens* fällt auf, dass die rhetorische Verwendung von Klasse, Rasse und Geschlecht als Dreiheit ungefähr in dem Moment Verbreitung zu finden begonnen hat, als das Konzept Klasse, infolge tief greifender Transformationen im ökonomischen ebenso wie im politischen System, gänzlich unbrauchbar und obsolet geworden zu sein schien. Daraus ergibt sich: „[...] class is invariably named but rarely theorized or developed in the multiculturalist mantra, 'race, class, gender, sexuality'".[27] Das Konzept Geschlecht erleidet ein ähnliches Schicksal. Und zwar wird es selbst gerade eben aufgrund der ins Blickfeld rückenden Überschneidungen mit Klasse und Rasse/Ethnizität destabilisiert. Obwohl die Addition von Klasse und Geschlecht zunächst aus dem berechtigten Einspruch resultierte, den viele Feministinnen gegen die Subsumierung von Geschlecht als „Nebenwiderspruch" zu Klasse erhoben haben, hat in weiterer Folge gerade die Auffächerung der Perspektive nach den Hinsichten von Klasse, Ethnizität,

Sexualität usw. die Kategorie *gender* als zentralen Gegenstand feministischer Theorie und Praxis zutiefst verunsichert[28].

Zweitens fällt auf, dass die Trias an den Rändern 'ausfranst'. In dem Bestreben, dem Reflexivitätsprinzip gewissermaßen vorauseilenden Gehorsam zu leisten, d.h. dem potentiellen Einspruch von Seiten marginalisierter Identitäten zuvor zu kommen und keiner auch nur potentiell differenten Identität durch Nicht-Anerkennung Unrecht zu tun, werden nicht selten weitere Arten von Differenzen addiert, um schließlich im vagen Und-so-weiter der Aufzählung mehr oder weniger wichtiger, beliebig vermehrbarer Differenzlinien, wenn nicht überhaupt bei einer verharmlosenden Feier der unendlichen Fülle von eigentlich indifferenten Differenzen im Namen eines fröhlichen Pluralismus zu enden[29].

Möglicherweise tritt die aus diesen beiden Punkten resultierende konzeptuelle Problematik deshalb nicht in voller Schärfe in Erscheinung, weil sich die Aufmerksamkeit von der Ebene der gesellschaftlichen Strukturprinzipien auf die Ebene der individuellen Lebenserfahrungen verlagert hat. Im Vordergrund der neueren feministischen Diskussionen steht die Suche nach einem „approach that recognizes the multiple axes/ identities which shape *women's lives*, particularly race, class, age and culture"[30]. Das trifft wiederum nicht allein auf die Kategorie Geschlecht zu. Auch Klasse wird in den neueren Diskussionen so behandelt, als handle es sich vorrangig um eine Angelegenheit personaler Identität: „[...] disclaimers about the relevance of class within the contemporary social context are not accompanied by any diminuition in the number of references to class in the abstract (often in the company of race, gender and more recently, sexuality) as a key axis of individual identity. It is almost as though, having been eradicated as a meaningful category of conjunctural social analysis, class makes its reappearance as an ontological given of 'the social'"[31]. Klasse, Rasse und Geschlecht treten gewissermaßen als individuelle 'Erlebnis'qualitäten in Erscheinung und werden als solche ontologisiert oder naturalisiert/biologisiert.

Diese Verlagerung der Kategorien Klasse, Rasse und Geschlecht vom Gebiet der Gesellschaftsanalyse auf das Gebiet dessen, was in den letzten Jahren mit dem Terminus Identitätspolitik bezeichnet wird, ist insofern problematisch, als die Begriffe Klasse, Rasse und Geschlecht auf der Basis von Identitätspolitik zwar einerseits vorausgesetzt bleiben und immer wieder neu evoziert werden, während sie andererseits jedoch Inhalt und Bedeutung verlieren. Es ist sinnlos, auf die sich überlagernden oder durchkreuzenden Aspekte von Klasse, Rasse und Geschlecht in den individuellen Erfahrungswelten hinzuweisen, ohne angeben zu können, wie und wodurch Klasse, Rasse und Geschlecht als gesellschaftliche Kategorien konstituiert sind. Aus diesem Grund erschöpft sich ihre Thematisierung in steriler Wiederholung. Vor allem gerät dadurch die Perspektive auf Kritik an den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen, geschweige denn auf ihre Veränderung oder gar radikale Transformation aus dem Blick.

Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, Klasse, Rasse und Geschlecht als Kategorien der Gesellschaftsanalyse wieder- bzw. eigentlich neu zu gewinnen. Anders gesagt: es

geht darum, die Sackgassen der Identitätspolitik zu überwinden - ohne indes die Einsichten zu verlieren, welche in den Debatten der letzten Jahre und Jahrzehnte gleichwohl auch erzielt wurden. Denn es gibt keinen *status quo ante*, der durch die neueren Diskussionen lediglich verunklärt oder verschüttet worden wäre und zu dem nun einfach zurückgekehrt werden könnte. Die Frage danach, was Klasse, Rasse und Geschlecht jeweils einzeln und in ihrem Zusammenhang sind, ist im Grunde ganz neu zu stellen.

So noch einmal von vorn anfangend, stellen sich viele Fragen. Zunächst ist die Anzahl der für eine Gesellschaftsanalyse relevanten Kategorien zu bestimmen. Die These lautet: mehr als eine, aber nicht mehr als drei. Zielt die erste Behauptung in Richtung auf eine Auseinandersetzung mit älteren Konzeptualisierungen der Kategorie Klasse und insistiert ihnen gegenüber auf den Einsichten und Ergebnissen der jüngeren Diskussionen (nämlich der Verunsicherung zunächst von Klasse, dann von Geschlecht als Zentralkategorien der Gesellschaftsanalyse), so muss wiederum diesen gegenüber die Begrenzung auf drei Kategorien und namentlich auf Klasse, Rasse und Geschlecht begründet werden. Das heißt, es muss angegeben werden:

- erstens was diese drei Kategorien von anderen unterscheidet,
- zweitens worin sie unter einander übereinstimmen, und schließlich
- drittens, worin das Spezifikum einer jeden von ihnen liegt, so dass sie nicht in eins zusammenfallen.

„Some differences are playful; some are poles of world historical systems of domination"[32]. Die Scheidemarke zwischen „spielerischen Differenzen" und „welthistorischen Herrschaftssystemen", d.h. zwischen Differenz und Ungleichheit liegt in ihrer Bezogenheit auf *Arbeit*. Klasse, Rasse und Geschlecht sind nicht bloß Linien von Differenzen zwischen individuellen oder kollektiven Subjekten, sondern bilden *das* Grundmuster von gesellschaftlich-politisch relevanter Ungleichheit, weil Arbeit und zwar namentlich körperliche Arbeit ihren Existenzgrund und Angelpunkt ausmacht. Ferner stimmen Klasse, Rasse und Geschlecht darin überein, dass in allen drei Hinsichten ein Ungleichheit begründender und legitimierender *Fremdheitseffekt*, d.h. eine Ausgrenzung (Externalisierung) erzeugt wird, mit dem Ziel oder mindestens mit dem Resultat, eine Reduzierung des für die geleistete Arbeit zu entrichtenden Preises herbeizuführen d.h. Ausbeutung stattfinden zu lassen. Aber sowohl in der Art der Arbeit als auch hinsichtlich der spezifischen Form von Fremdheit unterscheiden sich die drei Kategorien dann von einander:

Klasse

Nach herkömmlicher Auffassung betrifft die Kategorie Klasse die Differenz zwischen denen, die über Eigentum an Produktionsmitteln verfügen und jenen, die lediglich ihre eigene Arbeitskraft zum Tausch anbieten können. Zu dieser primären Asymmetrie zwischen Kapital und Arbeit kommt ein Fremdheitseffekt hinzu. Dessen Grundlage bilden bestimmte, in der Subjektdimension angesiedelte Merkmale, die als Mangel in

Erscheinung treten: Mangel an (Aus-)Bildung, an unternehmerischer Eigeninitiative, an Leistungsfähigkeit oder -bereitschaft, an Arbeitskapazität oder -disziplin. Die De-Klassierung der 'unteren' Klasse(n) betrifft in erster Linie körperliche bzw. 'schmutzige', schwere und monotone Arbeit.

Unter dem Aspekt Klasse werden Gruppen gegeneinander abgegrenzt, die zugleich in der Einheit des modernen Nationalstaats zusammengefasst werden. So gesehen, d.h. in Relation zur Gemeinschaft des Nationalstaats bildet der Antagonismus der Klassen eine Differenzlinie im 'Inneren'[33]. Diese Differenzlinie wird als durchlässig vorgestellt; es wird angenommen, dass die in der Subjektdimension liegenden Mängel ausgeglichen werden können, mithin dass die Klassenschranken durch individuelle Initiative und/oder durch kompensatorische gesellschaftliche Maßnahmen überwindbar seien. Denn im Unterschied zur geburtsständig geordneten traditionalen Gesellschaft, die statisch angelegt ist, soll die moderne Gesellschaft durch das Prinzip Mobilität charakterisiert sein. In diesem Sinne ist die Kategorie Klasse mit den Ideen von Freiheit und Gleichheit kompatibel. Wenn und wo aber diese Ideologie an ihre Grenzen stößt - und das geschieht unvermeidlich, da zwar individuelle Mobilität möglich ist, wohingegen sich die Struktur Klasse als stabil erweist - dann und da partizipiert Klasse an den für Rasse und Geschlecht geltenden Legitimationsdiskursen, d.h. es werden Argumente entwickelt, die allesamt auf die 'Naturalisierung' von Ungleichheit hinauslaufen[34].

Rasse

Im Begriff Rasse lassen sich die Beziehungen zum räumlich, d.h. geographisch-geopolitisch Fremden zusammenfassen, also zum Fremden in seiner äußerlichsten und äußersten Gestalt. Dabei geht es um die Beziehung zu Individuen und Gruppen außerhalb der Grenzen des Eigenen nicht schlechthin, sondern auch diese Beziehung steht unter dem Vorzeichen der Ausbeutung von materiellen Ressourcen und zwar sowohl von 'Naturschätzen' als auch von menschlicher Arbeit unter dem Vorzeichen von Kolonialisierung und Postkolonialisierung.

Seit ihren Anfängen spielt die Aneignung und Ausbeutung der Arbeit von Fremden in der abendländischen Geschichte unter dem Titel „Sklaverei" eine bedeutende Rolle. In die Definition von Sklaverei ist die Fremdheit, d.h. die Nicht-Zugehörigkeit zur - wie auch immer bestimmten - eigenen Gemeinschaft zumal dann eingeschrieben, wenn Krieg als Ursache von Sklaverei bezeichnet wird: „[...] we call Slaves, who being Captives taken in a just War, are by the Right of Nature subjected to the Absolute Dominion and Arbitrary Power of their Masters"[35], heißt es in einer Inkunabel des modernen politischen Denkens, in John Lockes „Zweiter Abhandlung über die Regierung"[36]. Insofern als Kriege nicht selten mit dem Ziel oder wenigstens mit dem erwünschten Nebeneffekt der Eroberung und Ausbeutung fremder Ressourcen geführt werden, tritt der Aspekt von Aggression und Gewalt im Fall von Rasse am unmittelbarsten in Erscheinung; er ist bei den beiden anderen Kategorien indes kaum weniger präsent.

Die Art von Arbeit, die unter dem Vorzeichen Rasse ausgebeutet wird, ist der Art der Arbeit im Klassenzusammenhang ähnlich. In beiden Fällen handelt es sich vornehmlich um körperliche, d.h. um aus symbolischen Gründen verächtliche ('schmutzige') und real um schwere und/oder monotone Arbeit. Die Relation Herr-Knecht wandelt sich unter dem Aspekt Rasse zur Relation Herr-Sklave ab[37]. Wenn das Unterordnungs- und Ausbeutungsverhältnis in dieser Abwandlung als vertieft und verschärft erscheint, so liegt das erstens daran, dass in der Relation Herr-Sklave noch der Aspekt persönlich-leiblichen Dienstes und persönlich-leiblicher Abhängigkeit („Leibeigenschaft") hinzutritt; ein Aspekt, der beim Klassenverhältnis in seiner modernen Form weitgehend verschwunden ist. Zweitens und wichtiger noch, ist es die mit der Kategorie Rasse verbundene Vorstellung von Unabänderlichkeit, welche dieses Herrschaftsverhältnis als schwerwiegender erscheinen lässt. Im Unterschied zur Klassendifferenz, die als gesellschaftlich bedingt und dementsprechend als gesellschaftlich veränderbar gilt, wird die Kategorie Rasse der Naturordnung zugerechnet. Damit gilt die auf der Differenzlinie Rasse liegende Ungleichheit als unumstößliche Gegebenheit.

Zwar wird Natur in der Moderne einerseits zum Objekt wissenschaftlicher Neugier und technologischer Manipulation, andererseits aber benutzen so gut wie alle gesellschaftstheoretischen Diskurse die Differenz Natur/Gesellschaft als Scheidemarke zwischen dem, was als veränderbar oder sogar machbar gilt und jenem, was menschlicher Einflussnahme bzw. gesellschaftlichem Zugriff als entzogen betrachtet wird. Die Naturalisierung von Ungleichheit gewinnt in der Moderne solche zentrale Bedeutung, weil jede andere Art von Legitimation undenkbar geworden ist. Die alten, auf Religion gestützten Begründungen haben ihre Überzeugungskraft eingebüßt und die neuen Ideen von Freiheit und Gleichheit schließen jede Möglichkeit zur Legitimation von Ungleichheit grundsätzlich aus. Die gesellschaftlich ausgeschlossene Ungleichheit geht nicht unter: sie findet vielmehr ihren Ort in einem anderen Feld, und dem entsprechend neue Begründung durch einen anderen Diskurs. 'Das Argument Natur' wird zum einzigen Hebel und Angelpunkt für die Legitimation gesellschaftlicher Ungleichheit und politischer Herrschaft. Die Feststellung der als objektiv konstruierten 'Fakten' obliegt den modernen Naturwissenschaften, die in dieser Hinsicht Funktionen eines gesellschaftlichen Legitimationsdiskurses übernehmen: „Modernity's natural science has been modernity's most effective social science"[38]. Allerdings sind es eben dieselben naturwissenschaftlichen Methoden, mit deren Hilfe gezeigt werden kann, „that race does not correspond to any biological referent and that racial categories are so arbitrary as to be meaningless"[39].

Die Naturalisierung der Ungleichheit wirkt sich als erhebliche Verschärfung des Exklusionsmechanismus aus, insofern als der/den fremden Rasse/n mit ihrem Ausschluss von der Ordnung der Gesellschaft und ihrer Zuordnung zur Natur quasi der Status des Menschseins abgesprochen wird, ja abgesprochen werden muss, wenn ein offener Konflikt mit den Prinzipien von Freiheit und Gleichheit vermieden werden soll: „[...] to conciliate the obvious contradiction between the ideals of freedom, and

the highly productive, slavery-based economy, America had to deny the humanity of blacks because only non-humans could be denied freedom in a society constituted on the principle that 'all men are created equal'"[40]. Aufgrund der Naturalisierung der Kategorie Rasse figuriert der Rassenantagonismus erst später, weniger anerkannt und jedenfalls auf andere Weise auf der Agenda gesellschaftlicher Problemstellungen als der Klassenkonflikt. Lange bleibt Rasse unsichtbar und namenlos[41] - ähnlich wie die Kategorie Geschlecht.

Geschlecht

Die in fast allen bekannten Gesellschaften vorkommende geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die Segregation der Geschlechter und namentlich die Ausgrenzung von Weiblichkeit von einer Vielzahl gesellschaftlich relevanter Tätigkeitsfelder konstituiert eine dritte Form von Externalisierung. Zumal die moderne Gesellschaft im Zusammenhang der ihren Prozess allgemein charakterisierenden Ausdifferenzierung und Spezialisierung eine besonders scharfe Trennlinie zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht zugewiesenen Funktionen und Sphären als zwischen Öffentlichkeit und Privatheit zieht. Ihre Besonderheit liegt darin, dass die Erzeugung eines Fremdheitseffekts im 'Eigensten' und 'Innersten' stattfindet, d.h. nicht nur wie bei Klasse 'auf heimischem Boden', in den Grenzen des Nationalstaats, nicht nur innerhalb ein und derselben Klasse, Gesellschaft und Kultur, sondern in den sozialen Nahbeziehungen bis hin zur intimsten Einheit zwischen zwei Individuen in Familie und Ehe.

Die Domäne der Kategorie Geschlecht als gesellschaftlichem Strukturelement liegt in der Reproduktion der Gesellschaft. In ihrem Kern, d.h. als Hervorbringung von Leben, ist auch die soziale Reproduktion körperliche Arbeit (in der Doppeldeutigkeit von *labour*) und gilt einer von ihren antiken und christlichen Wurzeln her körperfeindlichen Kultur schon allein aufgrund dieser Körperlichkeit als verächtlich, als dunkel und 'schmutzig', ähnlich wie und zugleich doch ganz anders als die Klasse sowie Rasse zugeordneten Arten körperlicher Arbeit. Darüber hinaus umfasst das Konzept gesellschaftlicher Reproduktion ein sehr viel breiteres Spektrum als nur die Fortpflanzung der menschlichen Gattung im unmittelbar physischen Sinne: „[...] [social reproduction refers] to the activities and attitudes, behaviors and emotions, responsibilities and relationships directly involved in the maintenance of life on a daily basis, and intergenerationally"[42]. „Social reproduction can [...] be seen to include various kinds of work - mental, manual, and emotional - aimed at providing the historically and socially, as well as biologically, defined care necessary to maintain existing life and to reproduce the next generation"[43]. In Anbetracht der im bürgerlichen Zeitalter in Art und Umfang besonders ausgeprägten Differenzierung zwischen Produktion und Reproduktion, zwischen Öffentlichkeit und Privatsphäre, welche die geschlechtsbezogene Externalisierung entlang den Linien Gesellschaft/Natur, Arbeit/Nicht-Arbeit, Aktivität/Passivität organisiert, stand in der feministischen Theorie über lange Zeit hinweg

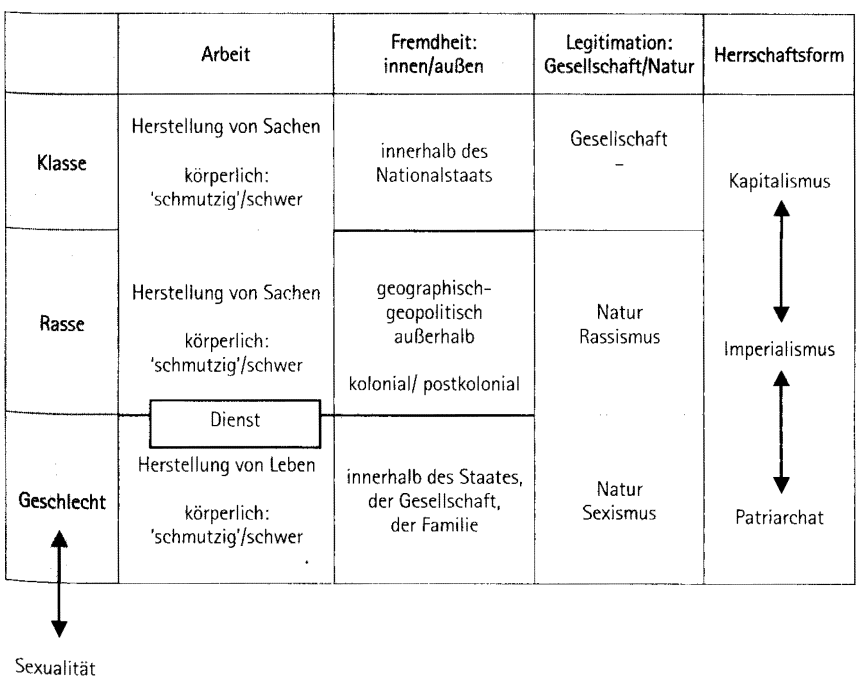
das Bemühen um den Nachweis im Vordergrund, dass Reproduktion *auch* Teil der Gesellschaftsstruktur und also *auch* Arbeit ist. Dies vor allem, um so der reproduktiven Arbeit das relativ höhere Maß an Aufmerksamkeit, Achtung und Anerkennung zu verschaffen, wie es der Kategorie der produktiven Arbeit immerhin zukommt und schließlich nicht zuletzt, um auf diese Weise Geschlecht und Klasse als nach denselben Regeln konstruiert behaupten zu können. Entsprechend defensiv heißt es bei Laslett/Brenner: „[...] renewing life is a form of work, a kind of production, as fundamental to the perpetuation of society as the production of things"[44].

In dieser Fokussierung auf Reproduktion im Sinne von 'Herstellung neuen Lebens' analog zur Herstellung von 'Lebens*mitteln*' als Sachen/Gütern/Waren ist das Konzept der „sozialen Reproduktion" noch immer zu eng am Produktionsmodell orientiert. Tatsächlich geht es unter dem Vorzeichen Geschlecht um den Lebensprozess in seiner Gesamtheit. Mit anderen Worten, es geht um die Naturbasis der Gesellschaft nach den Hinsichten sowohl von Natalität, als auch von Morbidität und Mortalität. Damit ist das Spektrum der auf den Lebensprozess bezogenen Tätigkeiten wesentlich breiter als das Maß, auf welches die Herstellung von Dingen (übrigens eigentlich erst im Zuge des Industrialisierungsprozesses, also infolge der Ausdifferenzierung von Produktion und Reproduktion) reduziert worden ist. Die Tätigkeiten im Feld sozialer Reproduktion reichen von schwerer körperlicher Arbeit (von der die soziale Reproduktion übrigens im Zuge desselben Modernisierungsprozesses mehr und mehr entlastet wird) bis hin zu den als Arbeit eigentlich kaum mehr fassbaren, aber in sich vielfältigen Formen von Vor-Sorge, Für-Sorge, Um-Sorge, von Zuwendung und Zuneigung[45]. Die auf 'Leben' bezogenen Tätigkeiten haben alles in allem mehr den Charakter eines persönlichen Dienstes als den der Herstellung eines Objekts. Darin der Kategorie Rasse näher als der Kategorie Klasse verwandt, liegt die Spezifität des persönlichen Dienstes unter dem Vorzeichen Geschlecht darin, dass dieser Dienst vielfach als 'Liebes-Dienst' in Erscheinung tritt, wodurch sich die Distanz zu Arbeit noch zu vergrößern scheint. Trotzdem sind alle Aspekte des Lebensprozesses, nicht nur Fortpflanzung und Sozialisation, sondern auch Krankheit, Alter und Tod mit Tätigkeit/Arbeit verbunden, deren Lasten und Früchte ungleich verteilt werden können, bzw. entlang der Scheidelinie Geschlecht auch tatsächlich ungleich verteilt worden sind und noch immer werden. Insofern als Privilegierung und Ausbeutung, Über- und Unterordnung auch im Kontext sozialer Reproduktion stattfindend und hier vor allem das Geschlechterverhältnis betreffend, nimmt die Kategorie Geschlecht unter den Grundmustern gesellschaftlicher Ordnungs- und Herrschaftsbildung einen wichtigen Platz ein – ungeachtet der Tatsache, dass Arbeit unter dem Aspekt Geschlecht tatsächlich am weitesten von jenem am Modell der Güterproduktion gewonnenen Konzept von Arbeit entfernt ist.

Es liegt auf der Hand, dass bei der Kategorie Geschlecht die *Anschluss-Stelle* zum Thema Sexualität liegt. Trotz ihrer denkbar engen Verbindung sind Geschlecht und Sexualität nicht aufeinander reduzibel. Zum einen, weil Sexualität jenseits des Zusammenhangs mit Generativität eine eigene Dimension und Wertigkeit besitzt. Sie ist vom

Produktionsbegriff bzw. -prozess noch weiter entfernt als Geschlecht und geht noch eindeutiger in Richtung Liebesdienst, der allerdings ebenfalls die Gestalt einer Dienst-(leistung) annehmen und als „*sex work*" ökonomisch profitable, ausbeutbare Arbeit sein kann. Zum anderen und vielleicht noch wichtiger, geht Sexualität in der Kategorie Geschlecht nicht auf, weil sie darüber hinaus die Differenzlinie Homosexualität/Heterosexualität betrifft, die ihrerseits einen mächtigen gesellschaftlichen Ordnungsstiftungs- bzw. Einschluss-/Ausschluss-Faktor darstellt. Am Thema Sexualität wird sichtbar, dass es Relationen von Macht/Ohnmacht, Herrschaft/Unterdrückung, Aneignung/Ausbeutung gibt, die nicht oder jedenfalls nicht primär um die Organisation von (produktiver) Arbeit kreisen - und doch um nichts weniger bedeutsam sind. Mit anderen Worten, die Kategorie Sexualität entfernt sich noch einen Schritt weiter als die durch die Funktion der Reproduktion bestimmte Kategorie Geschlecht von Arbeit, nicht jedoch von Fremdheit als Grundfaktor gesellschaftlicher Herrschaftsbildung[46].

Alles, was ich oben über die auf das Rassenverhältnis bezogenen Rechtfertigungsstrategien gesagt habe, gilt für das Geschlechterverhältnis gleichermaßen und unterscheidet beide vom Klassenverhältnis. Die Übereinstimmungen betreffen in erster Linie die Verdeckung der eklatanten Asymmetrien und Ungerechtigkeiten im Geschlechterverhältnis durch das mächtige Instrument der Naturalisierung der Geschlechterdifferenz. Infolgedessen obliegt auch die Legitimation der Geschlechterordnung dem Diskurs



der Naturwissenschaften; die Ideologien von Rassismus und Sexismus entstehen zeitgleich und weisen - zumal in Anbetracht des Gegensatzes zwischen Rasse als Fremdheit im 'Äußeren' und Geschlecht als Andersheit im 'Innersten' - geradezu grotesk anmutende Ähnlichkeiten auf[47]. Vor allem bewirkt die Naturalisierung der Geschlechterdifferenz dieselbe Unsichtbarkeit und Namenlosigkeit, dieselbe Verdrängung des Themas von der Agenda gesellschaftlich-politischer Problemstellungen, wie sie bereits bei der Naturalisierung der Kategorie Rasse auffiel.

IV Kapitalismus, Imperialismus, Patriarchat

Im Zuge dieses Versuchs, die drei Kategorien Klasse, Rasse und Geschlecht in ihrer jeweiligen Eigenart zu skizzieren, sind sowohl Zusammenhänge, als auch Differenzen zwischen ihnen erkennbar geworden:

- Klasse und Rasse sind einander ähnlich in Bezug auf die Art von Arbeit, um deren Ausbeutung es geht. Dagegen weicht in dieser Hinsicht die Kategorie Geschlecht am weitesten ab, mit dem positiven Resultat einer Erweiterung des zugrunde gelegten Konzepts von Arbeit[48].
- Klasse und Geschlecht stimmen darin überein, Fremdheitseffekte bzw. Ausgrenzungen im Eigenen zu erzeugen, sei es innerhalb des Nationalstaats oder noch enger innerhalb der sozialen Nahbeziehungen. In Hinblick auf die Nähe-/Ferne-Relation des Fremdheitseffekts ist die Sonderstellung der Kategorie Rasse am ausgeprägtesten.
- Obwohl die Distanz zwischen den Kategorien Geschlecht und Rasse hinsichtlich ihres je spezifischen Fremdheitseffekts am größten ist, sind sich beide geradezu verblüffend ähnlich, was die Legitimation der jeweiligen Form von Ungleichheit anbelangt. Hier ist es die Kategorie Klasse die am stärksten differiert, insofern als es hinsichtlich der klassenbezogenen Ungleichheit eigentlich keinen eigenständigen Legitimationsdiskurs gibt, da wenigstens grundsätzlich - wenngleich im Endeffekt alles andere als konsequent - auf die Naturalisierungsstrategie zur Rechtfertigung dieser Form von Ungleichheit verzichtet wird[49].

Neben den bis jetzt skizzierten Verbindungen[50] bestehen weitere, die ich im Folgenden lediglich zum Zweck ihrer klareren Konturierung terminologisch arbiträr als (a) *Konvergenzen,* (b) *Überschneidungen*, und (c) *Verflechtungen* unterscheiden möchte.

(a) Die Kategorien Rasse und Geschlecht *konvergieren* mit Klasse auf jeweils verschiedene Weise:

Rasse hat zwar im kolonialen bzw. postkolonialen Außenraum ihren eigenen und eigentlichen Geltungsbereich; sie spielt jedoch zugleich auch auf dem nationalstaatlichen Territorium der Kolonial- bzw. Postkolonialmacht eine wichtige Rolle, nämlich in Form von durch Migration hinzukommender 'Fremdarbeit'. So bewirkt sie eine Verschärfung der klassenspezifischen Ausbeutung[51], indem Fremdheit als ein Mangel konstituiert wird, der den Preis von Arbeit reduziert[52]. Nicht zuletzt durch das nationalstaatliche Instrument des Zugangs zu bzw. Ausschlusses von den Bürgerrechten (*citizenship*)

kann der Fremdheitseffekt der 'zuwandernden' Arbeitskraft aufrecht erhalten werden, während ihre Leistung angeeignet wird. Beide Aspekte, d.h. die koloniale bzw. postkoloniale Ausbeutung von Arbeitskraft in Gestalt des Exports von Arbeit in so genannte 'Billiglohnländer' und der Import billiger Arbeitskräfte auf das eigene Territorium, gehören eng zusammen[53]. Dabei verbindet sich der Vorteil der Nutzung fremder Ressourcen von Arbeitskraft mit dem Druck, der daraus auf die Verhandlungsposition 'heimischer' Arbeitskraft resultiert, so dass zwischen den Kategorien Klasse und Rasse auf der Ebene ihrer subjektiven Träger Konkurrenzen entstehen (können), die unter dem Titel „Fremdenfeindlichkeit" eine lebhafte, aber nicht selten bloß moralisierende Thematisierung erfahren.

Geschlecht konvergiert mit Klasse, denn die geschlechtsbezogene Arbeitsteilung beschränkt sich nicht auf die Zuordnung der im weitesten Sinne 'Sachen' produzierenden, außer-häuslichen Arbeit an das männliche Geschlecht und so genannter reproduktiver, d.h. im weitesten Sinne 'Leben' hervorbringender, häuslicher Arbeit an das weibliche Geschlecht. Vielmehr spielt die Kategorie Geschlecht darüber hinaus in der Organisation der so genannten produktiven Arbeit eine wesentliche Rolle. Auch produktive Arbeit ist streng geschlechtsspezifisch segregiert und zwar in *allen* bekannten Gesellschaftsformen, *einschließlich der modernen*[54]. In der modernen Gesellschaft prägt der Charakter der reproduktiven Arbeit weitgehend das Spektrum der Optionen, die Frauen auf dem Arbeitsmarkt haben. Die Veröffentlichung bzw. Professionalisierung der sozialen Reproduktion stellt ein recht neues Phänomen dar, das langfristig die Aussicht auf einen grundlegenden Strukturwandel, eine Umgestaltung des Verhältnisses von Öffentlichkeit und Privatsphäre eröffnet. Zunächst jedoch wirkt sich die weibliche Geschlechtszugehörigkeit auf dem Arbeitsmarkt ähnlich wie Rasse als *handicap* aus, das den Preis der Arbeit drückt, und das aufgrund des askriptiven Charakters („Naturgegebenheit") von Rasse und Geschlecht als schwerer durch eigene Initiative oder kompensatorische Maßnahmen ausgleichbar erscheint als andere Arten von Mängeln. Zwischen der geschlechtsspezifischen Ungleichheit im öffentlichen Bereich und der Organisation der sozialen Reproduktion, die in der modernen Gesellschaft als 'privat' ausdifferenziert und segregiert wird, besteht ein Zirkel: Die Zuständigkeit der Frauen für die Reproduktion behindert und belastet ihre Position in Wirtschaft, Staat und Gesellschaft; umgekehrt sind sie aufgrund ihrer Benachteiligung im öffentlichen Sektor erst recht auf den Bereich der sozialen Reproduktion verwiesen[55].

(b) Spätestens an dieser Stelle drängt sich die Frage der Zuordnung von Kategorie und Subjekt auf. Es versteht sich von selbst, was in den letzten Jahren so oft Gegenstand fruchtloser Wiederholungen gewesen ist: In der individuellen Existenz treffen die Zugehörigkeiten zu Klasse, Rasse und Geschlecht zusammen; sie *überschneiden* sich. Dabei entsteht oft der Eindruck, als ob in der Kombination der Überschneidungen eine schier unübersehbare Fülle von Lebenslagen entstünde („We have [...] *myriads* of women living in elaborate historical complexes of class, race, and culture"[56]), mit der Implikation, dass diese Fülle sich dem gesellschaftsanalytischen Zugriff entzieht. Auf diese Weise

wird - beabsichtigt oder unbeabsichtigt - der dem gegenwärtigen Zeitgeist eigenen Tendenz zur Individualisierung und Fragmentierung Vorschub geleistet; oder schärfer formuliert: Unter dem Vorwand der Anerkennung von Differenzen aller Art wird jeder Möglichkeit gesellschaftstheoretischer Analyse und Kritik der Boden entzogen - kein unbedeutender Beitrag zur Zementierung und Sanktionierung bestehender Verhältnisse.

Wenn ich weiterhin von den Konzepten Klasse, Rasse und Geschlecht ausgehe und zusätzlich annehme, dass alle drei Kategorien binär angelegt sind (positiv/plus: negativ/minus); wenn ich den binären Code unter dem Vorzeichen Klasse mit reich/oben und arm/unten übersetze, unter dem Vorzeichen Rasse mit weiß/schwarz und unter dem Vorzeichen Geschlecht mit männlich/weiblich, dann gelange ich zwar gewiss nicht zu einer adäquaten Beschreibung der Wirklichkeit, die sich tatsächlich komplexer gestaltet, insofern als es selbstverständlich mehr als nur zwei Klassen-, Rassen- und Geschlechtslagen gibt und insofern als letztendlich sogar die Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit jeder individuellen Position leicht demonstriert werden kann. Dennoch gelange ich zu einem Modell, anhand dessen sich einige Grundprobleme des Themas Überschneidungen ansatzweise diskutieren lassen:

+Klasse +Rasse +Geschlecht à reich, weiß, männlich
+Klasse +Rasse -Geschlecht à reich, weiß, weiblich
+Klasse -Rasse +Geschlecht à reich, schwarz, männlich
+Klasse -Rasse -Geschlecht à reich, schwarz, weiblich[57]

-Klasse +Rasse +Geschlecht à arm, weiß, männlich
-Klasse +Rasse -Geschlecht à arm, weiß, weiblich
-Klasse -Rasse +Geschlecht à arm, schwarz, männlich
-Klasse -Rasse -Geschlecht à arm, schwarz, weiblich

Es dürfte kein Zweifel daran bestehen, dass sich die Benachteiligungssituation mit der Anzahl der Überschneidungen von Negativfaktoren verschärft. Es ist evident, dass die dreifache Minuskombination die höchste Stufe der Diskriminierungs- und Ausbeutungssituation darstellt. Entsprechend findet sich die Position der armen, farbigen Frau am untersten Ende der Skala[58], der Position des bürgerlichen, weißen Mannes am oberen Ende am weitesten entgegengesetzt. Auch die Zugehörigkeit eines Individuums zu zwei Minus-Gruppen[59] erhöht gewiss die Diskriminierung, die der/die Einzelne erfährt. Aber obgleich es der Logik widerspricht, scheint es mir nicht so sicher, ob der Umkehrschluss zulässig ist, dass die Zugehörigkeit zu nur einer Minus-Gruppe[60] die Benachteiligungssituation wesentlich mindert oder gar aufhebt. So zweifelsfrei die Akkumulation von Minuskriterien die Situation verschlechtert, so sind doch die Arten von Ungleichheit in den Kategorien Klasse, Rasse und Geschlecht zu verschieden, um miteinander verglichen oder gar gegeneinander aufgerechnet zu werden. Noch weniger sinnvoll ist es, zwischen den verschiedenen Kombinationen von Ungleichheitsfaktoren eine Rangfolge aufzustellen. Die von der marxistischen Theorie inspirierte Suche nach einer „Klasse des universellen Leiden", deren Standpunkt von eigenen Herrschafts- und

Besitzerhaltungsinteressen unberührt, als privilegierter Erkenntnisstandpunkt und Ausgangspunkt von Befreiung fungieren könnte, ist nicht erfolgreich gewesen.

Damit ist die Grenze der Aussagen, die rein aus dem Modell gewonnen werden können, erreicht. Es lassen sich keine Angaben etwa darüber ableiten, ob, wie und (im Fall von Merkmalkombinationen) mit welchen der Kategorien, denen sie objektiv zugehören, ihre TrägerInnen sich subjektiv identifizieren. Betroffen*sein* von einer bestimmten Klassen-, Rassen- oder Geschlechtslage ist nicht automatisch korreliert mit Betroffen*heit* im Sinne von bewusster Reflexion auf diese, geschweige denn von Identifikation mit ihr[61].

Noch weniger voraussagbar als eine Identifikation mit der jeweils eigenen Situierung, ist die Identifikation oder Solidarität bzw. Solidarisierung mit anderen gleich oder ähnlich situierten Individuen oder Gruppen. Anders gesagt, die Erwartung, dass eigene Unterdrückungserfahrungen von selbst und selbstverständlich für die Benachteiligung anderer sensibilisieren, ist eher romantisch als realistisch. Dies gilt besonders im Hinblick auf die Überschreitung der Kategoriengrenzen. Das Betroffensein, aber auch die bewusste Betroffenheit von einer negativen Situierung, z.B. als farbiger männlicher Migrant oder weißer männlicher Arbeitsloser, muss keineswegs zwangsläufig Solidarität mit einer geschlechtsbezogenen Benachteiligungssituation auslösen - nicht einmal (oder vielmehr gerade erst recht nicht) mit der der jeweils eigenen Frau, Mutter, Schwester, Tochter. Genauso gut gilt der umgekehrte Fall: Nicht einmal überzeugte Feministinnen mit einem ausgeprägten Bewusstsein der Diskriminierung von Frauen sind deswegen grundsätzlich erhaben über den Verdacht, rassistische Vorurteile oder Klassendünkel zu hegen. Wenn nicht besondere Bedingungen gegeben sind, d.h. wenn nicht Aufklärung und Mobilisierung, Kommunikation und Verständigung zwischen den Betroffenen stattfinden und vor allem, wenn nicht die Hoffnung besteht, dass auf dem Weg kollektiver Opposition gegen Unterdrückung und Ausbeutung auch die eigene Situation verbessert werden kann, dann reagieren Subjekte in den verschiedenen Klassen-, Rassen- und Geschlechtslagen kaum solidarisch zu- und miteinander, sondern eher mit defensiven Strategien der Anpassung an die bestehenden Verhältnisse, mit dem Versuch, aus der Partizipation an den Positivfaktoren in der eigenen Situierung zu profitieren und sich von anderen Ungleichheitssituationen abzugrenzen.

Zusammenfassend scheint mir die pessimistische Annahme gerechtfertigt, dass Über*schneidungen* auf der Subjektebene die Subjekte nicht verbinden, sondern vielmehr tatsächlich *Schnitte* bedeuten, die sie separieren.

c) Die Tatsache, dass die Kategorien Klasse, Rasse und Geschlecht auf der Ebene der Subjekte eher trennend wirken, stützt - zum Schaden der betroffenen Menschen - umgekehrt ihre systematische *Verflechtung*. Klasse, Rasse und Geschlecht sind Elemente eines integrierten Systems herrschaftlich strukturierter Ordnung.

Die einzigartige Dynamik, die den Prozess der Moderne und die noch immer rasanter fortschreitende Modernisierung und Globalisierung kennzeichnet, beruht auf einer enormen Akkumulation von Kapital. Die Bedingungen ihrer Möglichkeit liegen ebenso

in der Klassenstruktur der westlichen Gesellschaften, wie in ihrer weltweiten kolonialen und postkolonialen Expansion. Während diese beiden Faktoren gemeinsam zu der dafür notwendigen Steigerung des materiellen, von Menschen geschaffenen Reichtums führen, sorgt der dritte Pfeiler des Systems für die Reduzierung der Kosten der (Re-)Produktion von Arbeitskraft durch ihre Entkoppelung von den ökonomischen und politischen Gesetzlichkeiten. Zu keiner Zeit war oder ist die moderne Gesellschaft in der Lage, die realen Kosten ihrer Reproduktion zu tragen, den Preis für Kindheit, Krankheit und Alter, für die Naturgrundlagen des Menschseins ihren eigenen Regeln gemäß zu zahlen. Zusammengefasst bedeutet das, dass das Gebäude der modernen Gesellschaft auf drei Pfeilern ruht: *Kapitalismus*, *Imperialismus* und *Patriarchat* sind die drei Herrschaftsformen, die den Kategorien Klasse, Rasse und Geschlecht entsprechen.

Die Termini Kapitalismus, Imperialismus, Patriarchat sind nicht neu und vor allem sind sie alles andere als unumstritten. Gerade in der Gegenwart sind alle drei fast ganz aus der Diskussion verschwunden. Dafür mag es viele verschiedene, gute, aber auch weniger gute Gründe geben. Dessen nicht ungeachtet erscheint es mir einerseits nicht nur möglich, sondern sogar notwendig, erneut an diesen drei suspekten Konzepten anzuknüpfen. Andererseits wird ein solcher Versuch nur dann erfolgreich sein können, wenn die Fehler der Vergangenheit nicht wiederholt werden. Das heißt in erster Linie, alle drei Herrschaftsformen bzw. die ihnen zugrunde liegenden Kategorien als klar unterschiedene, aber gleich bedeutsame Teile zu betrachten, die *sowohl* hinsichtlich ihrer vielfältigen Konvergenzen, Überschneidungen und Verflechtungen, *als auch* in ihren jeweiligen Eigengesetzlichkeiten verstanden werden müssen. Eben das ist bis jetzt nicht geschehen.

Die früheren Ansätze zur Konzeptualisierung von Herrschaftsverhältnissen haben unglücklicherweise fast alle den Versuch unternommen, eine einheitliche Struktur zugrunde zu legen bzw. eine Rangfolge in die Gesellschaftsanalyse einzuführen. Während die eher zaghaften radikalfeministischen Ansätze der siebziger Jahre, die zum ersten Mal in der Geschichte der politischen Theorie das geschlechtsbezogene Herrschaftsverhältnis als das fundamentalste ansetzten, zwar heute noch dafür herhalten müssen, um das Konzept Patriarchat als verfehlt abzutun, blieben sie vereinzelt im Verhältnis zu den viel häufigeren, aber nicht minder verfehlten Versuchen, Geschlecht unter Klasse zu subsumieren. Heute wird ein solcher hierarchisierender Zugang aus geschlechtertheoretischer[62] Perspektive ebenso zurückgewiesen wie aus rassentheoretischer[63]. Wenn aus den Debatten der letzten Jahrzehnte eine Lektion zu lernen ist, dann die einer Dreiheit der Kategorien Klasse, Rasse und Geschlecht, die miteinander eng verwoben und verstrickt sind, ohne in einander aufzugehen oder auf eine der drei reduzierbar zu sein. Es ist unumgänglich, alle drei Kategorien jeweils in ihrer Eigenart und Eigenständigkeit zu verstehen und sie darüber hinaus zugleich in ihrem Zusammenhang zu sehen. Ein Streit um Vor- oder Nachrang zwischen ihnen, im Sinne der alten Diskussion um Haupt- und Nebenwiderspruch ist nicht nur sinnlos, sondern ein Irrweg mit fatalen Konsequenzen für alle Seiten[64].

Die Analyse gesellschaftlicher Herrschaftsformen muss sich mit dem Sachverhalt auseinandersetzen, dass es sich um Phänomene von *longue durée* handelt. Das macht neben der synchronen Perspektive auch eine diachrone Ebene der Untersuchung erforderlich, wobei ein Ancienitätsstreit zwischen den Kategorien Klasse, Rasse und Geschlecht übrigens genauso müßig ist, wie der Streit um den Vorrang. Das größte Interesse gilt vielmehr der Frage, wie sich bestimmte Formen und Figuren von Über- und Unterordnung, von Aneignung und Ausbeutung über die Zeit fortschreiben und selbst durch tiefgreifende gesellschaftliche Wandlungsprozesse hindurch erhalten bleiben bzw. genauer gesagt: unter völlig veränderten Bedingungen, auf ganz neuen Grundlagen wieder erstehen - in *„monotonous similarity"* und *„endless variety"*, wie es Gayle Rubin ebenso paradox wie zutreffend im Hinblick auf das geschlechtsbezogene Herrschaftsverhältnis formuliert hat[65].

Es fällt auf, dass die drei Herrschaftsverhältnisse zwischen Herr und Knecht, Herr und Sklave, Herr und Weib/Kind von archaischen Gegebenheiten ausgehen. Bereits an der Schwelle zum Industriezeitalter hätten solche archaischen Formen gesellschaftlicher Organisation untergehen müssen - wenn schon nicht aus ideologischen bzw. moralischen Gründen, so doch um so sicherer aufgrund der enormen Erweiterung und Ausdifferenzierung der gesellschaftlichen Funktionszusammenhänge, in deren Folge die engen personalen Beziehungen durch anonyme Strukturen abgelöst wurden. Davon unbeschadet steht fest, dass die drei Konzepte Klasse, Rasse und Geschlecht überhaupt erst und bezeichnenderweise sowohl ungefähr zeitgleich als auch mit auffallenden Übereinstimmungen in ihrer Formulierung (besonders zwischen Rasse und Geschlecht) an der Schwelle der Moderne in Erscheinung treten. Sie setzen an vorgängigen Herrschaftsformen an, ohne sich unmittelbar aus ihnen herzuleiten. Es handelt sich um neuartige, spezifisch moderne Konfigurationen und Konstellationen, die gleichwohl auf alten Fundamenten basieren. Und vor allem fällt auf, dass Klasse, Rasse und Geschlecht einschließlich der sie nun begleitenden aggressiven Ideologien ausgerechnet in dem historischen Moment in Erscheinung treten, in dem die Gründung der modernen Gesellschaft auf die Prinzipien von Freiheit, Gleichheit und Solidarität jeder Art von Ungleichheit und Unfreiheit den Boden entzieht oder wenigstens entziehen sollte. Die Aufrechterhaltung bzw. Transformation tradierter Herrschaftsverhältnisse steht einerseits in eklatantem Widerspruch zu den neuen Gegebenheiten; andererseits erweisen sie sich als höchst funktional für die moderne Gesellschaft.

Die Berücksichtigung des diachronen Aspekts in der Analyse und Kritik von Herrschaftsformen ist keineswegs nur von historischem Interesse. Im Hinblick auf die seit Beginn der Moderne sich abzeichnende, aber in der Gegenwart sich erst recht durchsetzende weitere Ablösung personaler Beziehungen zugunsten anonymer Strukturen in der Organisation der gesellschaftlichen Funktionszusammenhänge kann leicht die Illusion entstehen, dass damit die tradierten Herrschaftsformen definitiv verschwinden würden. In der fortschreitenden Verschiebung von der Sozial- zur Systemintegration der Gesellschaft verringert sich der ideologische Aufwand zur Begründung und Recht-

fertigung bestehender Verhältnisse, die sich zunehmend subjektlos aus reinen Sachzwängen zu reproduzieren scheinen. Das reflektiert die periodisch wiederkehrende These vom Ende der Ideologie. Da jedoch das Ende der Ideologien nicht gleichbedeutend ist mit dem Ende von Herrschaftsverhältnissen und Ausbeutung, ist die These vom Ende der Ideologien selbst nichts anderes als eine - und zwar besonders schwer durchschaubare - Ideologie.

Die Fronten der gesellschaftlichen Konflikte sind - jedenfalls mit den tradierten Instrumentarien der Analyse - weniger klar sichtbar. Vor allem wird immer schwerer erkennbar, wer die Einrichtung der gesellschaftlichen Verhältnisse intendiert und veranlasst, wem sie dienen und nützen, so dass zugleich auch unklar wird, gegen wen sich Opposition zu richten hätte. Personale Akteure werden mindestens tendenziell unsichtbar; die Figuren des Wirtschaftskapitäns, des Sklavenhalters oder Patriarchen sind von der Bildfläche verschwunden. Nur sind von den negativen Folgen noch immer Gruppen und Individuen personal betroffen, die den herkömmlicherweise von Ausbeutung und Unterdrückung betroffenen Gruppen und Individuen 'seriell'[66] immer noch erstaunlich ähnlich sehen, ohne dass es sich um essentielle Identität oder Verwandtschaft handeln würde, auf der das Gefühl einer kollektiven Identität und Solidarität aufbauen könnte. Die Statistiken sprechen diesbezüglich eine klare Sprache; aber es ist von entscheidender Bedeutung, dass nicht sie allein sprechen, sondern dass die von Diskriminierung und Pauperisierung Betroffenen eine Sprache finden, die an der Subjektlosigkeit und Anonymität der sie betreffenden Strukturen ebenso wenig scheitert wie an den problematischen Aspekten des Konzepts eines Subjekts der Befreiung. Eine Analyse gesellschaftlicher Ungleichheit, die erneut an den Kategorien Klasse, Rasse und Geschlecht ansetzen soll, muss in Rechnung stellen, dass diese einerseits bis auf enge personale Verhältnisse zwischen Herr/Meister/Mann/Vater und Knecht/Sklave/Weib/Kind zurückgehen, sich jedoch andererseits in einer grundlegend veränderten Gesellschaftsformation fast bis zur Unkenntlichkeit umschreiben - und dennoch auch fortschreiben. „In post-historical society, the rulers have ceased to rule, but the slaves remain slaves"[67].

Anmerkungen

1 Mit der Verwendung der Termini Klasse, Rasse und Geschlecht folge ich dem vor allem in der angelsächsischen Diskussion inzwischen weit verbreiteten Sprachgebrauch. Der damit verbundenen Problematik, ganz besonders im Hinblick auf den Terminus Rasse und ganz besonders in einem deutschsprachigen Text, bin ich mir bewusst. Ich sehe indessen keine Möglichkeit dieser Problematik zu entgehen. Terminologische Ausweichmanöver, etwa durch die Verwendung des Begriffs Ethnie/Ethnizität statt Rasse, oder durch die Verwendung von Anführungszeichen haben bloß kosmetischen Wert, d.h. sie sind lediglich geeignet, die zugrunde liegenden sachlichen Härten sprachlich zu mildern und zu vertuschen. Es geht in diesem Text um die Erörterung gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse, die historisch und auch noch aktuell entlang den Kategorien Klasse, Rasse und Geschlecht konstruiert werden.

Das bedeutet, dass es sich bei *allen drei* Kategorien um historisch-soziale Konstruktionen bzw. ihren terminologischen Ausdruck handelt. Wer die gesellschaftlichen Verhältnisse zur Sprache bringen will, muss sich dazu bequemen, sie bei den Namen zu nennen, die sie nun einmal tragen. Einverständnis oder Zustimmung zu den in Rede stehenden gesellschaftlichen Verhältnissen ist damit nicht verbunden.

2 Vgl. Nancy Fraser, Multiculturalism and Gender Equity. The U.S. Difference Debates Revisited. Typoskript S. 2.

3 „[...] in den Zentren der Macht und des Einflusses, in den Führungspositionen von Wirtschaft, Wissenschaft und Politik [...] hat die Bewegung [i.e. die Frauenbewegung, C.K.] die männliche Dominanz und die soziostrukturelle Benachteiligung von Frauen nicht brechen können, hier liegt die Männerquote nach wie vor bei 97 Prozent." (Ute Gerhard, Die Töchter der Emanzipation. Das Generationenproblem in der Frauenbewegung. In: Das Geschlecht der Zukunft. Zwischen Frauenemanzipation und Geschlechtervielfalt. Hg.v. Sybille Becker/Gesine Kleinschmidt/Ilona Nord/Gury Schneider-Ludorff. Stuttgart: Kohlhammer. 2000. S. 17).

4 Der *cultural turn* in der neueren feministischen Debatte vollzieht sich in engem Zusammenhang mit der Wiederentdeckung und Neufassung des Kulturbegriffs, der im späten 20. Jahrhundert in vielen Bereichen stattgefunden und die akademische Welt um den Ansatz der *cultural studies*/Kulturwissenschaften bereichert hat.

5 Hieraus ergibt sich eine Art indirekter und heimlicher Primat des Gleichheitsideals („hidden egalitarianism") in der Idee von Differenz, der weitgehend unhinterfragt bleibt. (Vgl. Armatya Sen, Inequality Reexamined. Cambridge: Harvard University Press. 1992. S. 12-16). Ohne damit eine Nachrangigkeit zu meinen, ist die Differenzposition in einem doppelten Sinn sekundär: Sie folgt logisch aus dem und zeitlich auf das Gleichheitspostulat, und zwar nicht zuletzt aufgrund der Enttäuschung an dessen mangelnder Einlösung.

6 In der schönen Formulierung von Denise Riley: „[...] women is a volatile collective in which female persons can be very differently positioned, so that the apparent continuity of the subject 'women' isn't to be relied on; 'women' is both synchronically and diachronically erractic as collectivity, while for the individual 'being a woman' is also inconstant, and can't provide an ontological foundation. Yet is must be emphasized that these instabilities of the category are the sine qua non of feminism, which would otherwise be lost for an object, despoiled of a fight, and, in short without much life." (Denise Riley, Am I That Name? Feminism and the Category of 'Women' in History. Minneapolis. 1988. S. 2). Selbst Autorinnen, die der mit Poststrukturalismus und Postmoderne in Zusammenhang gebrachten und etwas irreführend zuweilen als „Postfeminismus" bezeichneten Position Zustimmung und Sympathie entgegenbringen, müssen einräumen: „The celebration of differences [...] has provided a welcome plurality and richness to feminist analysis, but [...] it raises questions about the ability of women to speak for each other [...] Postmodern feminism [...] can stymie collective action among women, both within nations and on a world scale. The emphasis on difference and indeed on the often deep divisions between women [...] offers both insights and dangers [...] thus reinforcing the power of patriarchy and reducing the chance that women can challenge the gender hierarchies and ideologies that construct and maintain their subordination." (Jane L. Parpart und Marianne H. Marchand in der Einleitung zu dem von ihnen herausgegebenen Band Feminism/Postmodernism/Development. London/New York: Routledge. 1995. S. 18 und 19).

7 Valerie Bryson, Feminist Debates: Issues of Theory and Political Practice. New York University Press. 1999. S. 49. Dennoch wird unverdrossen und im Grunde mit den immer gleichen

Argumenten weiter gesucht; als eines der jüngsten Beispiele, vgl. Kingsley Browne, Biology at Work: Rethinking Sexual Equality. Piscataway: Rutgers University Press. 2002. siehe unten Fußnote 39.

8 Vgl. die Arbeiten von Carol Hagemann-White, Sozialisation: weiblich - männlich? Opladen. 1984. S. 38f. und dies., Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren. In: Carol Hagemann-White/Maria Rerrich (Hg.), FrauenMännerBilder. Bielefeld. 1988. S. 224-235.

9 Das ist verwandt, wenngleich nicht identisch mit dem, was in der Systemtheorie mit dem Terminus „re-entry" bezeichnet wird.

10 Anthony Giddens, The Consequences of Modernity. Stanford University Press. 1990. S. 38f.

11 A. Giddens, The Consequences of Modernity, a.a.O., S. 48f.

12 A. Giddens, The Consequences of Modernity, a.a.O., S. 39.

13 Max Horkheimer/Theodor W. Adorno, Dialektik der Aufklärung. (1947 bei Querido, Amsterdam). Fischer TB Frankfurt. 1971. S. 14.

14 A. Giddens, The Consequences of Modernity, a.a.O., S. 48f.

15 Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt: Suhrkamp. 1986. S. 268.

16 U. Beck, Risikogesellschaft, a.a.O., S. 279.

17 Gudrun-Axeli Knapp, Postmoderne Theorie oder Theorie der Postmoderne? Anmerkungen aus feministischer Sicht. Dies. (Hg.), Kurskorrekturen - Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne. Frankfurt: Campus. 1995. S. 64, Hervorheb. C.K.

18 Sandra Harding, The Instability of the Analytical Categories of Feminist Theory, In: Sex and Scientific Inquiry. Ed. by S. Harding/J.F. O'Barr. University of Chicago Press. 1987. S. 284f.

19 Und weniger - wie häufig behauptet - aus einem Generationenkonflikt im Feminismus oder aus seiner Akademisierung oder - schon gar nicht - aus einer weitgehenden Erledigung aller Gerechtigkeits- und Anerkennungsprobleme.

20 Hans Robert Jauß, Jean Starobinskis Archäologie der Moderne. In: Ders., Studien zum Epochenwandel der ästhetischen Moderne. Frankfurt: Suhrkamp. 1989. S. 111.

21 So konfliktreich sich das Verhältnis von Freiheit und Gleichheit in der gesellschaftlichen Praxis gestalten mag, so kann am Vorrang ihres prinzipiellen Zusammenhangs dennoch kein Zweifel bestehen.

22 Jean Antoine de Condorcet, Über die Zulassung der Frauen zum Bürgerrecht. In: Die Frau ist frei geboren. Texte zur Frauenemanzipation Bd. I: 1789-1870. Herausgegeben und kommentiert von Hannelore Schröder. München. 1979. S. 56; Vgl. G.W.F. Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Werke in zwanzig Bänden. Frankfurt. 1970. Bd. 12, S. 31.

23 Dieselben Autoren, die einerseits den universalisierenden und in der Folge egalisierenden Effekt von Modernisierung als Ausdifferenzierungsprozess beschreiben: „Innerhalb der funktional ausdifferenzierten spezialisierten Systeme ergeben sich Muster einer rationalen, der Tendenz nach egalitären Ordnung aus den in dem jeweiligen Gegenstandsbereich selbst enthaltenen Sachgesetzlichkeiten" (Ditmar Brock/Matthias Junge, Die Theorie gesellschaftlicher Modernisierung und das Problem gesellschaftlicher Integration. In: Zeitschrift für Soziologie 34. Jg. H. 3, 1995. S. 172), erkennen auf der anderen Seite: der Universalisierung und der mit ihr einhergehenden Tendenz zur Egalisierung stehen eine Ungleichverteilung der Zugangsrechte, „ungleiche Einkommens- und Vermögensverteilung, Diskriminierung nach

Rasse, Geschlecht usw." entgegen, woraus sich ein gewisser Bedarf an „normativen Regulativen" ergibt (a.a.O., S. 179 und 180).

24 Hier und nirgends sonst sind die Gleichberechtigungsforderungen der Frauenbewegung inzwischen, d.h. auch immerhin nach etwa 200 Jahren einigermaßen vollständig umgesetzt.

25 Diese nüchterne und ernüchternde Feststellung sollte allerdings nicht vergessen lassen, dass die moderne Gesellschaft den Einzelnen relativ mehr Spielraum bietet, als ihn andere Gesellschaftsformationen ihren Mitgliedern einräumen.

26 Niklas Luhmann stellt fest, dass die funktional differenzierte moderne Gesellschaft in der Lage sei, „extreme Ungleichheiten in der Verteilung öffentlicher und privater Güter zu erzeugen und zu tolerieren" (Niklas Luhmann, Inklusion und Exklusion. In: Nationales Bewusstsein und kollektive Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewusstsein in der Neuzeit. Hg.v. Helmut Berding. Frankfurt: Suhrkamp. 1994. S. 29). Für diese eigentlich erstaunliche Toleranz nennt Luhmann zwei Bedingungen, nämlich „Temporalisierung" und „Separierung" und meint damit: „Extrem hoher Reichtum darf nicht Reichtum für alle Zeiten bedeuten. Er ist nicht als Adel identifiziert [...] Und er darf nicht bedeuten, dass sich damit quasi automatisch der politische Einfluss oder der Kunstverstand oder auch das Geliebtwerden der Reichen einstellen" (S. 29). Luhmanns optimistische Einschätzung, dass beide Bedingungen tatsächlich weitgehend erfüllt seien, scheint mir – und zwar besonders im Hinblick auf den Gesichtspunkt der „Separierung" – höchst zweifelhaft. Luhmann selbst gesteht ein, dass seine These für die Länder der Dritten Welt entschieden weniger gilt. Er bezweifelt ausdrücklich den Glauben an eine globale Ausdehnung von wirtschaftlichem Wachstum, politischer Demokratisierung, Durchsetzung des Rechts, usw.: „Sowohl ökologische als auch demographische Fakten lassen daran zweifeln" (S. 30).

27 Wendy Brown, States of Injury: Power and Freedom in Late Modernity. Princeton University Press. 1995. S. 61.

28 Siehe oben S. 5; diese Verunsicherung der Kategorie Geschlecht ist auch tatsächlich folgerichtig; denn wenn Geschlecht nach demselben Modell wie zuvor Klasse zur Zentralkategorie von Gesellschaftsanalyse und -kritik erhoben wird, ist sie denselben Einwänden ausgesetzt.

29 Kritisch dazu vgl. Cornelia Klinger, Über neuere Tendenzen in der Theorie der Geschlechterdifferenz. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie. 5/1995.

30 J. Parpart/M. Marchand (Eds.), Feminism/Postmodernism/Development, a.a.O., S. 18, Hervorheb. C.K.

31 J.K. Gibson-Graham, The End of Capitalism (as We Knew It): A Feminist Critique of Political Economy. Cambridge/Oxford. 1996. S. 48.

32 Donna Haraway: A Manifesto for Cyborgs. In: Coming to Terms. Feminism, Theory, Politics. Ed. by. Elizabeth Weed. New York/London: Routledge. 1989. S. 185.

33 Der Antagonismus der Klassen und die Einheit des Nationalstaats bilden sich historisch etwa gleichzeitig an der Schwelle zum bürgerlichen Zeitalter aus.

34 Dazu genauer siehe unten S. 13 und 16.

35 Vgl. John Locke, Zweite Abhandlung über die Regierung § 85.

36 Der antiken Rechtfertigung der Sklaverei ist das überraschend ähnlich; vgl. Aristoteles Politik, Erstes Buch 7. Kapitel.

37 In dieser Formulierung fehlt – wie für die Analysen von Klasse und Rasse üblich – der Aspekt Geschlecht; durch ihn wird das Klassen- und Rassenverhältnis jedoch signifikant modifi-

ziert: Herr-Magd bzw. Herr-Sklavin, aber auch Herrin-Knecht, Herrin-Sklave und nicht zu vergessen Herrin-Magd, Herrin-Sklavin; s.u. zum Thema Überschneidungen S. 19f.

38 Lawrence Hazelrigg, Cultures of Nature. An Essay on the Production of Nature. Gainesville: University Press of Florida. 1995. S.251.

39 Evelyn Nakano Glenn, The Social Construction and Institutionalization of Gender and Race: An Integrative Framework. In: Myra Marx Ferree/Judith Lorber/Beth Hess (Eds.), Revisioning Gender. Walnut Creek: Altamira Press. 2000. S. 6. Für die vermeintlich objektiv gegebenen, biologisch begründeten Unterschiede zwischen Rassen gilt grundsätzlich dasselbe wie für die ebenfalls vermeintlich objektiv bestehenden biologischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern (vgl. oben Fußnote 7). Sie haben sich schon längst als unbegründet und untauglich erwiesen, aber sie werden trotzdem immer noch und immer wieder neu aufgewärmt, da keine anderen auch nur einigermaßen ernst zu nehmenden Argumentationsstrategien zur Rechtfertigung der jeweiligen Form gesellschaftlicher Ungleichheit zur Verfügung stehen. Einen neueren Versuch zum Nachweis biologisch bedingter Ungleichheit im Hinblick auf Ethnizität vgl. Richard Herrnstein/Charles Murray, The Bell Curve: The Re-shaping of American Life by Differences in Intelligence. New York: The Free Press. 1994.

40 Manuel Castells, The Information Age: Economy, Society and Culture. Vol. II: The Power of Identity. Oxford: Blackwell. 1997. S. 55.

41 Vgl. Cornel West, Black Strivings in a Twilight Civilization. In: Henry L. Gates/Cornel West (Eds.), The Future of Race. New York: Knopf. 1996. S. 80. Zitiert nach M. Castells, The Information Age: Economy, Society and Culture. Vol. II, a.a.O., S. 55.

42 Barbara Laslett/Johanna Brenner, Gender and Social Reproduction: Historical Perspectives. In: Annual Review of Sociology, 15/1989. S. 382.

43 B. Laslett/J. Brenner, Gender and Social Reproduction, a.a.O., S. 383.

44 B. Laslett/J. Brenner, Gender and Social Reproduction, a.a.O., S. 383. Eigentlich ist es eine traurige Gesellschaft, welche die Kontinuierung ihrer eigenen Substanz der Sicherung ihrer Subsistenzmittel unterordnet. Solange das geschieht, ist Gesellschaft im allgemeinen keine menschliche und im besonderen keine, in denen Weiblichkeit respektiert würde.

45 Die feministische Theorie hat große Anstrengungen unternommen und auch entsprechende Erfolge erzielt in der Analyse der als geschlechtsspezifisch weiblich segregierten reproduktiven Arbeit. Zu diesem Zweck war (und ist weiterhin) die Einführung anderer Begriffe notwendig. Besonders die Entwicklung des Konzepts „care" bedeutet einen wichtigen Meilenstein in diese Richtung.

46 Soweit auch Sexualität einen ökonomischen Aspekt besitzt und daher unter „sex work" als ausbeutbare Arbeit erscheint, ist klar, dass der Dienstleistungscharakter noch weiter im Vordergrund steht als bei der Kategorie Geschlecht.

47 Vgl. Cornelia Klinger, Der Diskurs der modernen Wissenschaften und die gesellschaftliche Ungleichheit der Geschlechter. In: Wissenschaft und Verantwortlichkeit 1996: Die Wissenschaft – eine Gefahr für die Welt. Hrsg. v. Heinz Barta/Elisabeth Grabner-Niel. WUV-Universitätsverlag Wien 1996.

48 Während der traditionelle Marxismus keine Kritik des Produktionsbegriffs leistet (kritisch zu diesem Punkt vgl. Moishe Postone, Zur Kategorie der Arbeit. Anmerkungen zur Reformulierung Marxscher Kategorien. Transformation der Arbeit. Hannoversche Schriften 5. Hg.v. Detlev Claussen et al. Frankfurt: Neue Kritik), liegt sie aus einer feministischen Perspektive

nahe - jedenfalls sofern feministische Theorie sich von der Vorgabe löst, reproduktive Arbeit nach dem Modell und am Maßstab produktiver Arbeit konzipieren zu sollen.

49 Interessanterweise behauptet Joan Acker, dass heute in den USA die Auffassung vorherrsche, dass ethnische und sexuelle Unterschiede beseitigt werden könnten und müssten, wohingegen es nun eher die Klassenstruktur der Gesellschaft sei, die als unvermeidliche Gegebenheit akzeptiert werde. „One seeming difference between [...] processes of inequality and exploitation is the degree to which they are defined as legitimate. In the contemporary Unites States [...] [c]lass based inequalities in monetary reward and in control over resources, power, and authority [...] are accepted as *natural* and necessary for the ongoing functioning of the socio-economic system. In contrast, inequality and exploitation based on gender or race are not required by law [...]." (Joan Acker, The Continuing Necessity of 'Class' in Feminist Thinking. In: Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Hg.v. Angelika Wetterer/Gudrun-Axeli Knapp. [im Erscheinen]; Typoskript S. 9f.). Sollte diese Feststellung zutreffen, dann würde das unter Umständen darauf hindeuten, dass die Scheidelinie zwischen Natur und Gesellschaft/Kultur zur Begründung und Legitimation gesellschaftlicher Ungleichheit ihre Bedeutung verliert oder verändert. Bemerkenswert ist freilich, dass sich zur Bezeichnung von als unumstößlich geltenden Ungleichheiten immer noch leicht die Metapher Natur („*natural*") aufdrängt.

50 Beiläufig fällt dabei eine gewisse Symmetrie auf: jede der drei Kategorien Klasse, Rasse und Geschlecht ist mit den anderen unter jeweils zwei der drei Gesichtspunkte (Arbeit, Fremdheit, Legitimationsdiskurs) eng verbunden, während jede in jeweils einem dritten Punkt stärker differiert (Klasse: Legitimationsdiskurs; Rasse: Fremdheit; Geschlecht: Arbeit).

51 Im Unterschied zu der nicht selten geäußerten Hoffnung, dass die schon an einem sehr frühen Punkt der Entwicklung der modernen Gesellschaft sichtbaren gravierenden Ungleichheitsprobleme mittels kolonialer Expansion gelöst oder wenigstens gemildert werden könnten. So heißt es etwa bei Hegel: „Durch die Verallgemeinerung des Zusammenhangs der Menschen durch ihre Bedürfnisse [...] vermehrt sich die Anhäufung der Reichtümer [...] auf der einen Seite, wie auf der andern Seite die Vereinzelung und Beschränktheit der [...] Arbeit und damit die Abhängigkeit und Not der an diese Arbeit gebundenen Klasse" wächst. (G.W.F. Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts. Werke in zwanzig Bänden, Bd. 7. Frankfurt: Suhrkamp. 1970. § 243, S. 389). „Es kommt hierin zum Vorschein, dass bei dem Übermaße des Reichtums die bürgerliche Gesellschaft nicht reich genug ist, d.h. an dem ihr eigentümlichen Vermögen nicht genug besitzt, dem Übermaße der Armut zu steuern" (§ 245, S. 390). „Durch diese ihre Dialektik wird die bürgerliche Gesellschaft über sich hinausgetrieben, zunächst diese bestimmte Gesellschaft, um außer ihr in anderen Völkern, die ihr an den Mitteln, woran sie Überfluss hat [...] nachstehen, Konsumenten und damit die nötigen Subsistenzmittel zu finden." (§ 246, S. 391). Während Hegel sich jedoch bereits um 1820 darüber im Klaren war, dass dieser Schritt das Problem nur weiter verschiebt, aber nicht löst, bleibt diese Idee Bestandteil des politischen Programms des Imperialismus; so heißt es beispielsweise 1895 bei Cecil Rhodes: „Ich war gestern im Ostende (Arbeiterviertel) von London und besuchte eine Arbeitslosenversammlung. Und als ich nach den dort gehörten wilden Reden, die nur ein Schrei nach Brot waren, nach Hause ging, da war ich von der Wichtigkeit des Imperialismus mehr denn je überzeugt [...]. Meine große Idee ist die Lösung des sozialen Problems, d.h. um die vierzig Millionen des Vereinigten Königreichs vor einem mörderischen Bürgerkrieg zu schützen, müssen wir Kolonialpolitiker neue Ländereien erschließen, um den Überschuss an Bevölkerung aufzunehmen und neue Absatzgebiete schaf-

fen für die Waren, die sie in ihren Fabriken und Minen [...] Wenn Sie den Bürgerkrieg nicht wollen, müssen sie Imperialisten werden." (Cecil Rhodes zitiert nach Lenin, Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus. Werke Bd. 22. Berlin: Dietz. 1977. S. 261).

52 „Dank seiner Existenz [der Existenz des Rassismus, C.K.] können die Vergütungen für einen Großteil der Arbeiterschaft viel geringer ausfallen, als auf der Basis von Verdienst und Leistung zu rechtfertigen wäre." (Étienne Balibar, Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten. Hamburg: Argument. 1990. S. 46).

53 Wilhelm Heitmeyer konstatiert diese Zusammengehörigkeit: „Die Abwanderung von *Arbeitsplätzen* nach *außen* und die *Zuwanderung* von Arbeitssuchenden nach *innen* schaffen neue soziale wie ethnisch-kulturelle Problemzonen aufgrund von Polarisierung und Heterogenisierung [...]." (Wilhelm Heitmeyer, Gibt es eine Radikalisierung des Integrationsproblems? In: Ders. Hg., Was hält die Gesellschaft zusammen? BRD auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft. Bd. 2. Frankfurt: Suhrkamp. 1997. S. 46). Der Prozess der Globalisierung könnte auf eine völlige Verschleifung dieser Differenz zwischen 'innen' und 'außen', Eigenem und Fremdem hinauslaufen.

54 Dass der Bereich der produktiven Arbeit gleichwohl nicht das Zentrum der Geschlechterordnung darstellt, lässt sich u.a. daran ablesen, dass die Arbeit von Frauen und Männern zwar in jeder Gesellschaft genau festgelegt ist, dass diese Festlegung jedoch von Gesellschaft zu Gesellschaft variieren und bisweilen sogar entgegengesetzt vorgenommen werden kann. Alle Gesellschaften weisen eine nicht geringe Anzahl von „swing activities" auf, die so definiert sind: „[...] swing activities [...] are assigned predominantly to males in some regions but predominantly to females in others." (George P. Murdoch/Caterina Provost, Factors in the Division of Labor by Sex: A Cross-Cultural Analysis. In: Ethnology April Vol XII/2, 1973. S. 209.) Mit anderen Worten: im Bereich der produktiven Arbeit weist die Kategorie Geschlecht ein gewisses Maß an Variabilität und Unschärfe auf.

55 „[...] the unequal distribution of rights, benefits, responsibilities, and powers within the family is closely related to inequalities in the many other spheres of social and political life. There is a cyclical process at work, reinforcing the dominance of men over women, from home to work to what is conventionally referred to as the 'political' arena, and thence back home again." (Susan M. Okin, Justice, Gender, and the Family. New York: Basic Books. 1989. S. 113).

56 Siehe oben Fußnote 18; wenn neben Geschlecht auch Klasse und Rasse in Erwägung gezogen werden, haben wir es nicht nur mit Myriaden von Frauen, sondern überhaupt mit Myriaden von Menschen zu tun.

57 Die Kombinationen +Klasse und -Rasse sind - und zwar im Hinblick auf beide Geschlechter - die einzigen Konstellationen in diesem Modell die in der Wirklichkeit selten vorkommen. Ausgeschlossen sind sie jedoch keineswegs. Die allmählich sich herausbildende nicht-weiße Mittelschicht in den USA, aber auch die Entstehung von Bildungs-, Funktions-, und/oder Besitzeliten in vielen Ländern der sog. Dritten Welt bieten Beispiele dafür, dass es diese Kombination gibt.

58 Hinzu kommt eine Verschärfung der 'Unsichtbarkeitsproblematik', von der bereits im Hinblick auf die Kategorien Rasse und Geschlecht die Rede war. Während die feministische Bewegung zwar die Kategorie Geschlecht thematisiert, dabei aber den Aspekt Rasse meist vernachlässigt, verhält es sich im Kontext der Befreiungsbewegungen von Farbigen gerade umgekehrt - mit dem Ergebnis: „Women of color [...] [are] rendered invisible both as racial

and gendered subjects." (E. Glenn, The Social Construction and Institutionalization of Gender and Race, a.a.O., S. 3).

59 Diese Konstellation kommt im Modell dreimal vor und zwar in den Kombinationen arm-weiß-weiblich und arm-schwarz-männlich und in der besonders seltenen Verbindung von reich-schwarz-weiblich.

60 Diese Konstellation kommt im Modell drei mal vor und zwar in der für die feministische Theorie und Praxis so problematischen Kombination reich-weiß-weiblich, bei arm-weiß-männlich und in der seltenen Überschneidung zwischen reich-schwarz-männlich.

61 So gesehen betrifft das merkwürdige Phänomen der Unsichtbarkeit von und Stummheit gegenüber Benachteiligungssituationen, wie sie uns schon mehrfach begegnet sind (siehe oben S. 14 und 16), auch deren Opfer selbst.

62 Vgl. z.B. Joan Acker, The Continuing Necessity of 'Class' in Feminist Thinking , a.a.O., S. 5.

63 Vgl. z.B. Michael Omi/Howard Winant, Racial Formation in the United States: 1960-1990. London/New York: Routledge. 19942. S. 13.

64 Es ist notwendig mit Nachdruck auf diesem Punkt zu insistieren, da sich ansatzweise gerade neuerdings wieder ähnliche Tendenzen zur Unterordnung der anderen Themen unter das Konzept Klasse zeigen (z.B. Fredric Jameson, Marx' Purloined Letter. In: Michael Sprinker (Ed.), Ghostly Demarcations: A Symposium of Jacques Derrida's Spectres of Marx. London: Verso. 1999; Jean Comaroff/John Comaroff, Millenial Capitalism: First Thoughts on a Second Coming. In: Public Culture 12/2, 2000. S. 291-343. Kritisch dazu: Susan Lurie, Unsettled Subjects: Restoring Feminist Politics to Poststructuralist Critique. Durham: Duke University Press. 1997.). Seit in den letzten Jahren der Begriff Klasse doch wieder stärker ins Blickfeld zu rücken beginnt, ist auch die Hoffnung neu erwacht, dass von hier aus Impulse zu einer Reformulierung und Neuorientierung des feministischen Ansatzes ausgehen könnten: „[...] it is reformulations of a more inclusive version of class that can prove most fruitful in redirecting feminist energies towards social transformation." (Delia Aguilar, Questionable Claims: Colonialism redux, Feminist Style. In: Rass and Class 41/3, 2000. S. 10). Einerseits kommt die sich abzeichnende Wiederbelebung des Begriffs Klasse meinem Vorschlag zu einer Kurskorrektur feministischer Theorie und Praxis sehr entgegen. Dennoch sollte von den Erfahrungen der Vergangenheit in Erinnerung geblieben sein: eine Subsumption der Analyse der Geschlechterordnung unter den Klassenbegriff war kein gangbarer Weg. Ganz gleich wie „*inclusive*" der Begriff Klasse konzipiert werden mag, es handelt sich um kategorial verschiedene Felder. Der feministische Ansatz darf sich nicht nur auf „feminist energies" beschränken oder aus einer Außenperspektive auf diese beschränkt gesehen werden. Es bedarf keiner (Um-)Lenkung (*redirection*) ungerichteter feministischer Energie; vielmehr bedarf es einer eigenständigen und ausgebauten feministischen Theorie; ihr obliegt die Bearbeitung der Kategorie Geschlecht: „[...] like class, gender constitutes one of the basic dimensions of all social organization. Gender refers to socially constructed and historically variable relationships, cultural meanings, and identities through which biological sex differences become socially significant." (B. Laslett/J. Brenner, Gender and Social Reproduction, a.a.O., S. 382). Der Kernbereich feministischer Theorie liegt in der aus den gesellschaftlichen Funktionszusammenhängen externalisierten menschlichen Reproduktion; ihr Thema bildet das geschlechts- und übrigens auch das generationenbezogene Herrschaftsverhältnis; mit dem Thema Sexualität ist sie verbunden, aber nicht identisch. Zu allen anderen Gebieten steht die Kategorie Geschlecht in enger Beziehung. Eine Analyse und Kritik der Geschlechter-

ordnung, des geschlechtsbezogenen Herrschaftsverhältnisses ist nicht das Ganze, aber auch nicht weniger als ein bedeutsamer und mit anderen gleich gewichtiger Teil einer umfassenden Gesellschaftsanalyse. Das gleiche gilt analog für die Kategorien Klasse und Rasse.

65 Gayle Rubin, The Traffic in Women. Notes on the Political Economy of Sex. In: Toward an Anthropology of Women. Ed. by Rayna Reiter. New York/London. 1975. S. 160.

66 Im Sinne von Iris Young's Serialitätsbegriff (vgl. Iris Young, Gender as Seriality: Thinking About Women as a Social Collective. In: Linda Nicholson/Steven Seidman (Eds.), Social Postmodernism: Beyond Identity Politics. Cambridge University Press. 1995).

67 Perry Anderson, A Zone of Engagement. London: Verso. 1992. S. 280; Lutz Niethammer, Posthistoire. Ist die Geschichte zu Ende? Reinbek: Rowohlt. 1989. S. 156.

Literatur

Acker, Joan, The Continuing Necessity of 'Class' in Feminist Thinking. In: Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Hg.v. Angelika Wetterer/Gudrun-Axeli Knapp, Münster 2003.

Aguilar, Delia, Questionable Claims: Colonialism redux, Feminist Style. In: Rass and Class 41/3, 2000. S. 1-12.

Anderson, Perry, A Zone of Engagement. London: Verso. 1992.

Balibar, Étienne, Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten. Hamburg: Argument. 1990.

Beck, Ulrich, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt: Suhrkamp. 1986.

Brock, Ditmar/Junge, Matthias, Die Theorie gesellschaftlicher Modernisierung und das Problem gesellschaftlicher Integration. In: Zeitschrift für Soziologie 34. Jg. H. 3, 1995. S. 165-182.

Brown, Wendy, States of Injury: Power and Freedom in Late Modernity. Princeton University Press. 1995.

Browne, Kingsley, Biology at Work: Rethinking Sexual Equality. Piscataway: Rutgers University Press. 2002.

Bryson, Valerie, Feminist Debates: Issues of Theory and Political Practice. New York University Press. 1999.

Castells, Manuel, The Information Age: Economy, Society and Culture. Vol. II: The Power of Identity. Oxford: Blackwell. 1997.

Comaroff, Jean/Comaroff, John, Millenial Capitalism: First Thoughts on a Second Coming. In: Public Culture 12/2, 2000. S. 291-343.

Condorcet, Jean Antoine de, Über die Zulassung der Frauen zum Bürgerrecht. In: Die Frau ist frei geboren. Texte zur Frauenemanzipation Bd. I: 1789-1870. Herausgegeben und kommentiert von Hannelore Schröder. München. 1979.

Fraser, Nancy, Multiculturalism and Gender Equity The U.S. Difference Debates Revisited. Typoskript.

Gerhard, Ute, Die Töchter der Emanzipation. Das Generationenproblem in der Frauenbewegung. In: Das Geschlecht der Zukunft. Zwischen Frauenemanzipation und Geschlechtervielfalt. Hg.v. Sybille Becker/Gesine Kleinschmidt/Ilona Nord/Gury Schneider-Ludorff. Stuttgart: Kohlhammer. 2000. S. 15-28.

Gibson-Graham, J.K., The End of Capitalism (as We Knew It): A Feminist Critique of Political Economy. Cambridge/Oxford. 1996.

Giddens, Anthony, The Consequences of Modernity. Stanford University Press. 1990.

Glenn, Evelyn Nakano, The Social Construction and Institutionalization of Gender and Race: An Integrative Framework. In: Myra Marx Ferree/Judith Lorber/Beth Hess (Eds.), Revisioning Gender. Walnut Creek: Altamira Press. 2000. S. 3-43.

Hagemann-White, Carol, Sozialisation: weiblich - männlich? Opladen. 1984.

–, Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren. In: Carol Hagemann-White/Maria Rerrich (Hg.), FrauenMännerBilder. Bielefeld. 1988. S. 224-235.

Haraway, Donna, A Manifesto for Cyborgs. In: Coming to Terms. Feminism, Theory, Politics. Ed. by. Elizabeth Weed. New York/London: Routledge. 1989. S. 173-204.

Harding, Sandra, The Instability of the Analytical Categories of Feminist Theory, In: Sex and Scientific Inquiry. Ed. by S. Harding/J.F. O'Barr. University of Chicago Press. 1987. S. 283-302.

Hazelrigg, Lawrence, Cultures of Nature. An Essay on the Production of Nature. Gainesville: University Press of Florida. 1995.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, Werke in zwanzig Bänden. Frankfurt: Suhrkamp. 1970.

Heitmeyer, Wilhelm, Gibt es eine Radikalisierung des Integrationsproblems? In: Ders. (Hg.), Was hält die Gesellschaft zusammen? BRD auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft. Bd. 2. Frankfurt: Suhrkamp. 1997. S. 23-65.

Herrnstein, Richard/Murray, Charles, The Bell Curve: The Reshaping of American Life by Differences in Intelligence. New York: The Free Press. 1994.

Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W., Dialektik der Aufklärung. (1947 bei Querido, Amsterdam). Frankfurt: Fischer TB. 1971.

Jameson, Fredric, Marx' Purloined Letter. In: Michael Sprinker (Ed.), Ghostly Demarcations: A Symposium of Jacques Derrida's Spectres of Marx. London: Verso. 1999.

Jauß, Hans Robert, Studien zum Epochenwandel der ästhetischen Moderne. Frankfurt: Suhrkamp. 1989.

Klinger, Cornelia, Über neuere Tendenzen in der Theorie der Geschlechterdifferenz. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 5/1995. S. 801-814.

–, Der Diskurs der modernen Wissenschaften und die gesellschaftliche Ungleichheit der Geschlechter. In: Wissenschaft und Verantwortlichkeit 1996: Die Wissenschaft - eine Gefahr für die Welt. Hrsg. v. Heinz Barta/Elisabeth Grabner-Niel. WUV-Universitätsverlag Wien. 1996. S. 98-120.

Knapp, Gudrun-Axeli, Postmoderne Theorie oder Theorie der Postmoderne? In: Dies.(Hg.), Kurskorrekturen - Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne. Frankfurt: Campus. 1995. S. 25-83.

Laslett, Barbara/Brenner, Johanna, Gender and Social Reproduction: Historical Perspectives. In: Annual Review of Sociology, 15/1989. S. 381-404.

Luhmann, Niklas, Inklusion und Exklusion. In: Nationales Bewusstsein und kollektive Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewusstsein in der Neuzeit. Hg.v. Helmut Berding. Frankfurt: Suhrkamp. 1994. S. 15-45.

Lurie, Susan, Unsettled Subjects: Restoring Feminist Politics to Poststructuralist Critique. Durham: Duke University Press. 1997.

Murdoch, George P./Provost, Caterina, Factors in the Division of Labor by Sex: A Cross-Cultural Analysis. In: Ethnology April Vol XII/2, 1973. S. 203-226.

Niethammer, Lutz, Posthistoire. Ist die Geschichte zu Ende? Reinbek: Rowohlt. 1989.

Okin, Susan M., Justice, Gender, and the Family. New York: Basic Books. 1989.

Omi, Michael/Winant, Howard, Racial Formation in the United States: 1960-1990. London/ New York: Routledge. 1994.

Parpart, Jane L./Marchand, Marianne H., Feminism/Postmodernism/Development. London/ New York: Routledge. 1995.

Postone, Moishe, Zur Kategorie der Arbeit. Anmerkungen zur Reformulierung Marxscher Kategorien. Transformation der Arbeit. Hannoversche Schriften 5. Hg.v. Detlev Claussen et al. Frankfurt: Neue Kritik. S. 13-27.

Lenin, Wladimir Iljitsch, Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus. Werke Bd. 22. Berlin: Dietz. 1977.

Riley, Denise, Am I That Name? Feminism and the Category of 'Women' in History. Minneapolis. 1988.

Rubin, Gayle, The Traffic in Women. Notes on the Political Economy of Sex. In: Toward an Anthropology of Women. Ed. by Rayna Reiter. New York/London. 1975.

Sen, Armatya, Inequality Reexamined. Cambridge: Harvard University Press. 1992.

Young, Iris, Gender as Seriality: Thinking About Women as a Social Collective. In: Linda Nicholson/Steven Seidman (Eds.), Social Postmodernism: Beyond Identity Politics. Cambridge University Press. 1995. S. 187-215.

Joan Acker

The Continuing Necessity of 'Class' in Feminist Thinking

Abstract

Feminist sociologists in the late 1960s and 1970s recognized that the concept „class" obscured the inequities women experience in class processes. Attempts to reconceptualize class to include women more adequately were not completely successful and interest in class theory among feminists declined. When scholars in the U.S. began to call for an understanding of the inter-sections between class, gender, and race/ethnicity, only the unreformulated idea of class was available. In this paper I suggest some strategies for reconceptualizing class: understanding that class is formed through processes that also create racial and gender formations, that class is best seen as active ongoing practices rather than as abstract structures, that class should be understood from the standpoints of many different people, and that class should be anchored within a broader notion of the economic and of capitalist relations than we now use. I discuss some of the components of such an expanded notion, in particular, that relations of distribution are, along with relations of production, the underlying relations producing class divisions and differing class fates.

Introduction

How to conceptualize class so that women's economic situations are as visible as those of men and both gender and race are integrated in the analysis is a long-standing dilemma in feminist theorizing in the United States and Britain. This dilemma, I believe, has never been completely resolved (Acker 1999; Pollert 1996; Gottfried 1998). Feminist discussion in the 1960s and 1970s of the problems with 'class' as a product of male-centered discourse that ignored women's economic realities did not produce a new, satisfactory class concept, and debates then declined. Feminist scholars in the U.S. now agree that gender, race, and class domination are intrinsically linked (Collins 2000; hooks 2000), but the 'class' that enters that linkage is usually unexamined, and often is the same old unreconstructed 'class'. Non-feminist, mainstream discussions of class (for example Grusky and Weeden 2001) continue to imply a general analysis of economic and production processes that, in themselves, are apparently gender and race neutral, although these processes often differ for women and men, have different impacts on women than on men and different impacts on people in diverse racial and ethnic locations. At the same time, some commentators, such as bell hooks (2000), see a decline in the interest in class and a reluctance to even discuss it in U.S. academia.

At the beginning of the 21st Century, „Class Matters" (hooks 2000) as much for white women and people of color as it matters for white men. Economic inequality is

growing within nations and, globally, between nations. Class divisions between women are becoming greater as more and more women become paid workers, and some women enter well-paid professional and managerial jobs while the majority remain in low-paid 'women's' jobs. 'Globalization' and a 'new economy,' many argue, are transforming human life in multiple and widely different ways, sometimes for the better and often for the worse. Changing capitalist processes are at the core of these transformations and class is a central concept for comprehending them. Gender, race, and ethnicity, or the ongoing realities of power, politics, and identity that give content to those categories, are also implicated in changes underway. But conceptualizing class so that gender, race, and ethnicity do not disappear is still problematic. Here I first review the arguments about why 'class' is inadequate and then discuss some approaches to elaborating a view of class that does not cast gender, race, ethnicity, and nation to the periphery of analysis.[1] Most of the following discussion draws on research and writing done by United States and British scholars, and thus may be most relevant to class/gender/race issues in those countries.

The Problematic Nature of 'Class'

At the end of the 1960s and into the 1970s, feminists argued that class theory, whether Marxist, Weberian, or occupational/functional, either ignored women altogether or assumed that women's class positions are determined by those of the men to whom they are attached, thus ignoring women's own paid work as determinants of their class locations (Acker 1973). Moreover, although class theories claimed to encompass major societal structures of inequality and exploitation, they failed to account for the relatively greater subordination and exploitation experienced by women as compared with men who share their class locations. Ideas of class, feminists argued, were built on implicit images of the male worker, ignoring the different conditions and contexts of women's paid and unpaid work: consequently class concepts were not gender neutral as they were claimed to be. Instead, they were premised upon gendered assumptions. Women were not absent in theories of class, they were invisible, defined as non-workers.

Although structural-functional, Weberian, Marxist and occupational-classificatory approaches to class all shared this lack, Marxist and socialist feminists made the greatest efforts at revising class theory to include women as more than the appendages of men. Their work in the 1970s and 1980s can be roughly grouped under the designations of political economy of housework theories (e.g. Hamilton and Barrett 1986; Seccombe 1974) and capitalism/patriarchy theories (Barrett 1980; Eisenstein 1979; Hartmann 1976, 1981; Kuhn and Volpe 1978). In the political economy of housework debate, theorists argued that unpaid housework creates value by reproducing the labor power of workers in both present and future generations and that this value is appropriated by capitalists. Thus, women's work contributes to surplus value and profit. Because

the value they produce becomes realized in the process of commodity production, women can be considered part of the working class in their own right.

Capitalism/patriarchy, also called dual systems, theorists argued that patriarchy, a system of male dominance and control over women, exists in close association with capitalism. Theorists differed in how they understood the bases of patriarchy and the relationships between patriarchy and capitalism. One view was that patriarchy is rooted in male control of human reproduction and sexuality; male control in this private arena structures women's fates in the more public world of class and capitalism. The other view was that patriarchy is rooted in men's economic interests that cut across class lines (Hartmann 1976). „The argument is that capitalism develops out of a previously patriarchal society and preserves patriarchy as part of the system of control. In the process of development, male workers gain a privileged position in the wage-based economy..." (Acker 1980, p. 31). Male workers and employers cooperate to maintain that privileged position for both economic and ideological reasons. Thus, organized male privilege functions to assign women to subordinate places in the class structure.[2]

The political economy of housework foundered on a narrow and economistic attempt to fit women's unpaid work into the abstract analysis of surplus value and the abstract concept of class linked to this analysis. Capitalism/patriarchy and other dual systems theories, on the other hand, sidestepped the problems with class analysis by creating a separate system to explain the special subordination of women, leaving intact the original class concept that had been widely criticized as implicitly based on a model of the male worker. Another criticism of dual systems theories was that they posit analytically independent structures, such as gender and class, implying that social relations are either gender relations or class relations. This conceptualization seems to ignore the actuality that many gender relations are simultaneously class relations and that class relations, as concrete practices rather than as theoretical abstractions, are often also gender relations (Acker 1989b; Pollert 1996).

Some of the difficulty in adapting class theory to feminist perspectives can be attributed to the type of discourse into which feminists had tried to enter: Marxist feminists had, on the whole, attempted to modify the structural Marxisms that were predominant among intellectuals in the 1960s and 1970s. These were highly abstract theoretical formulations positing relations among conceptual categories in which it was difficult to see any human agency or any concrete, embodied practices involved in making structures (e.g. Wright 1985). But, analysis of concrete embodied practices was necessary for a feminist class conceptualization because research had amply shown that differences in sexed bodies are elements in the differential allocation of women and men to paid jobs and domestic work, as well as elements in the production of unequal wages for women and men. But, insertion of gender, including sexed bodies, into class concepts undermined the gender-neutrality of structural accounts. In addition, feminists argued that the structural abstractions of class theory proceed from an implicit and hidden male point of departure, building assumptions about men's work relations

into the formulation of abstract work relations (see for example, Hartsock 1983). Thus, inserting women and gender into class theory undermined not only the gender-neutral status of concepts, but also undermined the content of concepts and thus threatened to upset the systematic formulations themselves and to question the value of arguments posited at such an abstract level that gender drops from sight. Another problem was, however, that class theory itself was in a crisis, or so numerous male writers had been claiming since the early 1970s (e.g. Giddens 1973). The world of production and capitalist relations was changing as the old primarily male industrial sectors began to decline and the heavily female service sectors rapidly expanded. The old theories seemed inadequate for representing these changes.

The usefulness of the old theories was later brought into question by the political-economic climate of the 1980s and 1990s. In the Reagan era in the U.S., with neo-liberal economics and the celebration of free-market capitalism, backed by anti-labor legislation, there emerged the powerful argument that capitalism is „the only way". Class relations embedded in capitalist processes, it followed, were part of „the only way". Class relations, including inequality and exploitation, defined as intrinsic to the fundamental and necessary organization of any society, came to be seen as inevitable and legitimate. Discussions of class, particularly from a Marxist or working class perspective, began to be cast as irrelevant. What was relevant was how to organize production in the most efficient ways, how to tap the knowledge and creativity of employees, how to use new technologies to the full – all in order to win the competitive battles on the world economic stage. The collapse of the Soviet Union and of socialism there and in the Eastern European countries furthered the marginalization and irrelevance of class theories linked to socialist discourses. To talk about class was no longer cutting edge, it was old fashioned. Attacks on class exploitation were out of step. In this climate, many scholars began to develop feminist thinking in other directions, including towards analyses of culture and the ways in which cultural constructions contributed to the reproduction of exclusions and oppressions based on gender, race, ethnicity, sexualities, etc.

'Class' continued to be important for those scholars trying to combine gender, class and race in integrated understandings. Challenges from women of color, articulated in their theoretical, empirical, and political work, had made clear that a great deal of feminist theorizing assumed a white, middle class woman similar to the women doing the theorizing. If we were to deal adequately with the issues we said we were trying to understand, white feminists could not be concerned only with class and gender. Race/ethnicity also had to be taken seriously.[3] Thus, gender, class, and race became the triple oppressions that must be theorized. Many recognized that an additive model of gender, race, and class as distinct dimensions or systems could not adequately represent historical interpenetration of these processes, and would violate the lived experience that feminists were attempting to capture with their theorizing. For example, a woman in the U.S. who is black (white), Spanish (English)-speaking, and a doctor (waitress) does not face gender discrimination untainted by race, or race discrimination unaffected

by her class situation; rather, all these elements are produced and reproduced within the same everyday life. Theory would have to reflect that reality and the diverse patterning and interplay of processes of domination, collusion, and protest. Third World feminists (for example Mohanty 1991) and feminists of color (for example Collins 1990) began to talk about race, class, and gender as intrinsic to each other, as social constructions, realities, identities emerging in particular historical moments and local places, but shaped by processes such as colonialism, capital expansion, nation building, and war.

Many U.S. feminists working on these theoretical issues agreed that what was needed was a reconceptualization in which gender, race, and class could be analyzed as one system in which each process is seen as embedded in the others, or at least tightly intersecting (for example, Collins 1990). Another obstacle to understanding gender, race, and class as mutually reinforcing processes became apparent: the conceptualization of these 'triple oppressions' at different levels of abstraction, or at different 'levels' of social structure (Ferree and Hall 1996). While different conceptualizations exist, class is frequently seen as macro structural, while race and gender are, at least implicitly, analyzed as meso or micro structural. Looking at different levels of abstraction or structure easily translates into a theory of determinations in which processes at one level determine or cause effects at another level, posing the subordinate effects as less important for understanding society than the more macro-level causal processes. If race or gender, for example, are seen as more historically contingent, less fundamental to societal structure than macro structural class, then the effort to see the mutual production of oppressions becomes resolved in the effort to, first of all, comprehend class processes. Giving priority to class over gender and race produced theories in which women and gender or racial oppression were secondary and political practice in which women's issues were always to be solved in the future. Feminists were highly critical of the pre-feminist theories, such as structural Marxisms, that formulated 'the woman problem' in this way. This was a persistent problem addressed by early feminist attempts to create a theory of class and gender (Hartmann 1976; Acker 1999). The solution was most often a theory of equally important but relatively independent systems or structures of oppression, such as patriarchy and capitalism, that I criticized above. Thus, the problem of trying to meld different levels of analysis continues.

Conceptualizing gender, race, and class within the same planes of process and analysis may facilitate the development of an integrated approach (Acker 1999). Evelyn Nakano Glenn (1999) has done this for race and gender, proposing a social constructionist framework in which race and gender processes are relational, involving „*both representational and social structural processes* in which *power* is a constitutive element" (p. 9. Italics in the original). While Glenn stops short of suggesting a social constructionist understanding of class, she shows how class is also involved in the historical construction of gender and race. However, the meaning of class is not her subject of discussion. In my view, an integrated analysis depends upon a reconceptualization of 'class,' and that is still a challenge (Acker 1999, 2000).

In the late 1990s and up to 2001, many feminist scholars continue to use the term „class", but without much attention to the earlier debates, implicitly using it to stand for an untheorized economic inequality. Those doing sociological empirical studies of women's paid and unpaid work[4] tend to use ideas that are less contentious than class, such as sex segregation or occupational sex-typing, human capital theory, queuing theory or even rational choice theory, bypassing class altogether. Case studies of work places and organizations might identify the subject as, for example, working class women, but what working class might mean is unexplored, or emerges in its particularity from the case study material. However, the old class debate still lurks in the background, unresolved and probably unremembered.

There is a problem with this non-resolution of the issue: to continue to use class to refer to a general, unspecified economic inequality elides our earlier feminist critique of class, and this elision, or failure of memory, leaves the idea of class still implicitly based on the old assumptions that exclude white women, racial minorities, and Third World people. As a result, class may become less and less illuminating in this time of dramatic social and economic change. In addition, class may disappear into our analysis of gender and race, which would be an ironic turn of events.

Another reason for not ignoring the issue is that the rapid and frequently alarming changes underway on a global basis are, to a large extent, changes produced by capitalist processes of accumulation. Capitalism cannot be deconstructed away; the apparently accelerating changes that are feminizing the world labor force, destroying the old male working classes in the most industrialized countries, fragmenting the means of survival for many, making millionaires while impoverishing masses of people (to name just a few of the processes)[5] show how much we need an analysis of capitalism to comprehend what is happening. Class is a linking concept that can mediate between the generalized and global expressions of capitalist processes and the concrete experiences of ordinary people who are simultaneously coping with these processes and producing a changing reality. A central question is, then, what sort of analysis of capitalism and class, along with understandings of race, gender and other processes of difference and inequality, might help us to comprehend, and possibly, think about how to deal with this changing world? In the following discussion, I suggest some avenues toward an answer to that question and solutions to the problems with „class:" primarily the inability of „class" to encompass economic inequalities involving white women and people of color and the conceptual practices that configure „class" as the most fundamental and macro-structural form of inequality and exploitation.

Rethinking Class

My rethinking of class is rooted in a much-modified Marxist understanding of class: „class" refers to economic, including production and distribution, relations of exploitation, power, dominance and subordination that produce persistent inequalities and

contradictory interests. The following „rethinking" is a set of suggestions for ways of thinking and doing research that could inform a project to reconstitute class, not a finished reconceptualization. This rethinking has a number of components that originate in various themes in feminist theorizing. These are first, recognition that class is formed in and through processes that also create and recreate racial and gender formations. Second, understanding class not as abstract structures into which people are inserted but as accomplished through active practices constituting social relations and structures. Third, recognition that class, along with gender and race/ethnicity, should be understood from the standpoints or locations of many different people, women and men. Fourth, that a concept of class adequate for feminist purposes must be broadened and anchored within a larger notion of the economic and of capitalist relations than we now use.

As a prelude, I discuss the meanings of „gender" and „race" in the following discussion of class. Debates about the meaning of gender and women have been in the center of feminist discourse for some time (for example Nicholson 1994). Although there are different positions, these positions are fairly clear. Gender is variously defined as social roles, a social institution, structural patterns of difference and inequality pervading all institutions, representations and other cultural phenomena, personality characteristics, and identities (Acker 1992; Lorber 1994). I think that gender is best understood as pervasive patterns of difference between women and men, based on assumptions about reproduction and sexuality, created through practical activities and representations that justify these patterns, and resulting in the social categories of women and men. Unequal economic and social power almost always marks gender. Scholars agree that gender is socially constructed, diverse, and varies historically and cross-culturally. Similarly, the complexities of race and ethnicity have been extensively discussed in recent years (for example hooks 1981, 1984; Collins 2000; Bhavnani 2001). Scholars see race as socially and politically constructed in particular historical processes of war, colonization, slavery, immigration, and migration. Race, too, almost always involves inequalies of material and power resources; „race" may be seen as a primary ideological justification for systematic exploitation and subordination. Many different racial categories and identities emerge, with the category 'white' almost always in dominant positions in the northern industrial countries.

Gender, race, and class as interrelated and mutually constituted

Class must be seen as formed through gender and race practices and processes, just as gender and race are formed through class practices and processes, historically varying across time and space. Class, race, and gender interconnections can be traced in the historical development of contemporary capitalism; these interconnections occur both within and between particular states and nations. The same concrete historical processes produced the particular forms of what we now call class, race, and gender. For example, the slave trade between emerging capitalist powers was integral to the early development

of capitalism. Slavery constituted the conditions of exploitation and oppression in which the lives of Black and White, women and men, in the United States were constructed as different and unequal. Slavery in the United States continues to be salient as its consequences still shape contemporary relations, but it was not the only form of economic organization that shaped race, gender and class relations. Other groups were isolated from or incorporated into the developing U.S. economy in different historical processes, producing different interrelationships between gender, race, and class (Amott and Matthaei 1996; Dill 1988; Glenn 1999). Native Americans were killed or systematically excluded from the growing economy, with profound consequences for gender relations. For Chicanas, the process began with the Spanish invasion and colonization of Mexico, followed by the Mexican-American war that resulted in the annexation by the U.S. of Mexico's northern territories and the expropriation of land owned by former Mexicans. In contrast, Asian-American women and men were imported into the U.S economy in many different patterns, as low wage workers building railroads or doing farm labor, as prostitutes and domestic servants. The category 'Asian American' encompasses many different ethnic groups with different histories and cultures, and thus, with different gender/race/class experiences. Similarly, other racial/ethnic groups have different histories, shaping different class/gender experiences. In sum, slavery, conquest, and exploitation were intrinsic to the development of U.S. capitalism, also shaping white ruling and working class lives and gendered identities (Frankenberg 1993; Ferber 1998).[6]

The consequences of this history can be seen today in the United States in the patterning of class relations along lines of gender and race. Such patterns continue, actively reproduced in areas of employment, politics, welfare and housing. Diversity has, to a limited degree, permeated class structures. Although a few white women and people of color have broken into the territories of power and control once peopled only by white males, the 'ruling class' in the U.S. is still primarily a class of white men. At the same time, many white working class men have suffered severe losses of income and positions. Still, people of color are much more frequently poor than whites, and women of color are disproportionately the most impoverished. Changes in the U.S. capitalist economy continue to alter the interpenetrations of gender, race, and class in highly complex ways.

Many studies provide evidence about how gender, race, and class are mutually constituted in the lives of women of color in the United States (for example Zinn and Dill 1994; Collins 1990; Glenn 1986; Romero 1993). For example, Esther Ngan-Ling Chow's (1994) study of Asian American women in the work force shows how work bureaucracy and mixes of race, class, and gender discrimination shape their experiences and how these women develop strategies to resist unfair treatment, maintain their dignity and assure family survival. The interplay of race, gender, and class as organized interests in policy development and social movements has also been studied (for example Barnett 1993; Deitch 1993; Blankenship 1993). For example, Cynthia Deitch (1993) analyzes

how in the United States Congress white male Southern opponents of the Civil Rights Act inserted into Title VII of the Act the category 'sex' as a prohibited basis for employment discrimination, and how complex politics of race and class allowed that category to remain and become law. Subsequently, Title VII became the basis for some of the greatest achievements of the women's movement.

Knowledge about how gender, class, and race are intertwined in the lives and activities of white men who predominate in leading and influential positions may improve our understanding of present as well as past economic developments and class relations. Research and theory on men as managers and managers as men (Collinson and Hearn 1994,1996) illuminates some of the connections. Bureaucratic practices and organizational hierarchies in Euro-American societies have historically been invented and controlled by white men (Ferguson 1984). Different types of managerial, controlling masculinity seem to emerge along with changing organizational and technological forms (Burris 1996). Ruthless, aggressive pursuit of profit and expansion of economic control seems to be a characteristic of many of the most successful, distinctively masculine entrepreneurs of both the nineteenth and twentieth centuries. Rupert Murdoch is a prime example of a „mutually reinforcing entrepreneurialism and masculinity with elements of pre-modern adventure capitalist action." (Reed, 1996 p. 119) Similar masculinities, seem to be implicated in processes of globalization (Connell 2000).

Can we argue, then, that white masculinity, in particular, is implicated in the emergence and ongoing reproduction of central capitalist relations? As Alice Kessler-Harris asks „How then do we understand the particular relations out of which some men rose to power?" (1993, p. 198) What particular forms of masculinity emerged within, shaped and were shaped by changing economic relations, or changing opportunities in the colonies and at home, for example? What are the links between masculinity and the wage relation? In theory the wage relation appears as an abstract form. Concretely, wages have always been structured around distinctions of both gender and race. Perhaps the emergence of the abstract form, as a generalized form of power, happened through the actions of men who found meaning, necessity, and action within a particular form of masculinity (Connell 1995).

Although I have argued that class, race, and gender are mutually constituted historically and in present ongoing societal processes, I do not argue that these concepts represent identical aspects of social life nor that they are reducible to each other. As conceptual categories, gender, class, and race stand for different avenues of entry into complex ongoing practices. Each entry directs us to a particular facet of social relations. What we call „class relations" directs the view to production and distribution of material things, differentiated through race and gender. „Gender relations" directs the view to reproduction, sexuality, and family, but also to divisions of labor, exclusions, and inequalities of class. „Race relations" directs the view to exclusions, inequalities and separateness in many areas of social life based on race/ethnic divides and difference within both class and gender. One seeming difference between these processes of

inequality and exploitation is the degree to which they are defined as legitimate. In the contemporary United States, class relations are written into laws, governing practices, regulations and rules, and union-management agreements that specify, support, and sometimes limit the power of employers to control workers and the organization of production. Class based inequalities in monetary reward and in control over resources, power, and authority, and the actions and routine practices that continually recreate them, are accepted as natural and necessary for the ongoing functioning of the socio-economic system. In contrast, inequality and exploitation based on gender or race are not required by law, although gender and race discrimination and inequality are, of course, institutionalized in other ways and widely practiced. At one time in the not too distant past race and gender based exclusion and subordination were written into laws in the United States. A civil war, a civil rights movement, and two mass women's movements extending over a century were necessary to remove these bases for discrimination and subordination from the laws of the land and to lay the basis for a decline in their legitimacy. Thus, at the end of the twentieth century in the U.S., class exploitation and inequity have far more legitimacy than gender and race-based exploitation and inequity, which are illegal and defined as discrimination. The legitimacy of class is, at the present time, so self-evident that no one with any political or economic power, at least in the United States, discusses eliminating wage labor and mandating a communal and cooperative organization of production, although many at least claim to be in favor of eliminating gender and race inequality, discrimination, and segregation. The interpenetration of race and gender with class contributes to, but does not totally account for, the very limited successes in erasing gender and race inequality and discrimination through public policies such as Affirmative Action and campaigns for pay equity.

Social relations as active practices

Feminist scholars recognized at least 25 years ago that to understand gender it was necessary to study the concrete activities of women and men, activities through which differences are created and inequalities maintained. Taking a similar view of class relations is markedly different from the view that begins with an abstract, theoretical construction of class, assigns groups and individuals to positions within the construction and then hypothesizes correlations between class positions and such things as political convictions and affiliations. If we see class as an ongoing and frequently changing outcome of concrete practices, we focus much more on the process than on the „correlates of class." Of course, there is a long tradition of the view of class as concrete processes and historically identifiable actions of actually existing people (for example Thompson 1963). Contributions to this perspective were made by the many labor process studies that followed the publication of Harry Braverman's *Labor and Monopoly Capital* (1974).

Class activities and the meanings integral to them are shaped by gender and race/ethnicity, which are also constituted in ongoing and active practices, as these are

constructed, reconstructed, contested, and controlled. In terms suggested by Dorothy Smith (1987, 1990), „relations of ruling" are „extended" social relations that link local experiences into extra-local places where practices of coordinating, administrating, and managing set the requirements, the conditions for what people do in the local site. Extra-local places are also local for the people, such as top managers, legal teams, and legislators, who are actively creating „the relations of ruling."[7] In contemporary capitalism, Smith argues, the relations of ruling are increasingly abstract, intellectualized, generalizing, and textually mediated. For example, job evaluation systems produced by large international consulting firms provide textual guides for reproducing and legitimating work hierarchies in which class, gender, and often racial inequalities are perpetuated (Acker 1989; Steinberg 1992). The use of these guides involves complex series of activities that link the wage of a particular employee into generalized management practices. Such textual tools of management help to reproduce similar class relations and inequalities in many different countries as consultant firms sell their services and solutions around the globe. Such management technologies are complex and often mystifying to workers, even as they help to organize gender/class/race relations.

This understanding of social relations as practical, concrete activities does not produce a simple picture of how the world works, but is a method that allows discovery of class relations rather than deriving them from abstract, a priori formulations. In *The Crossroads of Class & Gender: Industrial Homework, Subcontracting, and Household Dynamics in Mexico City* Lourdes Benería and Martha Roldán (1987) implicitly illlustrate this approach. Starting from the concrete working and living situations of women doing industrial homework, they examined the chains of relations between workers and businesses that tied most of these workers to multinational firms and the world economy. The authors show how class and gender relations are constantly formed and reformed as women and men negotiate their lives in the family and household and in the wider economy, within particular historical and cultural contexts. This is a dynamic and multifaceted picture of class, gender, and ethnic processes, dramatically different from a categorical approach that assigns individuals and families to theoretical class positions and then investigates the correlations of class position with other variables.

Beginning in the standpoints of women (and men)

Feminists have argued, convincingly I believe, that to develop knowledge about different women's situations, the social world must be viewed from their diverse standpoints. Standpoints can be seen as points of entry into relations of ruling, or, in this case, into class/gender/race relations (Smith 1987). Most contemporary class theories, including Marxist theories, are constructed from within standpoints from which gender and race are invisible or at best peripheral to „the main business" (Smith 1989) of running the economy. This does not mean that Marxist class theorists favor the present structure nor that they ignore workers, but that their discursive, conceptual organization is linked

into the ways of thinking of the relations of ruling. What class theories build in as relevant is what is relevant, and visible, from a (male) standpoint within the relations of ruling. How capital functions is the central question; certain things are relevant and visible from that standpoint, others, such as child care and families, are not (Smith 1989). Thus, an analysis of class formulated from such a standpoint may render invisible important aspects of class processes. The solution to this problem of invisibility is to begin the search for knowledge in the everyday experiences of concrete white women and people of color, asking how and through what social relations their experiences are created, thus taking their standpoints.

In this discussion, „experience" has a particular meaning: the ordinary, practical activities that constitute daily life, the problems, frustrations and satisfactions that are part of those activities, and the sense we make of it all (Smith 1987). Using everyday experience as the starting point of investigation does not mean that the sociologist only attends to what is visible in the local and everyday place. On the contrary, the idea is that the place for beginning investigation is in the problematics of everyday life, but that this investigation intends to comprehend how these experiences are socially produced and thus inevitably must move beyond experience into „extralocal" relations that shape the local. Similarly, interpretation or explanation is not to be found only in the meaning that activities and events hold for the participants or in their own intentions and views of causation. The interpretation almost always is located in the practices that constitute the extended relations tieing the local situation to the extra local.

From the standpoints of a variety of women and men, many issues may be critical class issues although they are probably of little interest from a perspective focussed on the relevancies of capital. From these many different standpoints, it is possible to look back at the relations of ruling to see how local class situations are being constructed. For example, from the perspective of capital, poor mothers on welfare in the U.S. are of little interest, at best members of an economically draining „underclass" caught in webs of dependency. From the perspectives of those women, their class as well as gender and race situations look quite different. In complex interactions with public bureaucrats, private charity personnel, employers, lovers, husbands, other family and friends, they put together a livelihood from a number of sources - public assistance, wages, charity, support payments, and gifts (Edin and Lein 1997). Public assistance payments are never enough to cover the cost of living, but neither are wages from the jobs usually available to them. The costs of health care and day care are high and cannot be covered by minimum wages. The only feasible avenue is to combine income from various sources in varying mixes over time (Acker et al. 2001; Spalter-Roth and Hartmann 1993). A lot of effort goes into maintaining this pattern of survival as these women negotiate within complex relations of ruling. All of this work constitutes their class situation. They are not marginal to capitalism, as „underclass" implies, because they are enmeshed within its relations. But, they are marginal from the standpoint of capital, serving an ideological function as images of sin and failure.

Taking a variety of standpoints is also a method of examining new forms, or old forms that much analysis has neglected, of class/work relations. For example, tasks that used to be done by formally employed persons are now being done by 'independent contractors' who have different relationships with the employer than do regular employees. Contractors' total compensation may often be less than the total compensation of regularly employed workers, because contractors do not usually receive benefits such as medical insurance, pension schemes, and vacations. We might say that the wage relation is still in place, but the rate of exploitation is higher. (Of course, some independent contractors such as management consultants may earn more in the contractor role than they would as organization employees.) Independent contracting is not new: women garment workers in the late 19th Century were independent contractors; women domestic servants or house cleaners are today primarily independent contractors, as they have always been, but those employment relations were not recognized in concepts of class. Starting from the lives of different women allows the complexity, variety, and linkages of capitalist relations to come into view.

Broadening class and „the economic"

Another facet of a feminist rethinking of class has to do with what counts as „class relations". Our understanding of class has been centered on relations of paid production or market processes, on 'the economy'. But, what has been taken as the economy is discursively and politically defined and redefined, usually within the boundaries of relevance established by capitalist practices. Unpaid caring, domestic or reproductive labor falls outside these boundaries.[8] Feminists have long contended that what counts as economic must be broadened to encompass this unpaid but economically valuable and socially essential work done primarily by women (for example, Folbre 1994; Waring 1988).[9] One way to include this unpaid work, as some Marxist feminists suggested in the 1970s, is to argue that unpaid work contributes to the production of value through reproducing labor power and that the contributions of housework to the production of surplus value could be determined, expanding the notion of economy and bringing women doing unpaid work directly into class relations,. This approach was abandoned, as I noted above, because exactly how unpaid labor contributed to surplus value could not be determined.

Broadening class and the economic[10] may be easier to achieve by relocating the observer, taking a standpoint outside the discursive terrain of dominant class theories based on production and employment and thus expanding our notions of the bases for class relations. One way to do this is to ask, „What are the contours of class processes that become visible when taking the standpoints of unpaid women workers or other people outside ordinary, regular employment?" Taking the standpoint of single mothers on welfare as in the the example above, of other mothers and housewives, the elderly poor, the chronically ill, or the unemployed reveals that relations of distribution other

than wages, salaries, and profits are essential to survival (Nelson 1993)[11] in industrial societies, and thus can be seen as economic and as components of class structuring (Acker 1988). While distribution through wages, profit, interest and rent, the components of distribution in Marx's writing, are all important, distribution through marriage and other family relationships and through the welfare state are essential economic transfers, and most of these are patterned along lines of gender and race as well as class.[12]

I suggest, then, that relations of distribution, along with relations of production, constitute class relations (Acker 1988). Relations of distribution are sequences of linked actions through which people share the necessities of survival and divide the fruits of production. Distribution, along with production, is shaped by politics, by contests for power over who should control the processes and to whom should go what share. All societies have some distributional arrangements. These vary from those in which production and distribution are embedded within kinship groups that at the same time define gender and determine rights or entitlements to subsistence to those in which most production takes place outside the family or kin group and much of distribution to individuals is in the form of wages. In the latter type of industrial, almost always capitalist, society, distribution to non-wage earners is through family and marriage relationships, through welfare state programs, or through the channels of stocks, bonds, rent, and other forms of wealth transfer such as subsidies and tax structures. These different forms of distribution result in huge, and in the U.S. in the beginning of the 21st Century, rapidly growing inequalities of income, wealth, and well-being (Keister 2000). Distribution relations vary in the ways in which they are legally regulated, in their legitimacy, and in the concrete practices through which they are constituted. Below I briefly comment on some forms of distribution.

The wage

The wage, a central component of capitalist relations, is both an aspect of production and a mechanism of distribution. It is the major way that production becomes the means of subsistence for the majority of men and women in 21st Century industrial societies. The wage relation specifies the worker's relation to the system of production and to management in public and private organizations. The wage is represented as a market exchange and becomes the personal property of the wage earner. Wages are structured within gender and race differences and serve to reproduce and reinforce those differences. White men consistently earn more than white women and men and women of color. In the U.S., the groups with the lowest relative wages tend to be African Americans, Native Americans, and Hispanics. Race and gender segregation of economic sectors, occupations, and work organizations are linked to wage disparities; segregation continues to exist although Affirmative Action and diversity programs have probably resulted in some reduction. As I noted above, payment for labor may take different forms, as payments to independent contractors or fees for service, for example.

Personal relations of distribution

Marriage, other intimate relations and kin relations are primary ways that wages and wealth are distributed to those who do not have their own resources for survival. This distribution is legally regulated and sometimes required by law, although legal obligations have changed historically and vary widely between states. Child support laws are an obvious example. These are personal relations in the sense that they occur in interpersonal contexts of caring, love, sex, and/or commitment. At the same time, personal relations are linked into distant economic and political processes. The male breadwinner/dependent housewife ideal is a model of distribution that still exists, although it is fast disappearing in the U.S. and is almost gone in Scandinavian countries. Distribution to children in the U.S. is primarily accomplished through family relations and responsibilities, resulting in severe disadvantages for children of low-wage earning parents. Family and kin networks continue past childhood to distribute cash and emotional support to those whose economic survival is threatened by unemployment or illness. Family and kin networks also distribute wealth at the upper levels of the income structure; indeed, family-based distribution is one way that extreme differences in wealth are maintained. Gender is often an organizing principle in these distributional relations: women are the economic dependents in the male breadwinner household, but they are also most frequently the ones who organize distribution to children and to other family and kin, even when it is the male wage that is distributed.

Despite the variety of forms, for most people personal relations of distribution depend upon the existence of the wage-based system of distribution. If the wage declines or is destroyed, the personal relations are severely threatened. Low wages or unemployment often undermine marriage stability or family solidarity, particularly in the absence of other sources of support such as a welfare state safety net or personal savings. While all personal relations of distribution are ensconced within emotional-moral ties, marriage may be the most problematic. In marriage, the exchange of money and unpaid labor is an integral part of society's system of distribution. Yet this exchange is accomplished within an intimate, ideally sexual, relationship. A societal and structural relationship appears as a relationship specific to two people. Negotiation over money and unpaid labor often undermines the sharing, committment, and sexual mutuality that ideologies about marriage prescribe. In addition, issues about how industrial societies should arrange distribution and ensure survival are often obscured as such issues are redefined as interpersonal conflict or instances of parental irresponsibility. Conflict does not disappear when both partners are wage earners, for, in general, women continue to earn only a fraction of men's earnings and unpaid labor is still disproportionately done by women.

State relations of distribution

Welfare state transfers to individuals and families are another type of distribution process, intended to substitute for wages when these are no longer available. These vary dramatically in form and adequacy in the different welfare states, as voluminous literature on the topic shows (for example O'Connor, Orloff, and Shaver 1999). Welfare state benefits are often gendered and influenced by race in their structures and effects, even though laws and rules are written in race and gender neutral vocabularies. Some transfer programs in the U.S., such as Temporary Assistance to Needy Families, are primarily directed at women, while others, such as military retirement and military medical programs, are primarily directed at men. Historically, the largest U.S. welfare program ever implemented, the GI Bill of Rights for veterans of World War II, was a program primarily for white men. Some benefits are allocated on the basis of needs, while others are allocated as a reward for service or on the basis of inability to participate in paid labor because of unemployment, disability or age. The latter are often based on previous earnings. Women are almost always disadvantaged in earnings-based transfers, because their prior earnings were lower than those of men. The welfare state has been under rather successful attack in the U.S. and elsewhere for the last 20 years. The result has been reductions of benefits and increasingly stringent eligibility rules, including measures to enforce paid work as an eligibility requirement. In the U.S., only Social Security, the old age pension system, has remained relatively untouched, probably because it is a nearly universal program that has wide, cross-class and cross-generational support. These developments illustrate how much these economic distribution programs are the product of political processes and, thus, how economic arrangements are also embedded in politics.

„The Welfare State" is usually conceptualized as consisting of transfers to middle and working class people, distinct from state transfers to corporations and wealthy individuals. If we include the latter kind of transfers, we may have a more accurate accounting of how state policies shape class processes. In the U.S. massive state subsidies go to corporations in the form of direct grants, as to large agricultural firms, or in the form of tax loopholes and reductions. While legislators often argue that ultimately, these benefits „trickle down" by boosting employment, others argue that they only increase the power of corporations and line the pockets of the already rich, increasing their relative power. In any case, these are state transfers that, in a U.S. state like Oregon, have disproportionately shifted the tax burden from large corporations to individual tax payers.

Stocks, bonds, and other forms of wealth

Distribution of some of the fruits of production go to those who do no work for this largesse. They are investors, whether of their own earned money or of inherited wealth. In the U.S., wealth inequality is more extreme than income inequality and has increased

over the last 40 years (Keister 2000). While those in the top 1 percent in the wealth distribution in the U.S. in 1995 owned 47 percent of financial assets, the bottom 40 percent had negative financial assets, their debts exceeded the value of any such assets they owned (Keister 2000, p. 64). Keister notes that there were almost no African Americans among the very wealthy. Extreme concentration of wealth occurs as distribution relations are politically constructed, and great wealth increases opportunities to influence those political processes under the U.S. electoral system. These processes, in turn, are part of and help to shape class processes. Is it a coincidence that as legislated reductions in capital gains taxes helped to augment wealth in the mid-1990s, other legislation eliminated the right of poor mothers to financial assistance?

Other forms of distribution

Other forms of economic activity, that for some ensure survival, should be included in a reformulated understanding of class. These include illegal pursuits, such as prostitution and the sex trade, smuggling, drug dealing, but also legal pursuits, such as baby sitting, or flea market selling. All of these could be considered entrepreneurial, although illegal entrepreneurs probably have higher gains, as well as greater risk. Criminal activities are not usually included in class analyses, except as deviant behavior associated with an underclass. A case could be made, for example, that the international illegal drug system, from small farm producer to final customer, distributes drugs and money in ways that have multiple connections to class across national boundaries.

Class as Global

In the past, class analyses have been primarily restricted to the boundaries of particular nation-states. I believe that this is too narrow a view, as do some writers on „globalization." „Globalization" includes the creation of class relations that extend beyond national borders, as more and more people, perhaps a majority of whom are women, are incorporated into capitalist relations (Mies 1986; Moghadam 1999). An obvious example is the transnational corporation such as Nike, in which most of the managers and professional staff are located in the U.S., while the production workers are located in many different countries in South East Asia. Here, class relations are global, but within the same company. The movement by corporations of much garment and electronic production out of the western and northern countries has altered class conditions for many women workers in the industrial north, where jobs were lost, and in low-wage countries in the south and in Asia, where jobs were gained, in the process also changing family and personal lives.' These movements of production to new locations increasingly create a new international division of labor and rapidly changing global class processes in which gender, race, and ethnic differences are used by capital as resources for profit maximization. In the process, global inequalities increase. People

as well as jobs move. For example, women from countries such as the Phillipines or Jamaica come to the United States to work as domestics or child carers in the homes of successful professional or managerial, white women. Again, class, gender, and race relations that extend across national boundaries all exist within the employment situation. Millions of „unemployed", those not working in steady and regulated jobs or their own businesses, are managing their sustenance in some way, even if at minimal levels and without welfare state benefits. These, too, are part of the global class system.

A move to a global concept of class would help to push white middle-class feminists in wealthy countries toward a comprehension of how their existences are embedded in class relations that also include those „unemployed." Race and gender are also embedded in these relations, as Himani Bannerji (1995) argues in *Thinking Through: Essays on Feminism, Marxism, and Anti-Racism*. She describes going to Canada to study, finding that „I was part of that war of raced classes." (1995, p. 9). Interpreting her own experiences, she analyses the „common sense racism" she encounters even among white left feminists, situating both her own experiences and those of other feminists within post-colonial worlds.

Unless our concepts of class are to become more and more parochial and irrelevant, some way of incorporating this changing global reality must be devised. But, the proposal to take class analysis out of the confines of the nation state raises many questions. What are the extended class relations linking a White American worker to the Fillapina who sews his shirt? Are these two workers part of the same global working class, even though their conditions of work and daily life are so different? How, concretely, does class, race, and gender privilege operate globally? If we now have a globally dispersed, racially and ethnically fragmented class structure, what are the possibilities for anything like class/gender/race consciousness and solidarity? These are a few of the questions raised by the present intensification of globalization.

Conclusion

The concept of class takes much of its significance from class struggle within capitalist states. The subordination of women, colonialism, slavery - all part of capitalist development - were incorporated into class organization as the other, the outsiders against which white masculine class identity was formed. Class theorists, writing from a standpoint from which these outsiders were invisible, made the outsiders invisible in the theory. Women's movements, anti-colonialism and anti-slavery struggles were thus divorced from class struggle which was seen as paramount. To try to remake the idea of class is not to deny its importance, both intellectually and politically, but only to say that it's time to recognize the always present realities of gender, race, and ethnicity, and to recognize them with a view of class that does not continually recreate them as outside and unimportant. I have suggested some of the dimensions of this different view of class: that class relations are embedded in ongoing societal processes that also

create and recreate gender and race relations; that class must be understood as active practices continually underway rather than as abstract structures; that understanding of class relations, along with race and gender relations, must be developed from the standpoints of many differently located people; and that our notions of class relations and of the „economic" must be broadened to relations and processes that are not now considered to be central to the economy. Relations of distribution, in particular, along with relations of production, are central in creating political/economic inequalities.

I have sketched a fluid view of class as an ongoing production of gender and racially formed economic relations, rooted in family and communities, local and national economies, as well as in the global organization of capital. How can we think about and describe the overall class relations of a particular society or of the global economy? If we see class processes as always gendered and racially formed, the relatively simple images of a hierarchy of positions or a pattern of classes that include, for example, the bourgeoisie, the middle classes, and the working class will not do. The picture is much more complex, consisting of multiple and changing divisions arising from different patterns of gendered and „raced" relations of both production and distribution. Class patterns change with changes in the technology and organization of production and in strategies of capital accumulation. Class patterns also change with conflicts over distribution played out in political arenas and in employer-employee relations. These two areas of change are closely linked.

Individuals and groups are located in class relations in terms of different patterns of participation in production, reproduction, and distribution that vary along lines of gender and race/ethnicity, and, in addition, vary between women and between men. These patterns of participation extend over time as ongoing practices to ensure survival and well-being. But for individuals and communities there is no assurance that these patterns will be stable. For example, in the United States in the last ten to twenty years established modes of distribution have been undermined as capital accumulation strategies have changed. With the decline in the numbers of living wage, industrial male jobs there seems to have been a decline in distribution from men to women and children in some class sectors. This decline has been compensated to some extent by the entry of large proportions of women into the paid labor force, although at relatively low wages in the service sector. With an increasing proportion of single mother families trying to support their children, distribution to children has been put in jeopardy and the proportion of children living in poverty has increased, especially in race and ethnic minority families. This crisis in personal relations of distribution has not been met with increased state distributions, as economic assistance to poor families has actually been cut with „welfare reform" in the 1990s. These cuts were part of neo-liberal ideological and political campaigns to enhance the power of the private sector and reduce the power of government, through arguing for a strengthened work ethic and the obligation of everyone to be self-supporting in the labor market, without regard for the necessity of caring for children.

This is one example of the ways in which gender and race are intrinsic to class processes as they are shaped by the strategies of capital to maintain and extend dominance over both production and distribution. In the U.S., strategies on the part of labor, women's groups, and race/ethnic movements to counter the control of capital and its political allies seem fragmented and weak at this writing. Future strategies with some chance of success will have to include many more groups than white working class men, and will have to span the conceptual and organizational boundaries of gender, race, and class.

Notes

1 I draw heavily on several earlier articles in which I have dealt, not always successfully, with this issue (Acker 1988, 1999, 2000).

2 R.W. Connell (1987) later developed the idea of gender regimes, a concept that still carries some aspects of earlier ideas of patriarchy. For other discussions of gender and class in the 1980s, see Crompton and Mann (1986).

3 Race and ethnicity are not the same phenomena, but are often conflated in the U.S. literature. Sheila Allen and Marie Macey (1994) discuss this issue in the European context, arguing that race refers to politically, socially, and economically formed categories based on skin color, while ethnicity refers to cultural and historical group ties and identities. Race and ethnicity may overlap, and different ethnicities often exist within racial categories. Allen and Macey point out that nation is also a basis for difference and conflict that is quite distinct from both race and ethnicity, although often in dynamic interaction with both.

4 A massive amount of empirical research on sex segregation, women's jobs, promotion and leadership opportunities, pay inequality and efforts to achieve equity, sexuality in the work place, work/family relations, and many other relevant topics has been done. This research provides the basis for more complex and nuanced understandings of class processes. The plethora of emiprical knowledge contributes to the difficulty of the task of reformulating the concept of class because it makes visible the multiple, complex processes that can be seen as elements in class.

5 Many analyses of the processes underlying the destructions of September 11, 2001 point to the increases in misery and inequality as causing severe disaffection from wealthy capitalist America. Although these analyses have, on the whole, ignored gender issues, they illustrate the importance of class issues in the 21st Century.

6 Feminist debates around issues of gender, race, and less centrally class, are explored in *Feminism & Race* edited by Kum-Kum Bhavnani (2001). Third World women scholars examining colonial and post-colonial developments in this perspective have shown how identities and actions are formed and manipulated as part of changes brought about by white colonialism/capitalism (Mohanty 1991; Rowbotham and Mitter 1994). Chandra Talpade Mohanty (1991) argues, for example, that „some of the effects of colonial policies and regulations are the reempowering of landholding groups, the granting of property rights to men, the exclusion of women from ownership, and the „freezing" of patriarchal practices of marriage, succession, and adoption into laws." (p. 19) The history of European capitalism is also a history of the enslavement, domination, and genocide against peoples of color carried out by white people, as well as a history of production and exploitation.

7 This way of looking at social relations is similar to the ways others have defined them. It is also a way of dealing with the theoretical divide between „macro" and „micro" in U.S. sociology, including feminist sociology. Social relations are actual practices, what people do, and can be studied as such.

8 A distinction exists between caring, domestic or housework, and reproductive labor. Caring includes the emotional and physical care of others. Housework includes the activities of cleaning, washing, cooking, etc. Reproductive labor is a broad term that might include caring and domestic labor as well as the actual physical reproduction and socialization of children. All of these activities can be either unpaid or paid, non-commodified or commodified. If commodified, they can be seen as involving class relations.

9 In some countries, such as Norway, government statistics give a separate accounting of the value of unpaid work, but the problem of integrating this into national accounting has not been solved.

10 Some economists, such as Gary Becker (1981), have used economic models of rational choice to examine all sorts of non-economic processes. This is not what I have in mind when suggesting that we need to extend the boundaries of what is defined as economic activities.

11 Julie Nelson (1993) suggests that economics focus on the provisioning of human life and ensuring survival. Her discussion also suggests that class could be understood as based on relations of survival or provisioning.

12 That welfare state distributions affect the structures of stratification is confirmed by research showing that differences between nations in poverty and inequality are consequences of different welfare state provisions (Korpi and Palme 1998).

References

Acker, Joan (1973): „Women and Social Stratification: A Case of Intellectual Sexism." *American Journal of Sociology*, 78: 936-945.

- (1980): „Women and Stratification: A Review of Recent Literature." *Contemporary Sociology*, 9,1 (January): 25-35.

- (1988): „Class, Gender, and the Relations of Distribution." *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 13,3: 473-497.

- (1989a): *Doing Comparable Worth:Gender, Class, and Pay Equity.* Philadelphia: Temple University Press.

- (1989b): „The Problem With Patriarchy." *Sociology*, 23,2: 235-40.

- (1992): „From Sex Roles to Gendered Institutions." *Contemporary Sociology*, 21/5, (September): 565-569.

- (1999) „Rewriting class, race, and gender: Problems in feminist rethinking." In: Myra Marx Ferree, Judith Lorber, and Beth B. Hess (eds.): *Revisioning Gender.* Thousand Oaks, CA: Sage Publications.

- (2000): „Revisiting Class: Thinking from Gender, Race, and Organizations." *Social Politics*: 192-214.

-, Sandra Morgen, Terri Heath, Kate Barry, Lisa Gonzales, and Jill Weigt (2001): *Oregon Families Who Left Temporary Assistance to Needy Families (TANF) or Food Stamps: A Study of*

Economic and Family Well-Being From 1998 to 2000. Eugene, Oregon. Center for the Study of Women in Society, University of Oregon.

Allen, Sheila and Macey, Marie (1994): „Some Issues of race, ethnicity and nationalism in the 'New' Europe: rethinking sociological paradigms." In Phillip Brown and Rosemary Crompton (eds.): *Economic Restructuring and Social Exclusion*. London: UCL Press.

Amott, Teresa and Matthaei, Julie (1996): *Race, Gender, and Work*. Boston: South End Press.

Bannerji, Himani (1995): *Thinking Through: Essays on Feminism, Marxism, and Anti-Racism*. Toronto: Women's Press.

Barnett, Bernice McNair (1993): „Invisible Southern Black Women Leaders in the Civil Rights Movement: The Triple Constraints of Gender, Race, and Class." *Gender & Society*, 7,2: 162-82.

Barrett, Michèle (1980): *Women's Oppression Today: Problems in Marxist Feminist Analysis*. London: Verso.

Becker, Gary (1981): *A Treatise on the Family*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.

Benería, Lourdes and Roldán, Martha (1987): *The Crossroads of Class & Gender: Industrial Homework, Subcontracting, and Household Dynamics in Mexico City*. Chicago: University of Chicago Press.

Bhavnani, Kum Kum (2001): *Feminism & 'race'*. Oxford; New York: Oxford University Press.

Blankenship, Kim M. (1993): „Bringing Gender and Race In: U.S. Employment Discrimination Policy." *Gender & Society*, 7,2: 204-26.

Burris, Beverly H. (1996): „Technocracy, Patriarchy and Management." In David Collinson and Jeff Hearn (eds.): *Men as Managers, Managers as Men*. London: Sage.

Chow, Esther Ngan-Ling (1994): „Asian American Women at Work." In Maxine Baca Zinn and Bonnie Thornton Dill (eds.): *Women of Color in U.S. Society*. Philadelphia: Temple University Press.

Collins, Patricia Hill (1990): *Black Feminist Thought*. New York: Routledge.

- (2000): *Black Feminist Thought*. Second Edition. New York: Routledge.

Collinson, David and Hearn, Jeff (1994): „Naming Men as Men: Implications for Work, Organization and Management." *Gender, Work and Organization*, 1,1: 2-22.

- (1996): *Men as Managers, Managers as Men*. London: Sage.

Connell, R.W. (1987): *Gender & Power*. Stanford, CA: Stanford University Press.

- (1995): *Masculinities*. Berkeley: University of California Press.

- (2000): *The Men and The Boys*. Berkeley: University of California Press.

Crompton, Rosemary and Mann, Michael (1986): *Gender and Stratification*. Cambridge, Eng.: Polity Press.

Deitch, Cynthia (1993): „Gender, Race, and Class Politics and the Inclusion of Women in Title VII of the 1964 Civil Rights Act." *Gender & Society*, 7,2: 183-203.

Dill, Bonnie Thornton (1988): „Our Mothers' Grief: Racial-Ethnic Women and the Maintenance of Families." *Journal of Family History* 13,4: 415-431.

Edin, Kathryn and Lein, Laura (1997): *Making Ends Meet: How Single Mothers Survive Welfare and Low-Wage Work*. New York: Russell Sage Foundation.

Eisenstein, Zillah (1979): *Capitalist Patriarchy and the Case for Socialist Feminism*. New York: Monthly Review Press.

Ferber, Abby L. (1998): *White Man Falling*. Lanham, MD: Rowman and Littlefield.

Ferguson, Kathy E. (1984): *The Feminist Case Against Bureaucracy*, Philadelphia: Temple University Press.

Folbre, Nancy (1994): *Who Pays for the Kids? Gender and the Structures of Constraint*, London: Routledge.

Frankenberg, Ruth (1993): *The Social Construction of Whiteness: White Women, Race Matters*. Minneapolis: Univerisyt of Minnesota Press.

Giddens, Anthony (1973): *The Class Structure of the Advanced Societies*. New York: Harper & Row.

Glazer, Nona Y. 1993. *Women's Paid and Unpaid Labor*. Philadelphia: Temple University Press.

Glenn, Evelyn Nakano (1986): *Issei, nisei, war bride: Three generations of Japanese American women in domestic service*. Philadelphia: Temple University Press.

- (1999): „The Social Construction and Institutionalization of Gender and Race: An Integrative Framework." In J. Lorber, M. M. Feree, and B. Hess (eds.): *Revisioning Gender*. Thousand Oaks, CA: Sage.

Glucksmann, Miriam (1990): *Women Assemble*. London: Routledge.

Gottfried, Heidi (1998): „Beyond Patriarchy? Theorising Gender and Class." *Sociology*, 32,3: 451-68.

Grusky, David B. and Weeden, Kim A. (2001): „Decomposition Without Death: A Research Agenda for a New Class Analysis." *Acta Sociologica*, 44, 3: 203-218.

Hamilton, Roberta and Barrett, Michèle (1986): *The Politics of Diversity*. London: Verso.

Hartmann, Heidi (1976): „Capitalism, Patriarchy, and Job Segregation by Sex." *Signs*, 1,3, Part 2: 137-169.

- (1981): „The Unhappy Marriage of Marxism and Feminism: Towards a More Progressive Union." In Heidi Hartmann et al.: *The Unhappy Marriage of Marxism and Feminism*. London: Pluto Press.

Hartsock, Nancy (1983): „The Feminist Standpoint: Developing the Ground for a Specifically Feminist Historical Materialism." In: Sandra Harding and Merrill B. Hintikka (eds.): *Discovering Reality*. Dordrecht, Holland: D. Reidel.

hooks, bell (2000): *Where We Stand: Class Matters*. New York: Routledge.

Keister, Lisa A. (2000): *Wealth in America: Trends in Wealth Inequality*. Cambridge: Cambridge University Press.

Kessler-Harris, Alice (1993): „Treating the Male as 'Other': Redefining the Parameters of Labor History." *Labor History*, 34: 190-204.

Korpi, Walter and Palme, Joakim (1998): „The Paradox of Redistribution and Strategies of Equality: Welfare State Institutions, Inequality, and Poverty in the Western Countries." *American Sociological Review*, 63,5: 661-687.

Kuhn, Annette and Wolpe, AnnMarie (1978): *Feminism and Materialism*. London: Routledge and Kegan Paul.

Lorber, Judith (1994): *Paradoxes of Gender*. New Haven: Yale University Press.

Mies, Maria (1986): *Patriarchy and Accumulation on a World Scale*. London: Zed.

Moghadam, Valentine M. (1999): „Gender and the Global Economy." In: Myra Marx Ferree, Judith Lorber, and Beth B. Hess (eds.): *Revisioning Gender*. Thousand Oaks, CA: Sage.

Mohanty, Chandra Talpade (1991): „Cartographies of Struggle: Third World Women and the Politics of Feminism." In: Chandra Talpade Mohanty, Ann Russo, and Lourdes Torres (eds.): *Third World Women and the Politics of Feminism*. Bloomington and Indianapolis: Indiana University Press.

Nelson, Julie A. (1993): „The Study of Choice or the Study of Provisioning? Gender and the Definition of Economics." In: Marianne A. Ferber and Julie A. Nelson (eds.): *Beyond Economic Man: Feminist Theory and Economics*. Chicago: University of Chicago Press.

Nicholson, Linda (1994): „Interpreting *Gender*." *Signs*, 20,1: 79-105.

O'Connor, Julia S, Orloff, Ann Shola, and Shaver, Sheila (1999): *States, Markets, Families*. Cambridge: Cambridge University Press.

Pollert, Anna (1996): „Gender and Class Revisited: Or, The Poverty of 'Patriarchy'." *Sociology*, 30,4: 639-659.

Reed, Rosslyn (1996): „Entrepreneurialism and Paternalism in Australian Management: A Gender Critique of the 'Self-Made' Man." In: David Collinson and Jeff Hearn (eds.): *Men as Managers, Managers as Men*. London: Sage.

Romero, Mary (1992): *Maid in the U.S.A*. New York: Routledge.

Rowbotham, Sheila and Mitter, Swasti (eds.) (1994): *Dignity and Daily Bread*. London: Routledge.

Seccombe, Wally (1974): „The Housewife and Her Labour Under Capitalism." *New Left Review*, 83: 3-24.

Smith, Dorothy (1987): *The Everyday World as Problematic*. Boston: Northeastern University Press.

- (1990a): „Feminist Reflections on Political Economy." *Studies in Political Economy*, 30 (Autumn): 37-60.

- (1990b): *The Conceptual Practices of Power*. Toronto: University of Toronto Press.

Spalter-Roth, Roberta M. and Hartmann, Heidi I. (1993): *Dependence on Men, the Market, or the State: The Rhetoric and Reality of Welfare Reform*. Washington, D.C.: Institute for Women's Policy Research.

Steinberg, Ronnie (1992): „Gendered Instructions: Cultural Lag and Gender Bias in the Hay System of Job Evaluation." *Work and Occupations*, 19,4: 387-423.

Thompson, E.P. (1963): *The Making of the English Working Class*. New York: Vintage.

Waring, Marilyn. (1988): *If Women Counted*. San Francisco: Harper & Row.

Wright, Eric Olin (1985): *Classes*. London: New Left Books.

Zinn, Maxine Baca and Dill, Bonnie Thornton (1994): *Women of Color in U.S. Society*. Philadelphia: Temple University Press.

Irene Dölling

Zwei Wege gesellschaftlicher Modernisierung. Geschlechtervertrag und Geschlechterarrangements in Ostdeutschland in gesellschafts-/modernisierungstheoretischer Perspektive

Nach mehr als einem Jahrzehnt deutscher Einheit tritt immer deutlicher zutage, was zu Beginn weder von Politikern noch in den (Sozial-)Wissenschaften so klar gesehen wurde: Die für die neuen Länder unter dem Stichwort der „nachholenden Modernisierung" prognostizierte und in Gang gesetzte Transformation ist nicht als schlichte Adaptation an Strukturen und Institutionen der „alten" Bundesrepublik zu verstehen. Vielmehr ist sie in ihrer Dynamik und Richtung zunehmend durch Umbrüche und Prozesse des Umbaus im Organisationsgefüge moderner Gesellschaften gekennzeichnet, die in der Soziologie unter „zweiter" (Beck) oder „reflexiver" (Giddens) oder auch „postmoderner" (Wagner) Moderne bzw. Modernisierung firmieren. Es liegt auf der Hand, dass in diesen Umbauprozessen bisherige Formen sozialer Regulierung und Steuerung tendenziell dysfunktional werden und dass dies auch die Geschlechterverhältnisse betrifft. Bisherige Institutionalisierungen des modernen (hierarchischen) Geschlechterverhältnisses geraten in „Unordnung" und erscheinen - gemessen an den sich abzeichnenden Entwicklungen - als „veraltet". Bislang geläufige Trennlinien zwischen öffentlich und privat werden aufgebrochen, die Erosion des sog. „Normalarbeitsverhältnisses" untergräbt die „männliche Ernährerrolle" und damit verknüpfte familien- und steuerrechtliche Regelungen, mit der wachsenden Zahl von Alleinerziehenden wie von Singles wird das normative und institutionalisierte Modell der geschlechtsspezifischen Teilungen zwischen „produktiven" und „reproduktiven" Bereichen und Tätigkeiten fragwürdig usw.[1] *Wie* die re-strukturierten Geschlechterverhältnisse als Ergebnis des Umbaus moderner Gesellschaften aussehen werden - ob sich die konkreten Geschlechterarrangements durch (mehr) Gerechtigkeit und Chancengleichheit auszeichnen oder ob die In- und Exklusionen entlang der Geschlechterlinie eher verstärkt werden bzw. ganz neue Formierungen des Geschlechterverhältnisses entstehen - ist m.E. derzeit kaum definitiv zu sagen; eben weil wir erst am Anfang dieser Umbrüche sind und deren empirische Untersuchungen noch weit gehend ausstehen. Für eine sozialwissenschaftliche Beobachtung und Analyse dieser Umbrüche aus einer genderkritischen Perspektive ist aber - zumindest, wenn dies im deutschen Kontext geschieht - auf jeden Fall notwendig, die unterschiedlichen Bedingungen in den alten und neuen Bundesländern, nicht zuletzt in Bezug auf Geschlechterarrangements zur Kenntnis zu nehmen. Das wiederum hat zwei Dimensionen: Neben dem empirisch gesättigten Wissen um die feststellbaren Unterschiede, die ohne den Prozess ihres Werdens in zwei unterschiedlichen gesellschaftlichen Systemen nicht angemessen zu erklären sind, ist auch ein gesellschaftstheoretisch fundiertes Verständnis des Geschlechterverhältnisses und

des jeweiligen Geschlechtervertrages in beiden Gesellschaften notwendig. Letztere können - so der in diesem Aufsatz unter Bezugnahme auf Peter Wagner und Zygmunt Bauman diskutierte Vorschlag - als kapitalistische bzw. sozialistische Variante moderner Gesellschaften verstanden werden, die - eben als Varianten - sowohl Unterschiede wie Gemeinsamkeiten aufweisen, aus denen sich aktuell Transformationen in Ostdeutschland einerseits, Differenzen in den Modernisierungsformen andererseits erklären lassen. Der Aufsatz gliedert sich in zwei Teile:

- Zunächst sollen Veränderungen/Modifikationen in der Situation von ostdeutschen Frauen bzw. allgemeiner: Von in Ostdeutschland praktizierten Geschlechterarrangements skizziert werden, die sich als Resultat der Transformationen nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten ausmachen lassen. Meine Frage ist, welche ambivalenten Wirkungen diese Geschlechterarrangements im veränderten gesellschaftlichen Kontext, insbesondere im Kontext der Umbauprozesse moderner Gesellschaften haben. Ich gehe dabei von der These aus, dass die Besonderheiten ostdeutscher Geschlechterarrangements nicht zuletzt aus dem Weiterwirken des Geschlechtervertrages der DDR herrühren.
- Anschließend werden das Geschlechterverhältnis der realsozialistischen DDR, der damit verbundene Geschlechtervertrag bzw. seine Institutionalisierungen aus einer gesellschaftstheoretischen Perspektive rekonstruiert. Eine solche Rekonstruktion erscheint mir angesichts dessen dringend notwendig, dass in sozialwissenschaftlichen Arbeiten Geschlechterverhältnisse im Sozialismus bzw. in der DDR - so überhaupt noch Bezug darauf genommen wird - oftmals nur als „anders" als in der alten Bundesrepublik oder zu allgemein als „Patriarchat" beschrieben werden, es aber an einem theoretischen Erklärungsrahmen mangelt, der als heuristisches Instrument sozialwissenschaftlicher Bestandsaufnahmen eingesetzt werden kann.

Diesen beiden Teilen stelle ich zunächst mein Verständnis der Begriffe „Geschlechtervertrag" und „Geschlechterarrangements" voran.

Begriffsklärungen

Angeregt durch Yvonne Hirdmans konzeptionellen Ansatz des Geschlechterkontraktes (vgl. Boreus 1995) sind in der deutschen sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung in den letzten Jahren analytische Begriffe wie „Geschlechtervertrag" und „Geschlechterarrangements" in die Diskussion gebracht worden. Damit sollen zum einen kulturelle, regionale und historisch länger tradierte Bedingungen und Figurationen ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt und sichtbar gemacht werden, dass das moderne Geschlechterverhältnis in einer Vielfalt von konkreten Ausprägungsformen existiert und einem Wandel unterliegt. Zum anderen sollen mit Hilfe dieser Begriffe die Prozesshaftigkeit dieser Formierungen und insbesondere die konkreten Formen des Geschlechterverhältnisses als Ergebnis des Zusammenwirkens von kulturellen Vorstellungen, Institutionalisierungen und individuellem bzw. kollektivem Akteurshandeln

und von Aushandlungen analysierbar werden (vgl. Gottschall 2000: 216 ff.). Diese Begriffe, die in Deutschland insbesondere durch Birgit Pfau-Effinger im Rahmen ihrer vergleichenden Studien zum Zusammenhang von Wohlfahrtsregimen und Frauenerwerbstätigkeit aufgegriffen und ausdifferenziert wurden, fanden schnell auch Anwendung für die soziologische Erklärung beobachtbarer Differenzen in den Geschlechterbeziehungen, Arbeitsteilungen zwischen den Geschlechtern, kulturellen Wahrnehmungs- und Deutungsmustern oder auch dem Erwerbsverhalten von Frauen in den neuen Bundesländern (vgl. Schenk 1995a, 2002; Dölling 2001). Obwohl der Terminus „Geschlechterkontrakt" bzw. „Geschlechtervertrag" in den feministischen Debatten auf zum Teil entschiedene Ablehnung stieß - die Hauptargumente waren, dass der Begriff einen freiwillig und bewusst vollzogenen Vertragsabschluss zwischen Männern und Frauen suggeriere, der zudem „auf gleicher Augenhöhe" geschlossen würde - behalte ich ihn als nützlich für mein Anliegen bei. Mit Hirdman verstehe ich ihn als ein „heuristisches Mittel, um Geschichte zu begreifen" (Boreus 1995: 516), um zu unterstreichen, „dass die Beziehungen zwischen Männern und Frauen nichts Natürliches sind, sondern geschaffen von Konventionen, veränderlich und stets aushandelbar" (Ebd.), schließlich, dass an diesen Aushandlungen „unterschiedliche Parteien mit unterschiedlichen Interessen" (ebd.) beteiligt sind. Mit Sabine Schenk fasse ich mit dem Terminus „Geschlechtervertrag", dass es „in allen modernen Gesellschaften einen historisch gewachsenen sozio-kulturellen Konsens über die jeweilige Ausprägung der Verkehrsformen der Geschlechter, ein gemeinsam von Männern und Frauen getragenes Leitbild und Lebensmuster über die 'richtige' Form der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, die Familienform und die Art und Weise der Integration der beiden Geschlechter in die Gesellschaft über den Arbeitsmarkt und/oder über die Familie gibt" (Schenk 1995a: 478). Ergänzungsbedürftig erscheint mir allerdings diese Bestimmung dahingehend, dass im Geschlechtervertrag die jeweils *hegemonialen* Verkehrsformen, Leitbilder, Institutionalisierungen ihren Niederschlag finden. Mit dem Begriff „Geschlechtervertrag" wird eher die - relative - Stabilität des historisch gewachsenen Konsenses hervorgehoben, während der Begriff „Geschlechterarrangements" stärker auf die „komplexen und raum-zeitlich variierenden Wechselbeziehungen zwischen den kulturellen Werten und Leitbildern, den Institutionen und dem Handeln sozialer Akteure" (Gottschall 2000: 222) fokussiert und damit den Blick auf Ungleichzeitigkeiten, Spannungsverhältnisse zwischen kulturellen Leitbildern, Institutionalisierungen und Interessen unterschiedlicher kollektiver wie individueller Akteure/innen sowie daraus resultierende Potenziale für sozialen Wandel richtet[2].

Dieser im Weiteren verwendete Begriff des Geschlechterarrangements weist eine Nähe zu dem von Pfau-Effinger (vgl. Pfau-Effinger 2000: 71) entwickelten Begriff auf, die vor allem aus der gemeinsamen Betonung der widersprüchlichen Vermittlungen zwischen kulturellen und anderen Traditionen, institutionalisierten Formen und dem sozialen Handeln von AkteuerInnen resultiert. Im Unterschied zu ihr verzichte ich aber nicht auf den Begriff des Geschlechterverhältnisses[3]. Unter „Geschlechterverhältnis" verste-

he ich die grundlegende Art und Weise, wie in einer Gesellschaft die beiden Genusgruppen kulturell und strukturell zueinander ins Verhältnis gesetzt sind (also etwa: Das Geschlechterverhältnis in der modernen Gesellschaft)[4].

Verstehe ich also die Begriffe „Gesellschaftsvertrag" bzw. „Geschlechterarrangement" als brauchbare heuristische Mittel, um der konkreten Vielfalt, Dynamik und historisch-figurativen Situiertheit von (hierarchischen) Austauschprozessen und Beziehungen zwischen den Geschlechtern und ihren Institutionalisierungen auf die Spur zu kommen, entfalten sie m.E. ihre analytische Kraft nur, wenn sie in einen theoretischen Erklärungsrahmen eingebettet sind, der die Strukturiertheit von Geschlechterarrangements durch das Geschlechterverhältnis gesellschaftstheoretisch bestimmt. Bezogen auf Thema und Anliegen dieses Beitrages heißt das: Um Besonderheiten aktueller ostdeutscher Geschlechterarrangements und die „Nachwirkungen" des DDR-Geschlechtervertrages hinreichend analysieren zu können, ist eine theoretische Bestimmung des Geschlechterverhältnisses im Kontext einer gesellschaftstheoretischen „Verortung" des „real existierenden" Sozialismus notwendig.

Besonderheiten des ostdeutschen Geschlechtervertrages und praktizierter Geschlechterarrangements

Die einschneidenden sozio-ökonomischen und politischen Veränderungen, die im letzten Jahr der DDR einsetzten und nach Währungsunion und politischer Vereinigung an Dynamik gewannen, wurden von vielen Menschen als ein Wegbrechen bisher selbstverständlichen Institutionen erlebt. „Geschlecht" spielte dabei - für viele sicher überraschend - eine Rolle: Arbeitslosigkeit, die Schließung von betrieblichen Einrichtungen zur Kinderbetreuung und der Wegfall anderer Bedingungen, die die Vereinbarkeit von Beruf und Familie ermöglichten, die explizite Zweitrangigkeit von Frauen auf dem Arbeitsmarkt u.a. gehörten schon seit Ende 1989 zu den neuen Erfahrungen insbesondere von Frauen. Nach der politischen Vereinigung kamen hinzu: Der Wegfall bisheriger sozialpolitischer Maßnahmen zur Subventionierung z.B. von Kinderbetreuungseinrichtungen, die Übernahme einer Rechtsprechung und eines sozialstaatlichen Regimes, denen das (modernisierte) Modell der Ernährer-Hausfrau-Familie zugrunde liegt[5], die zunächst aufgeschobene, aber absehbare Einschränkung des Rechts auf Abtreibung ohne Vorbedingungen, die Bezahlung von Kontrazeptiva u.a. Auch wenn die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse durchaus neue Handlungsmöglichkeiten für Frauen eröffneten (z.B. im politischen Raum), wurde gleichzeitig erfahrbar, dass für die neuen gesellschaftlichen Bedingungen und Strukturen Geschlechterarrangements kennzeichnend sind, die auf andere und sozial stärker hierarchisierende und benachteiligende Weise für Frauen wirken, als dies in der realsozialistischen DDR der Fall war, dass mit dem Übergang in die moderne Gesellschaft kapitalistischen Typs die Geschlechterdifferenz stärker als in der DDR als Faktor sozialer Differenzierung wirkt und die Zugehörigkeit zu einer Genusgruppe auf eine bis dahin unbekannte bzw. schon ver-

gessene Weise bedeutsam für die Wahrnehmung sozialer Chancen und für die Realisierung von Lebensansprüchen und -plänen ist. Zugleich zeigte sich an den wachsenden sozialen Differenzierungen innerhalb der Genusgruppen auf anschauliche Art, dass „Geschlecht" nicht unabhängig von anderen sozialen Faktoren als „Platzanweiser" wirkt. Besonders massiv haben die ostdeutschen Frauen die neuartige Weise ihrer Diskriminierung wie auch ihre wachsende soziale Differenzierung seit 1990 auf dem Arbeitsmarkt erfahren[6]. Ich konzentriere mich im Folgenden auf die Erwerbssphäre - und zwar in erster Linie aus der konzeptionellen Erwägung, dass entsprechend dem DDR-Geschlechtervertrag die Integration von Frauen wie Männern in die Gesellschaft primär über ihre Erwerbstätigkeit erfolgte und dies bis heute tendenziell fortwirkt (genauer s.u.).

Ein Blick auf die Entwicklungen des ostdeutschen Arbeitsmarktes seit der Vereinigung zeigt sowohl geschlechtsübergreifende als auch ausgeprägt geschlechtsspezifische Tendenzen. Eher geschlechtsübergreifend ist die Erfahrung von Arbeitslosigkeit. Wie der „Sozialreport 1996" feststellt, ist seit 1990 „Arbeitslosigkeit [...] für über die Hälfte aller Bürger zwischen 18 und 60 Jahren in den neuen Bundesländern bereits zur eigenen Erfahrung geworden" (Winkler, 1996: 24). Auch das Entlassungsrisiko ist für Frauen nicht größer als für Männer - es gingen nicht mehr Frauen- als Männerarbeitsplätze verloren. Geschlechtsspezifisch dagegen ist die Chance, wieder eine Beschäftigung zu finden. Die Statistiken weisen seit 1990 deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede bezüglich Arbeitslosigkeit und Wiederbeschäftigung aus. Kontinuierlich stellen Frauen einen überproportional hohen Anteil an den Arbeitslosen, sie sind weitaus häufiger als Männer langzeitarbeitslos, und sie haben geringere Chancen, ein Angebot auf Umschulung bzw. einen Job auf dem zweiten Arbeitsmarkt zu bekommen. Zur Illustration einige Daten:

- Obwohl die Arbeitslosenquote für Frauen wie für Männer im Osten höher ist als in den alten Bundesländern, haben ostdeutsche Frauen immer noch eine höhere Erwerbsquote als westdeutsche Frauen. 90% der arbeitslosen ostdeutschen Frauen sind zudem auf Arbeitssuche, d.h. sie verlassen auch bei längerer Arbeitslosigkeit den Arbeitsmarkt nicht (vgl. Schenk 2002).
- Der Umbau der ostdeutschen Wirtschaft hat zu einer Umverteilung von Frauen auf die verschiedenen Wirtschaftssektoren geführt, die Zahl der in der Industrieproduktion beschäftigten Frauen ist stark zurückgegangen - sie sind heute stärker in Dienstleistungsbereichen wie Handel, Gastgewerbe, Verkehr, als mithelfende Angehörige in Familienunternehmen oder als (Schein-)Selbstständige tätig.
- Neben Tendenzen, Frauen aus bestimmten Branchen zu verdrängen bzw. auch bisher frauentypische Beschäftigungsfelder stärker für Männer zu öffnen (vgl. Nickel/Schenk 1994) ist unübersehbar, dass (neue) Arbeitsmöglichkeiten für Frauen vor allem Teilzeitjobs sind. Zugleich ist die Rate Teilzeit arbeitender Frauen im Osten wesentlich niedriger als im Westen (sie ist sogar gegenüber den Zahlen vor der Vereinigung um einige Prozentpunkte zurückgegangen), und über die Hälfte der derzeit teilzeitarbeitenden Frauen würden gerne in ein Vollzeitverhältnis wechseln (vgl. Schenk 2002).

- Geschlechtsspezifisch ist auch, dass die berufliche Qualifikation bzw. das Niveau beruflicher Qualifikation für ostdeutsche Frauen das entscheidende Kriterium dafür ist, ob sie erwerbstätig bleiben (können) (Vgl. Schenk 1995, Nickel 1997). Zur Überraschung von SoziologInnen hat die konkrete Familiensituation (Familienphase, Anzahl und Alter der Kinder) relativ wenig Erklärungskraft für die Erwerbsintegration ostdeutscher Frauen: Die markante Differenzierungslinie ist das Qualifikationsniveau bzw. -potenzial der Frauen. Während die Erwerbsintegration von Männern relativ unabhängig von ihrer beruflichen Ausbildung ist (hier schlägt das bundesdeutsche Ernährer-Modell zu Buche), hängt sie für Frauen entscheidend von ihrer Qualifikation ab. „Es lässt sich eine qualifikationsspezifische Verdrängung von Frauen aus dem ostdeutschen Arbeitsmarkt konstatieren, die vornehmlich unter Frauen ausgetragen wird. Sie hat den Effekt, dass un- und angelernte Frauen und Frauen mit einem Facharbeiterabschluss die schlechtesten Karten im Verteilungskampf um Erwerbsarbeit haben [...]." (Nickel/Hüning 2001: 32). Untersuchungen zum Erwerbsstatus von Paaren zeigen, dass Paare, bei denen beide Partner eine hohe berufliche (in der Regel akademische) Qualifikation haben, am erfolgreichsten am Doppel-Versorger-Modell festhalten konnten, während Frauen mit Facharbeiterabschluss deutlich unterrepräsentiert sind sowohl bei den Vollzeit als auch bei den Teilzeit beschäftigten Frauen (Vgl. Bericht der Zukunftskommission der Friedrich-Ebert-Stiftung 1998). Die beobachtbare Ausdifferenzierung im Lebensstandard von Haushalten hat entscheidende Ursachen in den Beschäftigungschancen von unterschiedlich qualifizierten Gruppen von Frauen. Das bedeutet auch, dass sich die Positionen von Frauen innerhalb ihrer Familien/Haushalte ausdifferenzieren - unter anderem bedingt durch ihren Beitrag zum Haushaltseinkommen. Bislang allerdings tragen ostdeutsche Frauen im Durchschnitt immer noch - wie zu DDR-Zeiten - ca. 43% zum Haushaltseinkommen bei, und immer noch - wenn auch zahlenmäßig zurückgegangen - sind in der Mehrzahl der Haushalte beide Partner vollzeitbeschäftigt (vgl. ebd.: 322).

Zu den bemerkenswertesten Phänomenen des Transformationsprozesses zählt zweifelsohne das Festhalten der ostdeutschen Frauen an dem in der DDR praktizierten Modell der Vereinbarung von (Vollzeit-)Erwerbsarbeit und Familie. Als „Eigensinn"[7] ostdeutscher Frauen oder auch als „ungebrochene Erwerbsneigung"[8] ist dieses Phänomen in den Medien wie in der soziologischen Literatur beschrieben worden. Im Gegensatz zu Annahmen in der „Wende-Zeit", dass Erwerbstätigkeit von den Frauen in der DDR vor allem als staatlich verordneter Zwang erfahren und bewertet wurde und die Mehrzahl von ihnen schnell und freiwillig die „Doppelbelastung" aufgeben würde, zeigen die Statistiken über die Jahre bis in die Gegenwart einen unverändert hohen Wunsch ostdeutscher Frauen, (Vollzeit) erwerbstätig zu sein bzw. zu bleiben (vgl. Winkler 1996: 20). Bis heute ist für die übergroße Mehrheit ostdeutscher Frauen (Vollzeit-)Erwerbsarbeit ein fester Bestandteil ihrer Lebensplanung. Die Gründe, die ostdeutsche Frauen haben, an diesen Plänen auch unter den veränderten Bedingungen festzuhalten, sind

selbstverständlich sehr komplex. Materielle Faktoren sollten dabei nicht unterschätzt werden - Gehälter und Löhne sind immer noch niedriger als in Westdeutschland (je nach Branche 10 bis 35%), so dass eine Familie in Ostdeutschland selten mit nur einem Einkommen ihren Lebensstandard erhalten bzw. verbessern kann. Reale ökonomische Notwendigkeiten sind allerdings eng verknüpft mit einer von der Mehrzahl ostdeutscher Frauen (und Männer) internalisierten Norm der Erwerbstätigkeit von Frauen und der Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Diese normative Selbstverständlichkeit prägt bis in die Gegenwart das Selbstbild ostdeutscher Frauen, weibliche Lebensverläufe wie praktizierte Geschlechterarrangements. Sie ist die habituelle Entsprechung zu dem für die DDR charakteristischen Geschlechtervertrag, der bis heute tendenziell in Ostdeutschland fortwirkt. Der Geschlechtervertrag, der in der DDR institutionalisiert wurde, gründet auf dem Doppel-Versorger-Modell[9]. D.h. für beide Geschlechter gilt, dass die Integration in die Gesellschaft primär durch die Beteiligung am Erwerbssystem hergestellt wird. Dieser Geschlechtervertrag hat in der DDR zu Geschlechterarrangements geführt, die durch das (offizielle) Verschwinden der männlichen Ernährerrolle, durch die tendenzielle ökonomische Selbstständigkeit der Frauen und ihre entsprechend starke Position in der Familie gekennzeichnet sind. Obwohl das Doppel-Versorger-Modell in Ostdeutschland seit 1990 erodierte, halten ostdeutsche Frauen und Männer bis heute an den darauf gegründeten Geschlechterarrangements fest. Zwar kann bei den jüngeren Alterskohorten ein Ansteigen der Zahl von Männern festgestellt werden, die - zumindest solange kleine Kinder im Haushalt sind - für die Nichterwerbstätigkeit der Frau plädieren, wie auch der Anteil der Frauen wächst, die unter diesen Voraussetzungen nur einer Teilzeitarbeit nachgehen möchten (vgl. Keiser 1997: 219-222). Dennoch sieht auch in diesen Altersgruppen wie in den älteren Jahrgängen die Mehrheit der Männer und Frauen (Vollzeit-)Erwerbsarbeit von Frauen als selbstverständlich an. Es ist davon auszugehen, dass der aus der DDR überkommene Geschlechtervertrag auch auf absehbare Zeit mehrheitlich von ostdeutschen Männern und Frauen praktiziert wird. Weder ist eine Rückkehr zum - zunehmend veraltenden, traditionellen - Ernährer-Hausfrau-Modell auch in Ostdeutschland sehr wahrscheinlich noch die Durchsetzung seiner „modernisierten" Variante (männlicher Ernährer/ „Hauptverdiener" - teilzeitarbeitende, „dazuverdienende" Hausfrau)[10]. Das nicht zuletzt deshalb, weil in Ostdeutschland die Transformation ökonomisch von Anbeginn an unter dem Zeichen des „entfesselten", neoliberalen Kapitalismus stand. In Ostdeutschland ist heute bereits eine Flexibilisierung von Arbeitsverträgen, Arbeitsformen und Arbeitszeiten erreicht, die als „zukunftsweisend" im Sinne einer neoliberalen Deregulierung und eines Abbaus des Sozialstaates angesehen werden kann. Das Unterlaufen von Tariflöhnen und -gehältern, vergleichsweise geringe Verbeamtungen sowie spezielle Klauseln für den Öffentlichen Dienst, das rasche Entstehen eines tertiären Sektors (non-profit, ABM-Maßnahmen), für den die bisherigen Standards von „Normalarbeitsverhältnissen" nur noch bedingt gelten, seien hier als Stichworte genannt. Diese Entwicklungen wirken sowohl geschlechtsübergreifend wie geschlechtsspezifisch. Sie sind

u.a. mit dem Terminus „Feminisierung der Erwerbsarbeit" beschrieben worden, um anzuzeigen, dass unter diesen Bedingungen das „Normalarbeitsverhältnis" auch für Männer immer weniger gilt. Es ist eine spannende und derzeit nur schwer zu beantwortende Frage, ob und wie der überkommene und bislang praktizierte Geschlechtervertrag aus der DDR diese Entwicklungen beeinflusst. Ostdeutsche Frauen üben mit ihrem Festhalten an der vollzeitlichen Erwerbsarbeit einen starken Druck auf den Arbeitsmarkt aus. Vermittelt darüber tragen sie auch dazu bei, dass Kindereinrichtungen mit entsprechenden Öffnungszeiten erhalten bleiben[11]. Es ist eine offene Frage, ob die „Erwerbsneigung" ostdeutscher Frauen unter sich erschwerenden Bedingungen weiterhin „ungebrochen" bleibt und vor allem die Ausweitung von (schlecht bezahlten, ungesicherten) Teilzeitjobs in Ostdeutschland auf Dauer verhindern kann. Offen ist, ob die auf dem Doppel-Versorger-Modell beruhenden Geschlechterarrangements Tendenzen in Richtung auf eine mehr geschlechterneutrale Verteilung von „knapper" Arbeit stärken können. Die Tatsache, dass - im Unterschied zu den alten Ländern - der Arbeitsmarkt in Ostdeutschland nicht durch eine geschlechterspezifische Aufspaltung in männliche, qualifizierte Vollzeitarbeit einerseits und weibliche, un- oder niedrig qualifizierte Teilzeitarbeit gekennzeichnet ist, könnte sich als vorteilhaft für die Neuordnung des Arbeitsmarktes und für die Entwicklung neuer Beschäftigungsverhältnisse erweisen[12].

Insgesamt zeigen sich die Geschlechterverhältnisse in Ostdeutschland zum aktuellen Zeitpunkt als eine höchst ambivalente Figuration. Zum einen haben die Transformationen und neoliberalen Deregulierungen dazu geführt, dass „Geschlecht" als sozialer Differenzierungsfaktor an Bedeutung zugenommen und Ungleichheiten entlang der Geschlechterdifferenz, aber auch zwischen ostdeutschen Frauen sich vertieft haben. Zum anderen sind, trotz unübersehbarer Angleichung an westdeutsche Verhältnisse, die Unterschiede durch das Festhalten ostdeutscher Frauen an der Vollzeiterwerbstätigkeit und durch die praktizierten und vom überkommenen Geschlechtervertrag aus der DDR bis heute beeinflussten Geschlechterarrangements ebenfalls unübersehbar. Die eher „flachen" Geschlechterhierarchien können neoliberale Deregulierungen begünstigen: Z.B. Tendenzen einer „Feminisierung" der Erwerbsarbeit, weil ostdeutsche Männer eher ausnahmsweise die alleinigen Ernährer ihrer Familien sind. Das Festhalten von Frauen an der Vereinbarkeit von Beruf und Familie kann in den veränderten Zusammenhängen auch Flexibilisierungen von Arbeitszeiten und von Formen der Arbeitsorganisation sowie das Unterlaufen von Tarifverträgen erleichtern und geschlechtsspezifische Segregationen des Arbeitsmarktes reproduzieren.

Wagners „historische Neubeschreibung der Moderne".

Im vorangegangenen Abschnitt wurden aktuell beobachtbare ostdeutsche Geschlechterarrangements skizziert und ihre Besonderheiten aus der „longue durée" eigensinniger habitueller bzw. mentaler Verhaltensorientierungen erklärt, die unter den Bedingungen des DDR-Geschlechtervertrages entstanden und unter veränderten gesellschaftlichen

Figurationen in den neuen Bundesländern weiterwirken. Dieser Geschlechtervertrag weist einerseits kulturelle und nationale Besonderheiten auf, die nur aus der deutschen Geschichte, insbesondere der Nachkriegsgeschichte zu erklären sind. Andererseits ist er gebunden an eine Gesellschaftsform, die ich mit Peter Wagner als die sozialistische Variante der *organisierten* Moderne bezeichnen und im Folgenden charakterisieren möchte.

Nach 1990 sind die Debatten um eine gesellschaftstheoretische Bestimmung des „real existierenden Sozialismus" (in der DDR) verstärkt geführt worden. Neben eher politikwissenschaftlichen und z.T. normativen Bestimmungsversuchen als Diktatur oder totalitaristisches System gab und gibt es auch soziologische Versuche, die DDR-Gesellschaft als Industriegesellschaft, als quasi feudale Ständegesellschaft (A. Meier), als vormoderne oder auch als „keine moderne, sondern eine spezifisch sozialistische Klassengesellschaft mit eigenständigen Reproduktionsmechanismen und Systemwidersprüchen" (Mayer 1995: 359) zu kennzeichnen. Für konzeptionell am überzeugendsten und am anregendsten, nicht zuletzt wegen der Anschlussmöglichkeiten an feministische Debatten, halte ich unter diesen Vorschlägen Peter Wagners „Versuch einer Neubeschreibung der Moderne" (1994; dt. 1995: 11)[13].

Im Folgenden sollen zunächst einige wesentliche Punkte dieses Versuches referierend dargestellt werden, wobei besonders auf die von Wagner so genannte *organisierte* Moderne mit ihrer kapitalistischen und ihrer sozialistischen Variante eingegangen wird.

Nach Wagner ist die Moderne durch einen Grundkonflikt gekennzeichnet: Das Projekt der Moderne ist gegründet auf die Idee der Autonomie/Freiheit des Individuums *und* es ist grenzenlos, weil es tendenziell alle Menschen egalitär umfasst (universale Menschenrechte). Die praktisch-politische Realisierung des Projekts seit dem Ende des 18. Jahrhunderts zeigte sehr schnell seine sozial gefährliche Offenheit – notwendig wird daher die Eindämmung des universalen Projektes. Wagner macht verschiedene Phasen in der Realisierung des Gesellschaftsprojekts aus, die sich unterscheiden lassen hinsichtlich

a. *der intellektuellen Mittel* (damit sind die kulturellen Deutungsmuster gemeint, die eine Eindämmung legitimieren, diese als selbstverständlich, „natürlich" erscheinen lassen);
b. der *institutionellen Formen und Praktiken der Eindämmung*, die als zeitweilig legitime und funktionierende Lösungen des Grundkonflikts und daraus abgeleiteter Konflikte wirken, zugleich aber mit diesen Lösungen neue Konflikte erzeugen, die wiederum neue intellektuelle Mittel und institutionelle Formen erzwingen; und
c. der substanziellen *Ausschließungen* (das sind die Weisen der Externalisierung von sozialen Problemen, die mit den intellektuellen Mitteln und den institutionellen Formen innerhalb einer Phase der Moderne nicht gehandhabt werden können).

Im Zusammenwirken dieser drei Dimensionen entstehen soziale Dynamiken, die als Modernisierungsschübe, aber auch – etwa seitens der Soziologie – als *Krisen* der Moderne wahrgenommen werden. Wagner unterscheidet folgende *drei Phasen* in der Entwicklung der Moderne:

- die *restringiert liberale Moderne* (Entstehung der bürgerlichen Demokratie und der industriegesellschaftlichen Moderne; beginnend am Ende des 18. Jahrhunderts umfasst sie das 19. Jahrhundert)
- *die organisierte Moderne* (entwickelte Industriegesellschaft, National- und Wohlfahrtsstaat, sie bildet sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in einem langen Prozess der Findung des „postliberalen Kompromisses" heraus und hat einen Höhepunkt im sog. „goldenen Zeitalter des Kapitalismus" (140) vom Ende des 2.Weltkrieges bis in die 70er Jahre)
- die *erweitert liberale Moderne* („Postmoderne").

In der *restringiert liberalen Moderne* wird das Grundproblem der Moderne, d.h. das der Eindämmung, gelöst, indem intern wie extern nur bestimmte soziale Gruppen zum Projekt der Moderne zugelassen werden. Namens der Vernunft werden *Grenzziehungen in Raum und Zeit* mittels des Konstrukts „das/die Andere/n" vorgenommen (extern: Die Wilden, die Barbaren/Fremden, intern: Die niederen/arbeitenden Klassen, die Frauen, die Verrückten).

Der Ausschluss der niederen Klassen aus der liberalen Ordnung ist *gewollt:* Als „unzivilisiert", als Bedrohung des Vernunftprojekts und der sozialen Ordnung werden sie explizit als „gefährliche Klassen" gedeutet und ausgeschlossen. Dahingegen ist der Ausschluss von Frauen scheinbar *natürlich*, er folgt quasi selbstverständlich aus der Annahme einer unhintergehbaren biologischen Differenz der Geschlechter, die im Ergebnis einer Vielzahl sich überschneidender, ergänzender und verstärkender Diskurse „um 1800" zu einem wesentlichen Element der modernen Geschlechterordnung wurde (vgl. Honegger 1992).

Institutionell entsprechen diesen intellektuellen Mitteln die Trennung von kapitalistischer Erwerbs- und Hauswirtschaft, von öffentlicher und privater Sphäre und der normativen Verortung von Männern und Frauen in diesen Bereichen. Die Ausschließungen sind *direkt* insofern, als etwa die Zuerkennung des Staatsbürgerstatus oder der Zutritt zur Erwerbssphäre oder zu Bildungsmöglichkeiten strikt entlang dieser Grenzziehungen erfolgt.

Der aus dem Absolutismus überkommene Staat wird in dieser Phase genutzt für die Schaffung einer umgrenzten Ordnung, d.h. er wird transformiert zum *Nationalstaat*, der mit seinen äußeren Grenzen und seinen national organisierten Institutionen (von den Verkehrs- und Kommunikationsnetzen wie z.B. Deutsche Reichsbahn, Deutsche Post etc. bis zu den Nationalmuseen) den Rahmen für eine kollektive Identitätsbildung schafft, der dann die Lösung der „sozialen Frage" im „postliberalen" Kompromiss der *organisierten Moderne* abgibt.

Die substanziellen Ausschließungen der restringiert liberalen Moderne förderten einerseits die Entstehung einer bürgerlichen Elite, die eine moderne, individualistische Kultur repräsentierte; andererseits hielten sie keine Lösungen für die in dieser Phase entstandenen Konflikte (insbesondere der so genannten *„sozialen Frage")* bereit. Industrialisierung, Urbanisierung, Migrationen brachten für große Massen die Erfahrung

der Entwurzelung, des Verlustes an Identität und Sicherheit, und zugleich formierten sich im *Selbstkonstituierungsprozess der Arbeiterklasse* unter ausdrücklicher Berufung auf das universale Projekt der Moderne (Gleichheit, Brüderlichkeit) neue kollektive Identitäten, die von der/n herrschenden Klasse/n als bedrohlich empfunden wurden. Ergebnis von jahrzehntelangen Kämpfen war der *postliberale Kompromiss*, der für die *organisierte* Moderne charakteristisch ist. Er ist gekennzeichnet dadurch, dass „die Ziehung von Grenzen und die soziale Schaffung von Gewissheiten generell über das liberale Ansinnen nach der unbegrenzten Autonomie des Einzelnen gestellt" wird (113). Durch diesen Kompromiss wurde das Problem der Wiederverwurzelung (aus ihren bisherigen Lebenszusammenhängen herausgerissener Individuen) und die Frage, wer im nationalstaatlichen Rahmen am modernen Projekt teilhaben soll, in der Phase der *organisierten Moderne* gelöst. Zu den wichtigsten intellektuellen Mitteln (hegemonialen Denkmustern bzw. Diskursen) gehören in dieser Phase: Das Konstrukt von *Nation* bzw. *Nationalstaat;* die Vorstellung, dass sich *zwei Klassen* in der Moderne gegenüberstehen, bzw. die Vorstellung der *Masse*, die in das Projekt der Moderne integriert werden muss. Diese intellektuellen Mittel waren nach Wagner Anzeichen für Versuche einer *Schließung der Moderne* insofern, als alle diese Konstrukte „den Begriff der individuellen Freiheit im Namen eines Kollektivs, wenngleich natürlich in hochgradig unterschiedlichem Ausmaß" (111) beschränkten. Intellektuell wie praktisch-institutionell geht „die Bewegungsrichtung fort von einer liberalen Gesellschaftstheorie und hin zur Bildung *kollektiver Arrangements*, die jedem existierenden Individuum vorausgehen" (112)[14]. Ein wesentliches Ergebnis dieser Schließungen mittels kollektiver Arrangements ist eine *Reduzierung von Ungewissheiten*, die das prinzipiell offene Moderneprojekt zu diesem Zeitpunkt seiner historischen Entwicklung auszeichnen. Ökonomisch erfolgt die Reduzierung von Ungewissheiten durch Monopolbildungen, homolog dazu ist in der Sphäre des Politischen die Herausbildung der repräsentativen Demokratie und die entsprechende Formierung von Massenorganisationen bzw. *„Klassenparteien"* (145 f.) zu beobachten. Dem korrespondiert in betrieblichen Abläufen der *Taylorismus* sowie im Bereich des Sozialen die Entstehung sozialer Sicherungssysteme - z.B. zur Absicherung gegen Arbeitslosigkeit. Die Herausbildung solcher Institutionen beförderte hinsichtlich der intellektuellen Mittel wiederum die diskursive Hervorbringung homogenisierender Konstruktionen - etwa von (Erwerbs-)Arbeit und Beschäftigung, von Lohnabhängigen und Arbeitslosen u.a.

Generell ist die *organisierte Moderne* institutionell durch *Prozesse der Kollektivierung und Homogenisierung* gekennzeichnet: Der Sozialstaat „kollektiviert", indem er den Mitgliedern der Gesellschaft nach Alter, Beruf, Familienstand oder gesundheitlicher Situation Orte in wohldefinierten Kollektiven zuweist; der dreigliedrige Korporatismus von Arbeiter - Unternehmen - Staat wirkt ebenfalls in diese Richtung. Taylorismus, standardisierte Produktion und Massenkonsum befördern eine Homogenisierung von Biografien und Verhaltensweisen. Lebenslauf als Institution, das Konstrukt einer (männlichen bzw. weiblichen) „Normalbiografie", die Unterscheidung sozialer „Milieus" so-

wie die soziale Differenzierung und Distinktion entlang „feiner" Unterschiede können als Stichworte für solche Prozesse der Kollektivierung und Homogenisierung genommen werden.

Schließlich sind die *organisierten* Praktiken in dieser Phase der Moderne gekennzeichnet durch (formelle) Hierarchisierungen, die auch Ausschluss bedeuten (können). Vertikale Differenzierungen (oben-unten), Arbeitsteilungen, formelle Hierarchien durch bürokratische Regelungen oder auch die Einteilung in Gebende und Empfangende, die eine Rangfolge von Kriterien (z.B. Leistungen für Lohnabhängige einerseits, Bedürftige andererseits) nach sich ziehen, gehören zu den institutionalisierten Formen von sozialen Hierarchisierungen zwischen denen, die innerhalb des Nationalstaates in das Moderneprojekt einbezogen sind sowie von sozialen Ausschließungen nach innen wie gegenüber denjenigen, die keine StaatsbürgerInnenrechte hatten[15].

Den Sozialismus versteht Peter Wagner als eine Variante der *organisierten Moderne*. Er plädiert dafür, „den Sozialismus innerhalb der Reichweite einer historischen Soziologie der Moderne zu analysieren, wenngleich dort an einem besonderen, extremen Ort" (158)[16]. „Die sozialistische Bewegung und der Beginn der tatsächlichen Errichtung des Sozialismus zwischen der Mitte des 19. Jahrhunderts und 1917 entsprangen den gleichen Wurzeln, versuchten, die gleichen Fragen zu beantworten, wie die Organisierung der Moderne im Westen. Sie waren eine kollektivistische Antwort auf das Scheitern der restringiert liberalen Moderne" (158). Beide Varianten der *organisierten* Moderne „bewegten sich in die gleiche Richtung, nur war die Organisation der Moderne unter dem Sozialismus sehr viel radikaler als im Westen - im Hinblick auf Zeitspannen, auf Formen (die Setzung und Erzwingung starker Grenzen) und auf Gehalte (die Ausmaße der Kollektivierung und der Begrenzung individueller Autonomie). In jeder Beziehung kann der Sozialismus geradezu als der Inbegriff der *organisierten* Moderne und nicht als eine nicht-, vor- oder antimoderne soziale Konfiguration angesehen werden" (158-159). Wagner spricht von „Unterschieden im Ausmaß" (161) der Unterordnung der individuellen Autonomie unter kollektive Arrangements, die die beiden Varianten der organisierten Moderne kennzeichnen. Zusammengefasst lassen sich diese Unterschiede in Tabelle 1 grob kennzeichnen.

Die Organisierung der Moderne wurde nach Wagner im Sozialismus sehr viel „radikaler" (206) als im Westen vorgenommen, die „Parallelität von Überwachung und Fürsorge, von Homogenisierung und Wiederverwurzelung" war wesentlich offensichtlicher als in den westlichen Wohlfahrtsstaaten (Vgl. 160); entsprechend radikal vollzog sich auch die Niederlage[17]. Sozialismus kann „im Vergleich zu den westlichen Gesellschaften als die *organisiertere* Moderne" (161) angesehen werden und „gerade *nicht* als das gleichzeitige Andere der Moderne, das die entgegengesetzten Prinzipien verkörpert" (161). Es sind die Unterschiede im Ausmaß in der Organisierung der Moderne, die in der historisch-soziologischen Rekonstruktion die Vergleichbarkeit beider Gesellschaften erlaubt. Dieser Analyseansatz scheint mir deshalb - vermittelt zu feministischen Konzepten des modernen Geschlechterverhältnisses - fruchtbar zu sein auch für

Tabelle 1: Merkmale der organisierten Moderne (Vergleich kapitalistische und sozialistische Variante

Kapitalismus	Sozialismus
Institutionen und Praktiken um Nation *und* Klasse organisiert	Institutionen und Praktiken um Klasse organisiert
Mehrparteiensystem, plurale Demokratie (Parteienkonkurrenz)	Ein-Parteien-Staat als zentraler Organisator allokativer Praktiken
Meritokratisches Prinzip Leistung	Radikalisierung des Gleichheitsgedankens Politisches Kapital als Allokationsmodus
„Gesellschaft", öffentliche Sphäre als kollektive Organisierer zwischen Staat und Individuum	Staat als Egalisierer und zugleich Individualisierer, Auflösung von kulturellen Identitäten, von religiösen Bindungen, Familienformen etc.
Trennung von öffentlicher und privater Sphäre	Verwischung der Grenzen zwischen öffentlich und privat
Soziale Marktwirtschaft	Planwirtschaft

eine gesellschaftstheoretische Bestimmung des Geschlechterverhältnisses in der *organisierten* Moderne sowie für das Benennen von Unterschieden und Gemeinsamkeiten im Geschlechterverhältnis beider Varianten der *organisierten* Moderne.

Geschlechterverhältnis und *organisierte* Moderne.

Vorliegende Versuche, den (DDR-)Sozialismus gesellschafts- bzw. modernetheoretisch zu bestimmen, lassen in der Regel das Geschlechterverhältnis und seine kulturellen und organisatorischen Institutionalisierungen unbeachtet. Peter Wagners Versuch einer „historischen Neubeschreibung der Moderne" bildet hier eine gewisse Ausnahme: Er gibt zumindest gelegentliche Hinweise darauf, dass und wie bestimmte strukturelle Trennungen und die kulturelle Geschlechterordnung als Institutionalisierungen bzw. intellektuelle Mittel die Eindämmung/Abschließung des Projektes der Moderne in seinen verschiedenen Phasen (mit)tragen und stabilisieren. Einen systematischen „Ort" aber hat das Geschlechterverhältnis in seinem Analysekonzept nicht[18]. Andererseits erarbeitete die (deutschsprachige) Frauen- und Geschlechterforschung eine Reihe von theoretischen Bestimmungen des modernen Geschlechterverhältnisses, ohne dass dabei in

der Regel die in den 90er Jahren wieder verstärkt in die soziologische Diskussion aufgenommenen Moderne-Konzepte als Anregungen aufgegriffen wurden, das Geschlechterverhältnis in einer Gesellschaftstheorie der Moderne zu konzipieren.

Auf einer allgemeinen strukturtheoretischen Ebene hat z.B. Ursula Beer (1990) die Trennung von marktvermittelter und Versorgungsökonomie bzw. von Produktion und Reproduktion als grundlegend für das moderne Geschlechterverhältnis herausgearbeitet. Beer argumentiert hier in marxistischer Tradition, indem sie den Begriff der Produktionsweise erweitert und Wirtschafts- und Bevölkerungsweise (Arbeit und Generativität) einer Gesellschaft zueinander ins Verhältnis setzt[19]. Zugleich geht sie über eine funktionale Betrachtungsweise hinaus, d.h. sie leitet weder die Bevölkerungsweise aus der Wirtschaftsweise ab, noch sieht sie die Bevölkerungsweise als primär bzw. ausschließlich durch die Logik der Wirtschaftsweise dominiert. Indem sie den (Sozial-)Staat und vor allem den „Rechtskomplex" als „Vermittler", aber auch längerwirkende, „selbstverständlich" gewordene kulturelle Deutungsmuster sowie geschlechtsspezifische Arbeitsteilungen in ihre Analyse einbezieht, arbeitet sie eher Homologien in den Austauschprozessen moderner Gesellschaften und in den kulturell-normativen Deutungsmustern in den verschiedenen strukturellen Ebenen der Gesellschaft heraus. Hier liegt m.E. eine Anschlussmöglichkeit an Wagners Konzept der Eindämmung der Moderne: Die von Beer vor allem ökonomisch, mit Blick auf die Logik kapitalistisch-marktvermittelter Wirtschaft begründete strukturelle Trennung von Produktion und Reproduktion lässt sich mit Wagner auch genereller als Weise der Eindämmung des universalistischen Projekts der Moderne verstehen, die sich in jeweils konkreten Formen in den verschiedenen Phasen der Moderne realisiert. Wagner selbst gibt einen Hinweis darauf, wenn er die in der *restringiert liberalen* Moderne sich herausbildende Aufspaltung in eine öffentliche und eine private Sphäre und die „Identifikation der ersteren mit dem Mann und der letzteren mit der Frau" (75) als eine der wesentlichen Formen einer „Abschließung der Moderne" (84) benennt. „Die geschlechtsspezifische Ordnung des öffentlichen Raumes und die Unterthematisierung der Geschlechterfrage haben ihren systematischen Ort offenbar in der Erhaltung eines geschützten, geschlossenen Bereichs, der nicht den modernen Freiheiten ausgesetzt werden sollte" (ebd.).

Unter Zugrundelegung der Annahme, dass homolog zur strukturellen Trennung von Produktion und Reproduktion (Arbeit und Generativität) verschiedene gesellschaftliche Teilsysteme und auch die beiden Genusgruppen in ein hierarchisches Verhältnis zueinander gesetzt werden, sind von der (sozialwissenschaftlichen) Frauen- und Geschlechterforschung eine Reihe weiterer Bestimmungen des modernen Geschlechterverhältnisses und entsprechende kategoriale Bestimmungen bzw. analytische Begriffe erarbeitet worden. Als Stichworte seien hier genannt: „Geschlecht" als Strukturkategorie (u.a. Becker-Schmidt), Institutionenstrukturiertheit des Geschlechterverhältnisses (Krüger), das Konzept der doppelten Vergesellschaftung (Becker-Schmidt), Segregation des Arbeitsmarkes (Gottschall), Vergeschlechtlichung von Tätigkeiten und Berufen (Wetterer), geschlechtsspezifische Ausgestaltungen und Wirkungen des Wohlfahrtsstaates

(Pfau-Effinger), die auf Modifikationen in den Geschlechterarrangements im historischen Verlauf bei gleichzeitiger Reproduktion des Geschlechterverhältnisses aufmerksam machen. Setzt man diese Begriffe zur Bestimmung des modernen Geschlechterverhältnisses zu Merkmalen in Beziehung, die Wagner in seiner historischen Soziologie für die beiden ersten Phasen der Moderne entwickelt, werden Modifizierungen/Verschiebungen in der kulturellen Kodifizierung und den institutionellen Formierungen des modernen Geschlechterverhältnisses im Kontext der historischen Entwicklung der Moderne erkenn- und bestimmbar.

Für die *restringiert liberale Phase* wird nach Wagner die Trennung von Produktion und Reproduktion und ihre Institutionalisierung z.B. in den Aufspaltungen von öffentlicher und privater Sphäre realisiert durch den *faktischen* Ausschluss von Frauen aus Politik, Bildung und Erwerbsarbeit, legitimiert durch eine Geschlechterordnung, die vom „natürlichen" Anderssein des weiblichen Geschlechts ausgeht[20]. Im Verlauf der Moderne kann, wie Wagner betont, „eine Verschiebung in der Konstruktion des Anderen beobachtet werden" (76) - die „Art der Distanzierung ist in einem historischen Prozess der *Annäherung* des Anderen immer problematischer und zugleich feiner geworden" (ebd., Hervorhebung v. Verf.). Insbesondere in der *organisierten* Moderne mit dem erklärten Ziel der Integration aller StaatsbürgerInnen in das Projekt der Moderne werden mit der „sozialen" wie der „Frauenfrage" intellektuelle Mittel wie institutionalisierte Praktiken entwickelt, die zugleich Einschluss und hierarchisierende Distanzierung ermöglichen. Frauen wird der Zugang zu Erwerbs-/Berufsarbeit, zu Bildung und zur Politik geöffnet, sie sind nicht mehr ausschließlich auf die private bzw. häusliche Sphäre verwiesen - und zugleich können sie durch ihre normative Verortung „im Haus" wie durch ihre praktische Verantwortung für individuelle Regeneration (der Arbeitskraft)und für generative Reproduktion in diesen neuen Handlungsfeldern als „anders" wahrgenommen und entsprechend positioniert werden (vgl. z.B. Krüger 1995; Gottschall 2000). Die „weibliche" Geschlechtsrolle wird nun eher als Kulturaufgabe[21] verstanden und weniger mit Berufung auf eine „Natur" legitimiert; zugleich dient der Rekurs auf eine biologisch begründete Geschlechterdifferenz zwar weiterhin zur Rechtfertigung bzw. Legitimierung unterschiedlicher „Rollen" von Frauen und Männern und geschlechtsspezifischer Arbeitsteilungen, dieses Deutungsmuster verliert aber - insbesondere mit dem Übergang in die *erweitert liberale* Moderne - gegenüber Vorstellungen von der kulturellen bzw. sozialen Konstruiertheit von „Geschlecht" an Legitimationskraft.

Das für die *organisierte* Moderne hegemoniale Wahrnehmungs- und Deutungsmuster der zwei gegensätzlichen, feindlichen Klassen verdeckt „Geschlecht" als Ungleichheit erzeugenden und hierarchisierenden Faktor und schiebt ihn in Wissenschaft wie Politik in den Hintergrund der Wahrnehmung, wo er - bis zum Entstehen der zweiten Frauenbewegung - bestenfalls als ein „sekundäres Merkmal" oder auch als ein „Nebenwiderspruch" - vgl. z.B. Becker-Schmidt 1987) existent ist. Zugleich befördert die *organisierte* Moderne mit ihrer Tendenz zu kollektiven Arrangements, dass Frauen und Männer als (mehr oder weniger) homogene Gruppen wahrgenommen werden. Die „Wir

Frauen"-Rhetorik in der zweiten Frauenbewegung bzw. die Vorstellung eines Subjekts „Frau" in der mit ihr entstandenen Frauenforschung, wie auch die theoretischen Anstrengungen, die gemacht werden, um „Klasse" und „Geschlecht" als (die) zwei zentrale(n) Strukturen sozialer Ungleichheit konzeptionell und begrifflich zueinander ins Verhältnis zu setzen, sind noch ganz den intellektuellen Mitteln der organisierten Moderne verpflichtet. Die - in Deutschland relativ spät einsetzenden - „poststrukturalistischen" Debatten um einen sozialkonstruktivistischen Gender-Begriff, der in der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung u.a. zu einem komplexeren Verständnis sozialer Ungleichheitsrelationen und ihrer Reproduktionsmodi führte (vgl. Gottschall 2000), reflektieren den Übergang von der *organisierten* zur *erweitert liberalen* Moderne. In dieser brechen einerseits bisherige starre Grenzziehungen zwischen öffentlich und privat, produktiven und versorgenden Arbeiten auf und ist andererseits - soweit bis heute erkennbar - die Hierarchie zwischen Produktion und Reproduktion nicht grundsätzlich in Frage gestellt, sondern bleibt mit modifizierten intellektuellen Mitteln legitimiert und in institutionalisierten Praktiken als Mittel der Eindämmung (und damit auch der (Re-)Produktion sozialer Ungleichheiten qua Geschlecht und Klasse) wirksam (vgl. z.B. Jessop 1998; Kurz-Scherf 1998; Sauer 1999).

Das Geschlechterverhältnis in der sozialistischen Variante der *organisierten* Moderne

Legt man mit Wagner die Annahme vom Sozialismus als einer Variante der *organisierten* Moderne zugrunde, ist mit Blick auf das Geschlechterverhältnis zu schlussfolgern, dass dieses

a. generell durch die strukturelle Trennung von Produktion und Reproduktion sowie die zweigeschlechtliche, hierarchisierende Geschlechterordnung gekennzeichnet ist und
b. Merkmale im Geschlechtervertrag und in den Geschlechterarrangements aufweist, die aus der Art und Weise resultieren, mit denen die Konflikte der organisierten Moderne in der sozialistischen Variante intellektuell und institutionell-praktisch bewältigt wurden.

Der Sozialismus (im Folgenden: ostdeutscher Prägung - auf Differenzen zwischen den sozialistischen Ländern kann hier nicht eingegangen werden) verstand sich als Versuch, durch soziale Nivellierung und Homogenisierung Gleichheit herzustellen. Das Primat kollektiver Arrangements gegenüber der Autonomie und Freiheit des Individuums, die tendenzielle Auflösung differenzierender Vergemeinschaftungsformen und sozialer Zuordnungen (wie Religion, Vereinswesen, Geschlecht, Nationalität), der Staat als Repräsentant (homogener) individueller Interessen waren Ausdrucks- und Realisierungsformen dieser Zielstellung. Die intellektuellen Mittel, die dafür entwickelt wurden, waren unter anderem:

- Die Idee der gesetzmäßigen gesellschaftlichen Entwicklung und des Fortschritts

- Die Idee der sozialen Gleichheit und Gerechtigkeit (als Gegenbild zur ungleichen Verteilung und privaten Aneignung des gesellschaftlichen Reichtums, was zu Konkurrenz, Neid und sozialer Ungerechtigkeit führe)
- Die Vorstellung, dass produktive Arbeit (Erwerbsarbeit) der entscheidende gesellschaftliche Integrationsmodus sei und das emanzipatorische Potenzial für den Abbau bestehender sozialer Differenzierungen (auch qua Geschlecht) enthalte - verbunden mit der Idee der Vergesellschaftung von existenznotwendigen Tätigkeiten (z.B. Hausarbeit, Kindererziehung, Altenbetreuung etc.). Wolfgang Engler hat diese Vorstellung mit dem Terminus der „arbeiterlichen Gesellschaft" (Engler 1999: 173 ff.) gefasst[22].

Diese intellektuellen Mittel gingen orientierend und normativ in die institutionellen Praktiken ein, wobei selbstverständlich von einem Spannungsverhältnis zwischen Ideen, ideologischen Verklärungen/ Verschleierungen und objektiven Zwängen (intern z.B. Arbeitskräftemangel, extern die Konfrontation der beiden Systeme, das Gefälle im Wohlstand und den politischen Freiheiten der Individuen in beiden Systemen, Abhängigkeiten von den kapitalistisch dominierten Weltmärkten usw.) auszugehen ist.

Für das Geschlechterverhältnis hatte dies Konsequenzen: Obwohl Sozialismus durch die moderne Trennung von Produktion und Reproduktion gekennzeichnet ist und auch die sozialistische Variante der organisierten Moderne nicht auf eine Versorgungsökonomie verzichten konnte, hat die Aufhebung der Trennung von Wirtschaft und Politik, d.h. die Unterordnung der Wirtschaft unter die politischen Ziele und ihre zentrale Planung sowie Steuerung durch politische Zielvorgaben tendenziell zu einer *Verschiebung* im Verhältnis von Produktion und Reproduktion geführt, keineswegs zur *Aufhebung* dieser strukturellen Trennung. Vorrang hatten tendenziell die Existenzsicherung und die Befriedigung der Bedürfnisse der Bevölkerung (auf niedrigem Niveau, konterkariert durch beständige Mängel und Engpässe, nivellierend, weil unabhängig von Leistung, aber eben auch nicht bestimmt durch die Schwankungen in Angebot und Nachfrage der Wirtschaft: Es gab weder einen Arbeits- noch einen Wohnungsmarkt). Beer/Chalupsky stellen in diesem Zusammenhang zur Diskussion, „ob der ostdeutsche Realsozialismus in seiner Wirtschafts- und Bevölkerungsweise das den Kapitalismus kennzeichnende Dominanzverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage nicht geradezu umkehrt: Vorrang besitzt die Existenzgarantie gegenüber seinen Mitgliedern und zwar unabhängig von den Schwankungen im Wirtschaftsgeschehen" (Beer/ Chalupsky 1993:197)[23]. Aus dem tendenziellen Vorrang der Existenzsicherung der Gesellschaftsmitglieder lässt sich erklären, weshalb der Realsozialismus ein beträchtliches (und seine ökonomischen Potenzen bei weitem überschreitendes) Maß[24] der verfügbaren Mittel eingesetzt hat für sozialpolitische Maßnahmen, hohe Subventionierungen von z.B. Grundnahrungsmitteln, Mieten, Kinderkleidung, gesundheitlicher Betreuung usw., die für alle galten - jenseits von beruflicher Position und Einkommen, Alter und Geschlecht. Diese Verschiebung im Verhältnis von Produktion und Reproduktion hat - im Zusammenwirken mit anderen Normativen - zu einem Geschlechter-

vertrag und zu Geschlechterarrangements geführt, in denen sich die Abschwächungen in der Hierarchie zwischen Produktion und Reproduktion, in den sozialen Differenzierungen (Klassenunterschieden, Milieus und Lebensstilen - vgl. Engler 1992; 1999)[25] homolog als Abflachen von Geschlechterhierarchien niederschlagen.

Die Idee von der Teilhabe an der Gesellschaft über die produktive Arbeit (in der Verfassung als Recht auf und Pflicht zur Arbeit festgeschrieben) gewann in einem Geschlechtervertrag Gestalt, der die Angehörigen beider Genusgruppen gleichermaßen durch Erwerbs- bzw. Berufsarbeit in die Gesellschaft integrierte - die Garantie einer beruflichen Ausbildung und eines Arbeitsplatzes und damit die auf eigene Arbeitsleistung gegründete ökonomische Existenzsicherheit galt für Männer und Frauen gleichermaßen. Als Folge erodierten nicht nur die männliche Ernährerrolle und die weibliche Hausfrauenrolle, es bildete sich auch eine Familienform heraus, die auf dem Beitrag beider Partner zur ökonomischen Existenzsicherung durch Erwerbsarbeit beruhte (Doppel-Versorger-Modell) und Machtbalancen zugunsten der Frauen verschob, indem diese tendenziell ökonomisch unabhängig wurden. Der Geschlechtervertrag war in sich widersprüchlich: Integrierte er einerseits die erwachsenen Mitglieder beider Genusgruppen via lebenslange, vollzeitliche Erwerbsarbeit in die Gesellschaft, setzte er andererseits und zugleich die normative und praktische Verantwortung von Frauen für die Versorgungsökonomie und die „generativ-reproduktiven Leistungen" (Beer/Chalupsky 1993: 198) im häuslich-privaten Bereich nicht außer Kraft. Er realisierte den Zugang von Frauen zu dem gesellschaftlichen Bereich, der in modernen Gesellschaften bislang entscheidend ist für soziale Positionierung und Ressourcenallokation (in der Weise, dass Frauen als formal gleiche Mitglieder der - anvisierten klassenlosen - Gesellschaft in die Erwerbsarbeit integriert werden), und er verdeckte zugleich tendenziell Ungleichheiten qua Geschlecht, die Frauen durch ihre generativ-reproduktiven wie individuell-regenerierenden Verantwortlichkeiten in den verschiedenen gesellschaftlichen Tätigkeitsfeldern erfahren. Zwar konnte der Staat durch die zentrale Steuerung mit einer Vielzahl von Maßnahmen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie lenkend und mildernd eingreifen, zugleich machte er Frauen zu Objekten der Wirtschafts- wie der Bevölkerungspolitik, d.h. er wirkte paternalistisch und patriarchalisch in einem. Generell gilt, dass dieser Geschlechtervertrag dem Projekt der Gleichheit untergeordnet ist, d.h. er zielte nicht in erster Linie auf den Abbau von sozialen Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern (so folgten aus ihm z.B. eine Reihe von Maßnahmen zur Bewältigung der Doppel- und Dreifachbelastung durch Frauen, Männer wurden aber „stillschweigend" (Beer/Chalupsky 1993: 201) aus dem Modell der Doppel- und Mehrfachbelastung ausgeklammert), sondern primär auf Nivellierung sozialer Differenzen und der Homogenisierung von Verhaltensweisen (die Abflachung von Geschlechterhierarchien sozusagen als Lösung eines „Nebenwiderspruchs"). Die „allumfassende Nivellierung sämtlicher Lebensformen" (Engler 1999: 175) hatte aber auch zur Folge, dass die Geschlechterdifferenz als Hierarchisierungsmodus normativ wie praktisch in ihrer Bedeutung abgeschwächt wurde.

Die ambivalenten Wirkungen des Geschlechtervertrages manifestieren sich in widersprüchlichen Geschlechterarrangements in den unterschiedlichen Institutionen. Hier seien nur einige beispielhaft genannt:

- Formal hatten Frauen den gleichen Zugang wie Männer zu Bildung, beruflichen Qualifikationen und Berufen. Real wurde ihre Arbeitskraft einerseits den „männlichen" Normen unterworfen und andererseits wurde sie - nicht zuletzt durch ausschließlich für Frauen angebotene, auf die Vereinbarkeit von Beruf und Familie gerichtete staatliche wie betriebliche Maßnahmen - als „anders", abweichend usw. wahrgenommen und bewertet (die Möglichkeit z.B. in Betrieben einkaufen zu können oder zum Friseur zu gehen, einen Haushaltstag oder bei Krankheit der Kinder bezahlten Betreuungsurlaub nehmen zu können, hat Frauen sicher die Doppelbelastungen erleichtert, aber gewiss auch dazu beigetragen, dass sie praktisch-alltäglich als nicht vollwertige Arbeitskräfte angesehen wurden).
- Auch wenn - zum Teil massiv gefördert - Frauen in so genannte „Männerberufe" gingen (erinnert sei etwa an die relativ hohe Zahl von Ingenieurinnen im Vergleich zur alten Bundesrepublik), war die Erwerbssphäre geschlechtsspezifisch segregiert: Ausbildungsberufe, Berufe und Tätigkeiten sowie Entgelt wiesen geschlechtsspezifische Differenzierungen auf; „typische Frauenberufe" wurden mit Rekurs auf Geschlechterstereotype und generativ-reproduktive Verantwortlichkeiten von Frauen als solche eingestuft.
- Wurden einerseits generativ-reproduktive Leistungen - allerdings wiederum nur für Frauen - gesellschaftlich anerkannt, z.B. durch Gewährung eines monatlichen bezahlten Haushaltstages, durch bezahlte Arbeitszeitverkürzungen für Mütter mit Kindern, die Anrechnung von Kinderbetreuungszeiten auf die Rente u.a., waren andererseits sozialpolitische Maßnahmen oder die Öffnungszeiten von Kinderbetreuungseinrichtungen ausschließlich auf die Erfordernisse der Erwerbssphäre ausgerichtet - es ging um die Arbeitskraft der Frauen, nicht darum, ihnen mehr Freizeit oder Raum für die Befriedigung eigener Bedürfnisse zu schaffen.

Geschlechtervertrag bzw. eine Analyse der Geschlechterarrangements in den verschiedenen Institutionen lassen keine unmittelbaren Schlüsse darauf zu, wie Frauen und Männer ihre unmittelbaren Beziehungen in diesen Figurationen gestalteten, bzw. welche Bedeutungen diese für ihre Biografie hatten. Die skizzierten Merkmale des Geschlechterverhältnisses in der sozialistischen Variante der organisierten Moderne und ihren Ausprägungen in Geschlechtervertrag und Geschlechterarrangements können nur als vor-strukturierender Rahmen verstanden werden, in dem sich eigen-sinniges individuelles Handeln realisierte - in Übereinstimmung oder in einem widersprüchlichen Verhältnis zu diesen Vor-Strukturierungen. Um dem forschend nachzugehen, sind Konkretisierungen vorzunehmen, die über verschiedene Etappen der DDR-Geschichte, sozialstrukturelle Differenzierungen bis zur individuellen Biografie reichen[26]. Dabei sollte ein kritischer Hinweis von Thomas Lindenberger beachtet werden: Er beobachtet aktuell Tendenzen in den Sozialwissenschaften, die in der sozialistischen Variante der *organisierten* Moderne

so stark angezielten Homogenisierungen unreflektiert fortzusetzen und fortzuschreiben, indem undifferenziert von „ostdeutscher Kultur" oder „ostdeutschen Biografien" gesprochen wird und plädiert dafür, stärker Differenzierungen wahrzunehmen und auch diejenigen in den Blick zu nehmen, die den hegemonialen Leitbildern des DDR-Geschlechtervertrages (z.B. das vollerwerbstätige, verheiratete Doppelversorger-Paar in einem Zwei-Kinder-Haushalt) nicht entsprachen (vgl. Lindenberger 2000).

Ausblick

Ausgangspunkt dieses Artikels waren beobachtbare Geschlechterarrangements in Ostdeutschland, deren Spezifika als Aus- und Nachwirkungen des DDR-Geschlechtervertrages unter veränderten gesellschaftlichen Konstellationen interpretiert wurden. Um für aktuelle sozialwissenschaftliche Bestandsaufnahmen den Blick für diese Zusammenhänge zu schärfen - und damit u.a. auch für mögliche differierende Pfade der Modernisierung in Ost und West allgemein, des postmodernen Umbaus von Geschlechterarrangements und der eventuellen Transformation des modernen Geschlechterverhältnisses im besonderen -, ist m.E. ein Erklärungsrahmen unerlässlich, der das Geschlechterverhältnis im Sozialismus gesellschaftstheoretisch bestimmt. Eine Verbindung herzustellen zwischen konzeptionellen Überlegungen der Frauen- und Geschlechterforschung zum modernen Geschlechterverhältnis einerseits, der historisch-soziologischen Rekonstruktion der Entwicklung der Moderne durch Peter Wagner und dem darin entworfenen Vorschlag, Sozialismus als eine Variante der *organisierten* Moderne gesellschaftstheoretisch zu verstehen andererseits, sehe ich als außerordentlich anregend für die Erarbeitung eines solchen theoretischen Erklärungsrahmens. Abschließend möchte ich den möglichen Gewinn eines solchen Versuches in einigen Punkten zusammenfassend benennen.

1. Mit den in den letzten Jahren verstärkt in die feministisch-soziologische Diskussion eingebrachten Begriffen „Geschlechtervertrag" und „Geschlechterarrangements" sind analytische Begriffe entwickelt worden, die zum einen kulturelle, regionale und historisch länger tradierte Bedingungen und Figurationen ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken, die das moderne Geschlechterverhältnis in einer Vielfalt von konkreten Ausprägungs- und Existenzformen erkennbar machen. Zum anderen wird mit ihrer Hilfe die Prozesshaftigkeit dieser Formierungen und werden insbesondere die konkreten Formen des Geschlechterverhältnisses als Ergebnis des Zusammenwirkens von kulturellen Vorstellungen, Institutionalisierungen und individuellem bzw. kollektivem Akteurshandeln und von Aushandlungen analysierbar. Zugleich ist mit dieser Ausdifferenzierung analytischer Begriffe die Notwendigkeit struktur- bzw. gesellschaftstheoretischer konzeptioneller Arbeit nicht geringer geworden, im Gegenteil: Sie sind unverzichtbar, um in der Vielfalt konkreter Geschlechterarrangements, um in der Dynamik und Situiertheit konkreter Aushandlungs- und Veränderungsprozesse kontextübergreifende, strukturelle Zusammenhänge und Wirkungen erkennen zu können.

2. Ermöglichen die genannten analytischen Begriffe, Geschlechtervertrag und Geschlechterarrangements in der DDR bzw. aktuell in Ostdeutschland in ihrer historisch-konkreten Gestalt und in ihrer „longue durée" zu untersuchen, sind sie zugleich in ihrer Gesellschaftlichkeit, als Ausdruck und Ergebnis des Zusammenwirkens bestimmter struktureller Zusammenhänge nur rekonstruierbar, wenn der DDR-Sozialismus gesellschaftstheoretisch bestimmt wird. Mit Wagners Vorschlag, Sozialismus als eine Variante der *organisierten* Moderne zu verstehen, kann das Geschlechterverhältnis als ein modernes bestimmt werden, das einerseits spezifische Merkmale, zugleich aber auch Gemeinsamkeiten mit dem Geschlechterverhältnis der kapitalistischen Variante der *organisierten* Moderne aufweist.
3. Mit (Rück-)Blick auf die DDR-Gesellschaft lassen sich so Spannungsverhältnisse zwischen hegemonialen kulturellen Vorstellungen (- sich wandelnden - Leitbildern), Institutionalisierungen des Geschlechterverhältnisses (z.B. in den sozial/politischen Maßnahmen) und eigensinnigem individuellem und kollektivem Handeln rekonstruieren und in einen gesellschaftstheoretischen Kontext einbinden oder auch die weiterwirkenden habituellen bzw. mentalen Muster in ihrer Gesellschaftlichkeit wie ihrem historischen Gewordensein erklären. Rekonstruierbar wird aber auch, weshalb und wo aus der DDR überkommene Geschlechterarrangements bzw. kollektiv geteilte Klassifikationen der kulturellen Geschlechterordnung „anschlussfähig" an die veränderten gesellschaftlichen Bedingungen sind bzw. sich als „passfähig" für postmoderne Wertvorstellungen erweisen.

Anmerkungen

1 Diese „Auflösungstendenzen" oder besser: Verschiebungen müssen keineswegs mit einem Abbau von Geschlechterhierarchien bzw. von Benachteiligungen qua Geschlecht verbunden sein. So hat z.B. Simone Odierna aufgezeigt, dass einkommensstarke Familien oder Singles Aufgaben der Kinderbetreuung bzw. reproduktive (Haus-) Arbeiten als private Arbeitgeber an Dritte (d.h. in der Regel - immigrierte - Frauen) delegieren und auf diese Weise den Anspruch beider Partner auf eine (qualifizierte) Berufsarbeit realisieren bzw. den Anforderungen an eine flexible, allzeit verfügbare Arbeitskraft gerecht werden (vgl. Odierna 2000).

2 Geschlechterarrangements können „je nach soziohistorischer Konstellation mehr oder weniger konfliktha ft, durch Kohärenz oder aber durch Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten gekennzeichnet sein. Sozialer Wandel ergibt sich demnach daraus, dass sich innerhalb von bestehenden Geschlechterarrangements, auf der Ebene von Institutionen oder kulturellen Werten oder aber in den Beziehungen der sozialen Gruppen Spannungen herausbilden, die unter bestimmten Bedingungen dazu führen, dass soziale Akteure das überkommene Arrangement in Frage stellen und neue Aushandlungsprozesse herausfordern" (Gottschall 2000: 222).

3 Ich teile auch nicht ihre Festlegung, wonach mit „dem Geschlechter-Arrangement sozusagen das Profil gemeint (ist), das die Geschlechterbeziehungen in einer Gesellschaft annehmen" (a.a.O.: 71). Abgesehen davon, dass „Profil" ein ziemlich verwaschener Terminus ist, halte ich die Orientierung auf Beziehungen für eine begrenzte soziologische Perspektive.

4 Von „Geschlechterverhältnissen" spreche ich, wenn es um die Formierungen der Relation zwischen den beiden Genusgruppen in einzelnen gesellschaftlichen Bereichen (oder Teilsystemen wie etwa Erwerbssphäre, Familie, Sozialstaat) geht.

5 Modernisiert ist das - in den alten Bundesländern dominierende - Ernährer-Hausfrau-Modell insofern, als der Hauptverdiener/Ernährer immer weniger eine Vollzeit-Hausfrau als Pendant hat, sondern eine Teilzeit arbeitende Hausfrau. Institutionell wird dieses Modell gestärkt z.B. durch Steuerrecht oder durch die Öffnungszeiten von Kinderbetreuungseinrichtungen, normativ durch die - mehrheitlich akzeptierte - Vorstellung, dass Kinder in ihren ersten Lebensjahren in erster Linie bzw. ausschließlich von der Mutter betreut werden sollten (vgl. Pfau-Effinger 2000, besonders Kapitel 4).

6 Für eine ausführlichere Darstellung der Situation von Frauen nach der deutschen Vereinigung vgl. z.B. Dölling, 1998, 2000; Nickel, 1997; Schenk 2002.

7 Der Terminus „Eigensinn" ist vor allem durch den Sozial- und Alltagshistoriker Alf Lüdtke in die Debatten um die DDR-Geschichte in die Diskussion gebracht worden. Lüdtke versteht darunter individuelles Verhalten, „momentane Praktiken und Verhaltensweisen", die - aus „mikroskopischer Perspektive" - die Einzelnen als Akteure ausweisen. Lüdtke weist ausdrücklich darauf hin, dass „Eigen- oder Selbsttätigkeit", die „Eigenmächtigkeiten" der Akteure keineswegs konsistent im Sinne eines „Verhaltens'musters'" sind und nicht (nur) als Widerstand oder Emanzipation gedeutet werden können. Vielmehr meine 'Eigensinn' „Distanzierung von Allen (und von allem)", erleichtere bzw. ermögliche „z.T. sogar erst das Durchkommen für jeden Einzelnen" und eröffne „Spielräume für weiteres Mitmachen und 'Durchhalten'". Mit einem Blick auf den Nationalsozialismus, aber auch auf die DDR-Geschichte jenseits einer einfachen Dichotomie von Herrschaft und Widerstand konstatiert er: „Eigensinn und Hinnehmen, wenn nicht Mitmachen waren vielfach zwei Seiten derselben Medaille" (Lüdtke 1994, bes. S. 145 ff.).

8 Interessanterweise wird der Begriff der „Erwerbsneigung" nur in Bezug auf Frauen angewendet; von einer Erwerbsneigung von Männern habe ich noch nie gelesen - wahrscheinlich wird auch in der Soziologie das kulturelle Denkmuster bislang weitgehend unreflektiert angewendet, wonach „Mann" und „Erwerbsarbeit" per se zusammengehören.

9 In der Literatur findet sich des öfteren der Begriff „Doppel-Verdiener-Modell", den ich als vorbelastet halte, weil er von den Nazis in ihrer Kampagne gegen Paare bzw. ein Arrangement, in dem beide Partner einer Vollzeit-Erwerbsarbeit nachgehen, benutzt wurde. Allerdings ist auch der Begriff „Doppel-Versorger-Modell" problematisch, weil er eine Gleichrangigkeit und Gleichwertigkeit der von Frauen und Männern erbrachten Versorgungsleistungen - gerade auch jenseits der Erwerbssphäre - nahe legt.

10 Sabine Schenk stellt in einer aktuellen Untersuchung fest, dass das westdeutsche Modell der Integration von Frauen in die Erwerbstätigkeit in Form von Teilzeitjobs in Ostdeutschland bislang das aus der DDR überkommene Modell nicht außer Kraft setzen konnte. Umgekehrt würde eher das ostdeutsche Doppel-Versorger-Modell attraktiv für junge, gut qualifizierte Frauen und Männer in den alten Bundesländern (vgl. Schenk 2002).

11 Bislang ist es auch in den meisten neuen Bundesländern gelungen, das Angebot an Kinderbetreuungseinrichtungen relativ hoch zu halten und die Öffnungszeiten auf die Bedürfnisse (vollzeiterwerbstätiger) Mütter bzw. Eltern auszurichten. Jüngste Vorstöße in Ländern wie Brandenburg oder Sachsen-Anhalt, das Kita-Gesetz zu novellieren und westdeutschen Standards anzupassen (z.B. Öffnungszeiten nur am Vormittag), zeigen an, dass es ostdeutschen

Frauen unter diesen Bedingungen schwerer würde, an ihren Lebensplänen und -orientierungen festzuhalten.

12 Schwer zu beantworten ist derzeit auch die Frage, ob und wie die eher „flachen" Geschlechterhierarchien der ostdeutschen Geschlechterarrangements betriebliche Rationalisierungsmaßnahmen und die Einführung neuer Formen der Arbeitsorganisation beeinflussen. Können sie ein günstiger Faktor dafür sein, dass z.B. die angestrebten „flachen Hierarchien" in betrieblichen Arbeitsabläufen oder in der öffentlichen Verwaltung auch zum Abbau oder zur Minimierung von bisher gängigen hierarchischen Arbeitsteilungen entlang der Geschlechterdifferenz führen? Ein Automatismus besteht hier jedenfalls nicht - schon allein deshalb nicht, weil betriebliche Arbeitsabläufe und Macht/Geschlechterhierarchien in Organisationen unterschiedlichen Logiken unterliegen. Wie erste Analysen des empirischen Materials in einem von mir geleiteten Forschungsprojekt zu „Vergeschlechtlichungsprozessen bei der Reform der kommunalen Verwaltung", das in einem Ostberliner Bezirk realisiert wird, zeigen, haben die aus der DDR überkommenen abgeflachten Geschlechterhierarchien und praktizierten Geschlechterarrangements unter den neuen Konstellationen sehr ambivalente Wirkungen: Sie sind offenbar für viele Frauen, die sich in der kommunalen Verwaltung in Leitungspositionen behaupten, eine individuelle Ressource und zugleich passen sie sehr gut zu postmodernen Vorstellungen von Chancengleichheit in dem Sinne, dass in einer Organisation allein die individuelle Leistung entscheidet und - falls notwendig - auch jede/r individuell für sich dafür Sorge zu tragen hat, dass „Geschlecht" (d.h. z.B. praktizierte geschlechtsspezifische Arbeitsteilungen in der Familie, vor allem von Frauen erbrachte Betreuungs- und Versorgungsleistungen gegenüber Kindern und älteren Familienangehörigen) die individuelle Leistung (-sfähigkeit) nicht beeinträchtigt. Mit anderen Worten: Die praktischen Erfahrungen mit dem DDR-Geschlechtervertrag bzw. seiner ostdeutschen Variante nach 1990 enthalten wenig Potentiale für ein gendersensibles (Krüger) Akteurshandeln in Organisationen unter den veränderten Bedingungen.

13 Wagner versteht sein Unterfangen einer „historischen Neubeschreibung der Moderne" (10) als Versuch, „einen Schritt zurück zu treten und einen Blick auf die Moderne zu gewinnen, obwohl sie uns noch umgibt" (9) und dadurch „unsere Gegenwart zu verstehen" (10). Historisch-empirisch konzentriert er sich dabei auf Westeuropa und die letzten zwei Jahrhunderte, mit Exkursen zu den USA und dem „sowjetischen Sozialismus" (11). „Ein Rückblick auf diese beiden Jahrhunderte soll die räumlich wie zeitlich unterschiedlichen Konfigurationen, die unter dem Zeichen der Moderne entstanden sind, erfassen. Eine Bestandsaufname dieser Formen, scheint mir eine Voraussetzung dafür zu sein, die Veränderungen zu verstehen, an denen wir gegenwärtig teilhaben" (11).

14 Von den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts verloren „liberale Praktiken" an Bedeutung. „Sie wichen organisierten Praktiken, die die Vereinigung von Gruppen von Individuen nach sozialen Kriterien verlangten, bevor Verständigung und Entscheidungsfindung über kollektive Arrangements in und zwischen Organisationen einsetzten, deren Führer dann für deren angeblich homogene Mitgliedschaft sprachen und handelten, diese also repräsentierten" (112 f.).

15 Hannah Arendt hat auf die wachsende Zahl von „Staatenlosen" aufmerksam gemacht, die im Ergebnis der gesellschaftlichen Neuordnungen nach dem 1. Weltkrieg vom Projekt der Moderne ausgeschlossen wurden (vgl. Arendt 1991). Die Ausschließung der Juden im Nationalsozialismus und ganzer sozialer Gruppen aus dem „Sozialismusprojekt" in der Sowjet-

union der 30er Jahre bis zur physischen Vernichtung waren Extremfälle der Exklusion in der organisierten Moderne.

16 Wagner betont ausdrücklich, dass sein Analyseansatz „keine normative Einschätzung einschließt. Die Verbindung zu normativen Aspekten liegt anderswo: Wenn wir die wesentlichen Kennzeichen des Sozialismus und der Moderne im Westen im allgemeinen nicht erkennen, dann werden die Versuche, im Osten (und vielleicht im Westen) eine liberalere und humanere Gesellschaft zu errichten (oder wieder zu errichten), ihr Ziel verfehlen" (158, FN 12).

17 Ähnlich wie Wagner versteht auch Zygmunt Bauman den Sozialismus als eine Variante moderner Gesellschaften, allerdings ist er analytisch nicht so genau wie Wagner mit seiner historischen Soziologie der Moderne. Bauman bezeichnet den Sozialismus einerseits als eine „Version des Projekts der Moderne", andererseits als „Gegenkultur der Moderne" (Bauman 1992: 320 f.) und betont, dass Sozialismus als „Gegenkultur" gegenüber der opponierten kapitalistischen Gesellschaft eine dreifache Funktion erfüllte: „er entlarvte den Trug, den erreichten Gesellschaftszustand als Erfüllung ihres Versprechens auszugeben; er widerstand der Verdrängung oder Verheimlichung der Möglichkeit, das Versprechen besser zu erfüllen; und er drängte die Gesellschaft in Richtung auf eine solche bessere Erfüllung ihres Potentials. In der Loyalität, mit der er diese dreifache Funktion erfüllte, liegt das Geheimnis seines Glanzes wie seines Elends" (321). Seine Unentbehrlichkeit (jedenfalls in der Phase der organisierten Moderne) bestand nach Bauman in der „Förderung der Idee, dass [...] die Qualität der Gesellschaft durch die Wohlfahrt ihrer schwächsten Mitglieder gemessen wird" (322). Das machte seinen Glanz aus und sein Elend bestand darin, dass er durch die Schließungen der Moderne, die er durch seine Organisationsformen - im Unterschied zur kapitalistischen Variante der organisierten Moderne - auf die Spitze trieb, dieses Versprechen nicht einlösen konnte.

18 In dem Sinne, dass „Geschlecht" bei der historischen Rekonstruktion der intellektuellen Mittel, der institutionellen Formen der Eindämmung bzw. der substanziellen Ausschließungen in den verschiedenen Phasen der Moderne durchgängig als analytischer Begriff eingesetzt würde.

19 Beer greift die Marxsche Unterscheidung zwischen der Produktion von Lebens-Mitteln und der Produktion des Lebens selbst auf und versteht die Produktion des Lebens in einem doppelten Sinne: als Erzeugung gesellschaftlicher Individuen (wovon die physische und psychische Reproduktion der Arbeitskraft in der privaten Hauswirtschaft eben nur ein Teilaspekt ist) und als sozial geregelte und institutionalisierte Form der Erzeugung und Sozialisation von Nachkommen. Dafür ist - nicht zuletzt in der feministischen Diskussion und hier nicht selten auf eine verkürzte Weise - der Begriff der Reproduktion verwendet worden. Regina Becker-Schmidt hat schon 1988 auf solche Verkürzungen aufmerksam gemacht, die etwa Reproduktion „als Gegenpol zur industriellen Produktion" sehen und „den Begriff der Reproduktion mit dem der Frauenarbeit in der Privatsphäre und (allenfalls noch) mit Tätigkeiten unbezahlter Sozialarbeit" verknüpfen (Becker-Schmidt 1988: 48 f.) und für eine Theorie gesellschaftlicher Reproduktion plädiert, die Geschlechterverhältnisse und ihre kulturell-normativen wie institutionalisierten Formierungen als Teil gesamtgesellschaftlicher Reproduktionsprozesse versteht. Dies ist bis heute in der feministischen Forschung weitgehend Desiderat geblieben. Obwohl die Verwendung des Terminus „Reproduktion" also nicht unproblematisch ist, behalte ich im Folgenden den Begriff bei und rekurriere damit auf die strukturelle Trennung der Produktion des Lebens (im doppelten Sinne) von der Produktion der Lebens-Mittel (Wirtschaftsweise) in modernen Gesellschaften. Auf die unterschiedlichen

Dimensionen der Reproduktion (etwa generative Reproduktion/Erzeugung gesellschaftlicher Individuen, Regeneration (der Arbeitskraft), produktive Konsumtion/Versorgungsökonomie) und ihre institutionalisierten Formen (etwa Haushalt/Kleinfamilie, private Form der Reproduktion) gehe ich nicht systematisch ein, sondern verwende diese Begriffe, um im jeweiligen Kontext anzudeuten, welche Dimensionen gemeint sind.

20 Die Tatsache, dass auch Frauen z.B. in die Fabrik arbeiten gingen, steht dazu nicht im Widerspruch, da alle Angehörigen der niedrigen, arbeitenden Klassen aus dem Projekt der Moderne ausgeschlossen waren - Frauen waren also doppelt: gewollt und von „Natur wegen" als „Andere" ausgeschlossen.

21 Hannelore Bublitz und ihre Forschungsgruppe haben rekonstruiert, wie die „intellektuellen Mittel" für eine solche Verschiebung in der Geschlechterordnung „um 1900" diskursiv erzeugt wurden (Bublitz et. al. 2000)

22 Dass diese intellektuellen Mittel keineswegs nur ideologische Phrasen der Funktionärselite waren, sondern in die soziale Selbstverortung der Individuen einflossen, zeigt Engler an Daten, wonach sich die übergroße Mehrheit der Angehörigen ausdifferenzierter Funktionsgruppen zur Arbeiterklasse zählten (vgl. Engler 1999:176-77). Neuere Untersuchungen zum Betriebsalltag in der Honecker-Ära zeigen, dass die „als ungerecht empfundenen Entlohnungen [z.B. die bessere Bezahlung der Belegschaften in Exportbetrieben, Privilegien für in Berlin Tätige u.a. - I.D.], staatlichen Subventionen oder Verteilungszugänge" (Hürtgen 2001: 31) Kritik und „allgemeine Empörung" hervorriefen, nicht etwa ein „Zuwenig an staatlichen Beihilfen" (ebd.). D.h., auch die Idee der sozialen Gleichheit bzw. Gerechtigkeit war individuell durchaus angenommen.

23 Ähnlich argumentiert Mühlberg, der in einem aktuellen Artikel darauf verweist, dass die sozialistische Planwirtschaft auf „Herstellung von Gebrauchswerten ausgerichtet war, nicht auf Gewinn in Geldform" (Mühlberg 2002: 7).

24 DDR-Forscher sind sich darin weitgehend einig, dass diese Aufwendungen, mit denen verstärkt seit den 60er Jahren soziale Integration erzeugt wurde, die ökonomischen Potenzen der DDR-Wirtschaft bei weitem überstiegen und die (politische) Unmöglichkeit, von diesem Kurs abzugehen, die Niederlage des Systems beschleunigt, wenn nicht entscheidend herbeigeführt hat.

25 Die von Engler u.a. konstatierte Nivellierung und Homogenisierung steht nicht unbedingt in einem Gegensatz zu Heike Solgas These, dass die DDR eine Klassengesellschaft mit einem Oben-Unten-Gefälle und der Tendenz der Selbstreproduktion der „Dienstklassen" war (vgl. Solga 1995; 2001). Beide Tendenzen zeichnen - geht man von Wagners Konzept aus - die organisierte Moderne aus, wobei die sozialistische Variante stärker homogenisierend und nivellierend wirkte - z.B. in Bezug auf Einkommensunterschiede, Zugang zu Konsumgütern u.a.

26 Verwiesen seien hier exemplarisch auf die unter Leitung von Karl Ulrich Mayer durchgeführten Generationenvergleiche bzw. Vergleiche zwischen verschiedenen Alterskohorten der DDR-Gesellschaft, die unter verschiedenen - unter anderem auch geschlechtsspezifischen - Aspekten veranschaulichen, dass Geschlechtervertrag und Geschlechterarrangements für Angehörige der „Aufbaugeneration" (Geburtsjahrgänge 1929-31) anders vor-strukturierend wirkten als für die nachfolgende Alterskohorte (Geburtsjahrgänge 1939-41) oder für Angehörige der „blockierten" Generation (geboren zwischen 1960 und 1970), die einerseits soziale Aufstiegswege „blockiert" fanden, andererseits das entwickelte Programm sozialpolitischer Maßnahmen als Lebensbedingungen praktisch erlebten (vgl. dazu insbesondere Trappe 1995).

Literatur

Arendt, Hannah (1991): Elemente und Ursprünge totalitärer Herrschaft, München: Piper.

Bauman, Zygmunt (1992): Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg: Junius Verlag.

Becker-Schmidt, Regina (1987): Frauen und Deklassierung. Geschlecht und Klasse. In: Beer, Ursula (Hrsg.): Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. Bielefeld: AJZ-Verlag, S. 236-273.

-: Statement zum Thema: Perspektiven einer feministischen Theorie gesellschaftlicher Reproduktion. In: Frauenforschung Frauenpolitik. Workshop der Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Dokumentation. Hannover 1988, S. 42-52.

Beer, Ursula (1990): Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag.

-/Chalupsky, Jutta (1993): Vom Realsozialismus zum Privatkapitalismus. Formierungstendenzen im Geschlechterverhältnis. In: Aulenbacher, Brigitte/ Goldmann, Monika (Hrsg.): Transformationen im Geschlechterverhältnis. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag, S. 184-230.

Boreus, Kristina (1995): Vertragstheorie in der schwedischen feministischen Diskussion. In: Das Argument 210, S. 513-518.

Bublitz, Hannelore/ Hanke, Christine/, Seier, Andrea (2000): Der Gesellschaftskörper. Zur Neuordnung von Kultur und Geschlecht um 1900. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag.

Dölling, Irene (1998): Structure and *Eigensinn*: Transformation Processes and Continuities of Eastern German Women. In: Patricia J. Smith (ed.): After the Wall. Eastern Germany since 1989. bolder: Westview Press, S. 183-202.

- (2000): Eastern Germany: Changes in Temporal Structures in Women's Work after the Unification. In: Regina Becker-Schmidt (ed.): Gender and Work in Transition. Globalization in Western, Middle and East Europe. International Women's University 2000. Opladen 2002, S. 143-175.

Engler, Wolfgang (1992): Die zivilisatorische Lücke. Versuche über den Staatssozialismus. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

- (1999): Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land. Berlin: Aufbau-Verlag.

Gottschall, Karin (2000): Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Kontinuitäten und Brüche, Sackgassen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs. Opladen: Leske+Budrich.

Honegger, Claudia (1992): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib. Frankfurt/Main, New York: Campus-Verlag.

Hürtgen, Renate (2001): Entwicklung in der Stagnation? Oder: Was ist so spannend am Betriebsalltag der 70er und 80er Jahre in der DDR? In: Hürtgen, Renate/Reichel, Thomas (Hrsg.): Der Schein der Stabilität. DDR-Betriebsalltag in der Ära Honecker. Berlin: Metropol Verlag, S. 11-34.

Jessop, Bob (1998): Nationalstaat, Globalisierung und Gender. In: Kreisky, Eva/ Sauer, Birgit (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 262-292.

Keiser, Sarina (1997): Ostdeutsche Frauen zwischen Individualisierung und Re-Traditionalisierung. Ein Generationenvergleich. Hamburg: Kovacs.

Krüger, Helga (1995): Dominanzen im Geschlechterverhältnis: Zur Institutionalisierung von Lebensläufen. In: Becker-Schmidt, Regina/ Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag, S. 195-219.

Kurz-Scherf, Ingrid (1998): Krise des Sozialstaats - Krise der patriarchalen Dominanzkultur. In: Zeitschrift für Frauenforschung, Sonderheft 1 1998, S. 13-48.

Lindenberger, Thomas (2000): „Kultur", „Biographie" und die Erfindung des Ostdeutschen: Einwände aus sozialhistorischer Sicht. In: Potsdamer Bulletin für Zeithistorische Studien, Nr. 18/19, Juni 2000, S. 22-31.

Lüdtke, Alf (1994): Geschichte und Eigensinn. In: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 139-156.

Mayer, Karl-Ulrich (1995): Kollektiv *oder* Eigensinn? Der Beitrag der Lebenslaufforschung zur theoretischen Deutung der DDR-Gesellschaft. In: Huinink, Johannes/ Mayer, Karl Ulrich/ Diewald, Martin (Hrsg.): Kollektiv und Eigensinn. Berlin S. 349-373.

Mühlberg, Dietrich (2002): Schwierigkeiten kultureller Assimilation. Freuden und Mühen der Ostdeutschen beim eingewöhnen in neue Standards des Alltagslebens. In: APUZ B 17, S. 3-11 [Beilage zur Wochenschrift „Das Parlament"], Bonn.

Nickel, Hildegard-Maria (1997): Der Transformationsprozess in Ost- und Westdeutschland und seine folgen für das Geschlechterverhältnis. In: APUZ B 51, S. 20-29 [Beilage zur Wochenschrift „Das Parlament"], Bonn.

-/Hüning, Hasko (2001): Modernisierung mit oder gegen Frauen? Betriebliche Reorganisation und ambivalente Chancenstrukturen. In: Supplement der Zeitschrift Sozialismus Nr. 2/2001, S. 29-45.

-/Schenk, Sabine (1994): Prozesse geschlechtsspezifischer Differenzierung im Erwerbssystem. In: Nickel, Hildegard-Maria/ Kühl, Jürgen/ Schenk, Sabine (Hrsg.): Erwerbsarbeit und Beschäftigung im Umbruch. Berlin: Akademie Verlag , S. 259-282.

Odierna, Simone (2000): Die heimliche Rückkehr der Dienstmädchen. Bezahlte Arbeit im privaten Haushalt. Opladen: Leske+Budrich.

Pfau-Effinger, Birgit (2000): Kultur und Frauenerwerbstätigkeit in Europa. Theorie und Empirie des internationalen Vergleichs. Opladen: Leske+Budrich.

Sauer, Birgit (1999): ‚Es rettet uns (k)ein höh'res Wesen...'. Neoliberale Geschlechterkonstrukte in der Ära der Globalisierung. in: Stolz-Willig, Brigitte/ Veil, Mechthild (Hrsg.): Es rettet uns kein höh'res Wesen. Feministische Perspektiven der Arbeitsgesellschaft. Hamburg: VSA Verlag, S. 215-239.

Schenk, Sabine (1995a): Neu- oder Restrukturierung des Geschlechterverhältnisses in Ostdeutschland? In: Berliner Journal für Soziologie, Jg.5 (1995), H. 4, S. 475-488.

- (1995b): Erwerbsverläufe im Transformationsprozess. In: Bertram, Hans (Hrsg.): Ostdeutschland im Wandel: Lebensverhältnisse - politische Einstellungen. Opladen: Leske+Budrich, S. 69-97.

- (2002): Employment Opportunities and Labour Market Exclusion: Towards a New Pattern of Gender Stratification? In: Kolinsky, Eva/ Hildegard-Maria Nickel (ed.): Reinventing Gender. Women in Eastern Germany since Unification. London, Portland, OR: Frank Cass, p.53-72.

Solga, Heike (1995): Auf dem Weg in eine klassenlose Gesellschaft? Klassenlagen und Mobilität zwischen Generationen in der DDR. Berlin: Akademie Verlag.

- (2001): Aspekte der Klassenstruktur in der DDR in den siebziger und achtziger Jahren und die Stellung der Arbeiterklasse. In: Hürtgen, Renate/ Reichel, Thomas (Hrsg.): Der Schein der Stabilität. DDR-Betriebsalltag in der Ära Honecker. Berlin: Metropol Verlag, S. 35-52.

Trappe, Heike (1995): Emanzipation oder Zwang? Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik. Berlin: Akademie Verlag.

Wagner, Peter (1995): Soziologie der Moderne. Freiheit und Disziplin. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag.

Winkler, Gunnar (1996): Sozialreport 1996. Sonderheft 1+2: Zur sozialen Situation und deren subjektive Reflexion in den neuen Bundesländern. Brandenburg: Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum e.V.

Zukunftskommission der Friedrich-Ebert-Stiftung (1998): Wirtschaftliche Leistungsfähigkeit, sozialer Zusammenhalt, ökologische Nachhaltigkeit. Drei Ziele - ein Weg. Bonn: Verl. J.H.W. Dietz Nachf.

Regina Becker-Schmidt

Umbrüche in Arbeitsbiografien von Frauen: Regionale Konstellationen und globale Entwicklungen

Problemaufriss

Die Tatsache, dass Arbeitsbiografien von Frauen aus der BRD und anderen europäischen Ländern diskontinuierlicher verlaufen als die von Männern, ist in der empirischen Sozialforschung, vor allem der feministischen, immer wieder herausgearbeitet worden: Warteschleifen und Umwege bei der Suche nach einer der Ausbildung adäquaten Stelle, Unterbrechungen in der Berufstätigkeit nach der Geburt eines Kindes, Aus- und Wiedereinstieg ins Beschäftigungssystem im Wechsel der Familienphasen, Neubeginn in einem anderen, oft weniger lukrativen Betätigungsfeld nach einer Entlassung, längere Zeiten der Erwerbslosigkeit - alle diese Phänomene sind in Lebensläufen von Frauen häufiger anzutreffen als in denen des anderen Geschlechts.[1] Zu den arbeitsmarktbedingten Unstetigkeiten kommt für Frauen das Risiko, dass sie wohlfahrtsstaatlich schlechter abgesichert sind als Männer, weil berufliche Diskriminierung mit einer Benachteiligung im Sozialstaat konvergiert - ein Problem, das sich angesichts des Abbaus sozialstaatlicher Leistungen im Westen verschärft.

Wenn wir die Entwicklung von Frauenarbeit in einer internationalen, vor allem außereuropäischen Perspektive in den Blick nehmen wollen, können wir Dynamiken nicht außer Acht lassen, die mit Globalisierungsprozessen und politischen Transformationen weltweit verbunden sind.

Greifen kapitalistische Marktgesetze und westliche Lebensformen auf noch nicht industrialisierte Länder über, so verändert das die Existenzbedingungen aller dort lebenden Menschen. Aber Frauen sind in besonderer Weise betroffen - gewohnte Existenzgrundlagen wie die Agrarökonomie mit einem hohen Anteil an weiblichen Arbeitskräften oder die Subsistenzwirtschaft, die fast ausschließlich von Frauen betrieben wird, verlieren in der Konkurrenz mit profitableren Wirtschaftszweigen an Bedeutung. Frauenarbeit wird aus traditionellen Zusammenhängen freigesetzt und vom informellen Arbeitsmarkt, d.h. von seinen arbeitspolitisch prekären Sektoren aufgesaugt. Branchen, die - wie die Textilindustrie - als „frauentypisch" gelten, werden aus den Metropolen in Billiglohnländer verlagert. Es entstehen Arbeitsplätze im sich ausweitenden Dienstleistungsbereich, wo schlecht bezahlte Jobs vorzugsweise Angehörigen des weiblichen Geschlechts angeboten werden. All das tangiert tradierte Lebensgewohnheiten, die Organisation des Alltags, kulturell eingespielte Praxisverständnisse. (Sassen 1996)

Auch in schon industrialisierten Ländern, z.B. in Ost- und Mitteleuropa, verändert sich Frauenarbeit im Zuge von politisch-ökonomischen Transformationen. Verschiebungen auf dem Arbeitsmarkt verdrängen Frauen häufig aus qualifizierten Berufen, in denen sie früher zahlreicher vertreten waren. In Regionen, wo Schwerindustrien stillge-

legt und im Zuge solcher Erosionen auch viele Männer erwerbslos wurden, verschwanden sie z.B. aus dem Ingenieurwesen. Sie wurden aber auch aus anderen Bereichen der Facharbeit verdrängt. Während viele in qualifizierten Tätigkeitsfeldern erwerbslos gewordene Männer in gut dotierten Stellen wieder Fuß fassten, wurden qualifizierte Frauen eher in Beschäftigungen mit geringerem Prestige und Verdienst abgeschoben. In Gebieten, in denen kommunistische Regime zusammenbrachen, büßte zudem der Staat seinen Status als zentraler Unternehmer und Arbeitgeber ein. Damit wurde auch die staatliche Absicherung von bezahlten Arbeitsplätzen abgebaut, von der Frauen im Rahmen einer sozialistischen Politik der Integration beider Geschlechter in den Arbeitsmarkt profitiert hatten.[2]

Im Osten wie im Westen, im Norden wie im Süden lässt sich beobachten, wie politische Sphären, Öffentlichkeiten, Arbeitsverhältnisse und private Lebenswelten in Bewegung geraten. Auch Geschlechterordnungen wandeln sich - zum Guten wie zum Schlechten. Diese Bewegungen sind in ihrer regionalen Vielfalt unübersichtlich und nicht einheitlich. Aus den Ländern an der Peripherie der wirtschaftsmächtigen Metropolen erreichen uns Berichte über widersprüchliche Entwicklungen. Auf der einen Seite weichen dort patriarchalische Konstellationen in Geschlechterarrangements auf: verstärkte Anstrengungen, Frauen auszubilden und ihnen Zugang zum Arbeitsmarkt zu verschaffen, der hohe Anteil an Frauen in nicht regierungsabhängigen Organisationen, der Einfluss von Menschenrechtsdiskussionen auf Vorstellungen von geschlechtlicher Gleichberechtigung eröffnen für Frauen aus der Dritten Welt neue Freiheitsspielräume. (Young 2000, 69ff.) Auf der anderen Seite reaktivieren neoliberale Arbeitsmarktstrategien schon bestehende androzentrische Macht- und Privilegienstrukturen. Vielerorts bürgert sich das männliche bread-winner-Modell ein, wo traditioneller Weise Frauen, das Paar oder die ganze Sippe für den Unterhalt einer Lebensgemeinschaft sorgten. (Rott 1992) Und nicht zu unterschätzen sind die Herrschaftspositionen von religiös-fundamentalistischen Gruppierungen, die Frauen die elementarsten Menschenrechte vorenthalten - das Recht auf körperliche und seelische Unversehrtheit und Würde, auf Ausbildung, marktvermittelte Arbeit, kulturelle und politische Mitbestimmung.

Es gibt wohl keinen Kontinent, der von ökonomischer und kultureller Globalisierung sowie von politischen Transformationen unberührt bleibt. Aber nicht alle geraten gleichermaßen in den Sog jener Machtzentren, die danach trachten, jeden bewohnten Winkel dieser Erde in eine kapitalistisch geprägte Weltwirtschaft zu integrieren - sei es als Absatzmarkt, als Rohstoffquelle, als ausbeutbares Arbeitskräftereservoir oder als Handelspartner, der durch Fusion die politisch-ökonomische Stellung einzelner Nationen oder Staatengruppen auf dem Weltmarkt stärkt. Des Weiteren: Nicht alle hoch industrialisierten und in der Technikimplementierung avancierten Länder zählen zu den „gobal players", welche die Welt grundlegend verändern. Westeuropa gehört nicht zu ihnen, obwohl Deutschland, Dänemark und die Schweiz zu den reichsten Ländern auf unserem Erdball zu rechnen sind.[3] Vor allem: Die Dialektik von lokalen Entwicklungspfaden und globalen Einflüssen kann von Region zu Region so unterschiedlich

sein, dass es unmöglich erscheint, generalisierbare Aussagen über Effekte zu machen, die aus dem Ineinandergreifen beider Strukturierungselemente folgen. (Bauman 1996) Lässt sich angesichts dieser Schwierigkeiten überhaupt an der Intention festhalten, einen Zusammenhang zwischen Umbrüchen in Arbeitsbiografien von Frauen und Globalisierungsprozessen herzustellen? Oder muss der Blick auf unsere eigenen lokalen Verhältnisse beschränkt bleiben, die wir eher überschauen können?

Ich möchte in diesem Beitrag versuchen, zwei Perspektiven zu entfalten und so zu verschränken, dass sich zumindest Herangehensweisen eröffnen, mit denen wir uns dem gestellten Thema nähern können. Ich gehe bei diesem Versuch von zwei Überlegungen aus. Die erste bezieht sich auf die geschichtliche Verkettung von Kapitalismus, Patriarchalismus und Frauenarbeit in der westlichen Moderne und deren möglichen Einfluss auf aktuelle politisch-ökonomische sowie kulturelle Umstrukturierungen im Weltmaßstab. Die zweite Überlegung setzt sich mit dem Phänomen „Eurozentrismus" auseinander.

Die erste Überlegung lässt sich in der folgenden Argumentationskette zusammenfassen: Globalisierungsprozessen, in denen sich hegemoniale Ansprüche der herrschenden Wirtschaftmächte geltend machen, ist die Tendenz inhärent, Formen der westlichen Modernisierung und neoliberale Marktgesetze von den Metropolen in die Peripherie zu exportieren. Wir verfügen in Europa und den USA über historische Erfahrungen, was die Durchsetzung kapitalistischer Produktions- und Wirtschaftsweisen, die auch auf private Lebenswelten übergreifen, für die Zurichtung von lebendigem Arbeitsvermögen bedeutet. Zur Charakterisierung westlicher Herrschaft gehört zudem Androzentrismus - seine Verbreitung in Ländern, in denen vorrangig Männer Macht ausüben, kann deren soziale Vorrangstellung begünstigen. Deutschland teilt die Geschichte jener europäischen Gesellschaften, in denen feudalistisch-agrarische Verhältnisse von industriell-bürgerlichen abgelöst wurden und in deren Konstitution patriarchale und kapitalistische Strukturen verwoben sind. (Beer 1990) Vor diesem Hintergrund lässt sich etwas darüber aussagen, welche Geschlechterverhältnisse in einer solchen Fusion entstehen, warum sie sich nur langsam verändern lassen und welche Folgen das für das Phänomen „Frauenarbeit" zeitigt. Aus dieser Perspektive ergeben sich die folgenden Fragen: Was muss vergegenwärtigt werden, wenn es um den Versuch geht, aktuelle Einflüsse von Kapitalinteressen und westlichen Wertvorstellungen auf Globalisierungsprozesse in- und außerhalb Europas einzuschätzen? Welche destruktiven, aber auch: welche emanzipatorischen Kräfte haben unseren Weg in die Moderne gebahnt und wie haben sich deren Rationalisierungsschübe in der Struktur von Frauenarbeit niedergeschlagen?

Die Beschäftigung mit solchen Problemstellungen verfolgt neben dem inhaltlichen ein methodisches Interesse. Ich suche nach Anhaltspunkten dafür, welche Frauen diskriminierenden Arbeitspolitiken sich weiter verbreiten könnten, wenn Modernisierungsprozesse auf unserem Globus westlichen Mustern folgen. In einem solchen Unterfangen steckt eine epistemologische Prämisse, nämlich: Wenn wir erkennen wollen, ob Entwicklungen, die von den westlich orientierten Zentren wirtschaftlicher Expansion

in Gang gesetzt worden sind, sich ungehemmt fortsetzen oder ob sie durch immanente Brüchigkeiten und Gegenkräfte von außen Richtungsänderungen erfahren, müssen wir Kriterien für Weichenstellungen haben. Aber woher sollen wir sie nehmen? Ich denke, ein Bewusstsein vom Geschichtsverlauf, in den wir selbst verwickelt sind, und eine Reflexion der Folgen, die uns selbst betreffen, kann bei der Suche nach solchen Kriterien hilfreich sein. Umgangssprachlicher ausgedrückt: Um über den Tellerrand gucken zu können, muss erst die Suppe ausgelöffelt sein, die wir uns selber eingebrockt haben.

Ich möchte darum zunächst am Beispiel „Westdeutschland" die Widersprüche in der Strukturierung von „Frauenarbeit" untersuchen, die bis heute als Nachwirkungen eines historischen Umbruchs zu interpretieren sind. „Frauenarbeit", immer schon ein mehrdimensionales Praxisfeld, konstituiert sich im Zuge der ersten industriellen Revolution als problematische Kombination von unbezahlten und bezahlten Tätigkeiten. Das ist nicht die einzige Unstimmigkeit im Ensemble der Arbeitsformen, die von Frauen in die sozialen Reproduktionsprozesse eingebracht werden. Die Dissoziation des sozialen Lebens in private und öffentliche Bereiche, in Haus- und Berufsarbeit, hat – wie wir sehen werden – Weiterungen. Gesellschaftliche Umwälzungen von solcher Tragweite gestalten nicht nur die Relationen zwischen sozialen Sektoren um, dieser Vorgang ist begleitet von Umwandlungen im Geschlechterverhältnis, die von solchen in Arbeitsverhältnissen nicht zu trennen sind. Machen sich vergleichbare Zusammenhänge auch in Regionen bemerkbar, die gegenwärtig in den Sog kapitalorientierter Weltmarktpolitik geraten? Gibt es – unter Berücksichtigung von Geschlechterverhältnissen – überregionale Strukturähnlichkeiten im Erscheinungsbild von „Frauenarbeit", die sie größeren Risiken aussetzt als das bei „Männerarbeit" der Fall ist, die auch anderswo immer schon marktkonformer ist?

Der sozialhistorische Zusammenhang von Kapitalismus, Patriarchalismus und Frauenarbeit – schon innerhalb Europas nicht in allen Aspekten verallgemeinerbar – kann im Rahmen dieses Beitrags nur oberflächlich skizziert werden. Die Beschränkung liegt in der Auswahl nachstehender Schwerpunktfragen: Welche Folgen hatte die Trennung von marktvermittelter Arbeitswelt und häuslicher Praxis, die sich im Zuge der Industrialisierung durchsetzte, für weibliche Lebenszusammenhänge, und wie wirkt sich diese gesellschaftliche Dichotomisierung, in der die notwendige Bezogenheit beider Sphären verdeckt bleibt, bis heute aus? In welcher Weise schlug sich die Klassen übergreifende Verbreitung des männlichen bread-winner-Modells durch fraternisierende Bündnisse in der Arbeitsschutzgesetzgebung sowie in der Arbeitsmarkt- und Familienpolitik in historisch neuen Formen der geschlechtlichen Arbeitsteilung nieder? (Hausen 1976; Beer 1990; Braun 1998)

Herausgearbeitet werden soll ein Charakteristikum in den Lebensverhältnissen von Frauen, das zwar typisch für die westliche Moderne ist, das wir mit Abweichungen aber auch außerhalb von Europa finden können, und das auf die Art und Weise, wie weibliche Genus-Gruppen vergesellschaftet werden, entscheidenden Einfluss nimmt: Es ist

der *Ensemblecharakter* von Frauenarbeit. Überall in der Welt tragen Frauen sowohl zur materiellen als auch zur psychosozialen Existenzsicherung ihrer Angehörigen bei, gebären und versorgen sie die Kinder, pflegen sie die Alten und Kranken. Weltweit arbeiten sie im Durchschnitt mehr als Männer. Und überall auf dem Globus ist die Balance prekär, mit der solche Belastungen austariert werden müssen. Deshalb ist auch davon auszugehen, dass diese prekäre Balance ubiquitär für ökonomische Eingriffe von außen besonders störanfällig ist. Im Ensemblecharakter von Frauenarbeit, in so unterschiedliche kulturelle und wirtschaftliche Rahmenbedingungen er auch eingebettet sein mag, scheint mir die Möglichkeit zu liegen, in komparativen Studien Ähnlichkeiten und Differenzen im Zusammenhang von Geschlechterverhältnissen, Frauenarbeit und Transformation zu untersuchen.

Bei der Beschäftigung mit Entwicklungen der Frauenarbeit in Westdeutschland wird zu beachten sein, dass deren Geschichte vielschichtig ist: Der Zwang und die Motive, divergierende Arbeitsformen - Hausarbeit, care work, Erwerbsarbeit, ehrenamtliche Tätigkeiten - zu kombinieren, hat Frauen einerseits die Zerreißproben der Mehrfachbelastung eingebracht. Seit den Umstrukturierungen des Verhältnisses von Öffentlichkeit und Privatsphäre, die sich in den Phasen der industriellen Revolution vollzogen haben, ist „Frauenarbeit" den Wechselfällen konjunktureller Schwankungen und dem Druck familienpolitischer Programmatiken ausgesetzt: Benachteiligungen auf dem Stellenmarkt, die Diskontinuitäten in weibliche Arbeitsbiografien bringen, und Krisensituationen im privaten Alltag, deren Lösung dem weiblichen Geschlecht überantwortet ist, destabilisieren die Routinen, mit denen Frauen mühsam versuchen, beruflichen und familialen Ansprüchen gleichzeitig zu genügen. Anderseits hat sich der weibliche Teil der Erwerbsbevölkerung, der sich privaten und beruflichen Aufgaben stellt, eigensinnig der gesellschaftlichen Trennung von marktvermittelter und häuslicher Praxis widersetzt. Indem sie sich mit einer Halbierung ihrer Lebenswelt nicht abfinden, halten sie an einer Sicht aufs Ganze fest, das unter gegebenen Umständen nur in zwiespältiger Fragmentierung zu haben ist.

Was es bedeutet, sich für eine der polarisierten Praxen zu entscheiden, lässt sich an Männern ablesen, die ihre sozialen Aktivitäten in erster Linie auf die berufliche Karriere konzentrieren. Sie drohen in eine Rationalisierungsfalle zu geraten: Die Aussparung von mentalen, emotionalen und sensitiven Erfahrungen, die im psychosozialen Feld der Haushaltung und privaten Versorgung gemacht werden, bzw. die einseitige Unterwerfung unter utilitaristische Sachzwänge und Leistungsnormen, unter Kriterien einer an Verwertung und Berechenbarkeit ausgerichteten Zeitökonomie kann zu einer Erstarrung des lebendigen Arbeitsvermögens führen. Die „Halbierung der Moderne" wird aber auch für Frauen spürbar, die auf Berufstätigkeit oder andere Tätigkeiten in der Öffentlichkeit verzichten, um ganz für die Familie da sein zu können: Kooperative und professionelle Potenziale werden stillgestellt, soziale Interessen auf Privatbelange eingekreist. Und auch Frauen, denen der Beruf keine Luft mehr für nicht professionalisierte Aktivitäten lässt, geraten in den Sog von sozialen Kälteströmen, in denen actes

gratuis nicht vorgesehen sind, die das Ferment aller persönlichen Beziehungen ausmachen. Freiwillige Leistungen, die erbracht werden, ohne dass danach gefragt wird, was man zurückbekommt, sind im Tauschgeschehen der marktvermittelten Arbeit selten.

Die zweite Überlegung nimmt den Anspruch der ersten zurück, ohne ihn allerdings preiszugeben. Sie sei kurz umrissen: So wichtig der Blick zurück in die westliche Geschichte der Frauenarbeit für Fragen nach deren Zukunft über Europa hinaus auch sein mag, so nachdrücklich muss daran festgehalten werden, dass Geschichte sich nicht einfach wiederholt. Obwohl Globalisierungsprozesse ganz sicher nicht ohne Rekurs auf die Expansion kapitalistischer Vergesellschaftungsformen zu interpretieren sind, so ist dennoch nicht anzunehmen, dass letztere sich überall ungebrochen durchsetzen lassen. Wir haben mit Gegenkräften, sozial differenten Konstellationen und konkurrierenden Weltbildern zu rechnen. Modernisierung vollzieht sich außerhalb der westlichen Hemisphäre in anderen kulturellen Kontexten und unter anderen sozioökonomischen Voraussetzungen. Das lässt sich für unsere Fragestellung präzisieren. Frauen aus Zentral- und Osteuropa, aus Asien, Afrika oder Lateinamerika gehen mit anderen Lebenserfahrungen in die Zukunft als wir: Unsere historisch gewachsenen Arbeits- und Familienformen sind nicht die ihrigen. (Lenz 1992) Deswegen sind Thesen von Ökofeministinnen äußerst gewagt, die eine „Hausfrauisierung" der Geschlechtsgenossinnen aus der Dritten Welt antizipieren. (Bennholdt-Thomsen/ Mies 1997; kritisch dazu: Notz 2000, 278ff.) Weder lässt sich unsere Strukturierung des Privaten, auf der die Stereotypisierung von Weiblichkeit nach dem Konstrukt der bürgerlichen Hausfrau basiert, so ohne Weiteres auf nichteuropäische Gesellschaften übertragen, noch bedeutet „Hausarbeit" überall auf der Welt das Gleiche. Und im Übrigen hat sich die Mehrzahl der Frauen auch im Kapitalismus nicht „hausfrauisieren" lassen. Obwohl es ein Resultat der Trennung von marktvermittelter und privat organisierter Arbeit ist, dass tendenziell alle - ob berufstätig oder nicht - mehr oder minder der geschlechtlichen Arbeitsteilung in der Familie unterworfen sind, wuchs der Anteil von Frauen an der Erwerbsbevölkerung im 20. Jahrhundert langsam aber stetig.

Um sich mit den Chancen und Schattenseiten, die Globalisierungsprozesse vor allem für Frauen haben, angemessen befassen zu können, brauchen wir eine Binnen- und eine Außenperspektive. Die kritische Auseinandersetzung mit Politiken in der eigenen Gesellschaft, welche eine mangelnde soziale Grundsicherung von Erwerbslosen oder Benachteiligten auf dem Arbeitsmarkt aus wirtschaftsstrategischen Gründen in Kauf nehmen, schließt Einspruch gegen die sich verbreiternde Kluft zwischen reichen und armen Ländern, zwischen Globalisierungsgewinnern (Frauen wie Männern) und Globalisierungsverlierern (mehr Frauen als Männer), zwischen hegemonialen und als unterlegen deklarierten Kulturen ein. Wir müssen zusätzlich zu der Bereitschaft, uns vor Ort für progressive Veränderungen einzusetzen, ein kosmopolitisches Engagement entwickeln, das angesichts soziokultureller Vielfalt in seinen Optionen beweglich und für Lernprozesse offen ist. Was wir brauchen, ist ein „Netzwerk erdumspannender Verbindungen" (Haraway), in dem sich vor allem diejenigen Gehör verschaffen können, de-

ren Selbstbestimmungsrechte auf Grund ihrer schwachen Position auf dem Weltmarkt bedroht sind. Wo rührt sich Widerstand, an dem wir uns orientieren können? Welche Strategien für eine gerechte Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit werden in der Frauenbewegung entworfen, die ihre Zentren nicht allein in Europa oder den USA haben, sondern vor allem in Afrika, Asien oder Lateinamerika? Eine der Voraussetzungen für eine bewegliche und weitsichtige Optik ist die Überwindung von territorial beschränkten Standpunkten.

Eurozentrismus gehört zu den Selbstbezogenheiten, die den Blick auf andere Kontinente verzerren. In der westlichen Debatte um die Effekte von Globalisierungsprozessen lassen sich zwei Varianten dieses Phänomens ausmachen: Zum ersten wird in Europa, aber auch in den USA, der Begriff „Globalisierung" beschworen, um nationale Ursachen für die Verstetigung interner sozialer Ungleichheitslagen zu bemänteln. Zum zweiten ist die Rolle Europas in der weltweiten destruktiven Expansion kapitalistischer Produktions- und Wirtschaftsweisen bisher nur sehr ungenügend aufgearbeitet worden. In kritischen Analysen wurden eher deren negative Folgen für die westliche Kultur untersucht als die Verheerungen, die jene in Regionen außerhalb Europas anrichteten. (Dussel 1998) Von beiden Spielarten einer ethnozentrischen Position soll im Folgenden die Rede sein. Frauenarbeit steht dabei im Fokus des Erkenntnisinteresses.

Ethnozentrismus und Globalisierung

Fredric Jameson macht nachdrücklich darauf aufmerksam, welchen methodischen Schwierigkeiten sich aussetzt, wer versucht, „Globalisierung" begrifflich zu fassen oder gar zu evaluieren. Er schreibt:

„There is (...) something daring and speculative, unprotected in the approach of scholars and theorists to this unclassifiable topic, which is the intellectual property of no specific field, yet which seems to concern politics and economics in immediate ways, but just as immediately culture and sociology, not to speak of information and the media, or ecology, or consumerism and daily life. Globalization - even the term itself has been hotly contested - is thus the modern or postmodern version of the proverbial elephant, described by its blind observers in so many diverse ways." (Jameson 1998, xi)

Für Jameson liegen die Probleme in der Behandlung des Phänomens „Globalisierung" jedoch nicht einfach im Nebeneinander verschiedenster theoretischer Zugänge, sondern in Interpretationen, in denen mit den folgenden schwierigen Fragen nicht differenziert genug umgegangen wird:

„Is it a matter of transnational domination and uniformity or, on the other hand, the source of the liberation of local culture from hidebound state and national forms? For this second position, the transnational rejoints the regional and the local and substitutes NGO's (non-governmental organizations) for the corrupt and ossified one-party state." (ebd., xii)

In der Globalisierungsdebatte des Westens stoßen wir häufig auf Argumentationsmuster, die der Dialektik von Globalität und Lokalität nicht gerecht werden können, weil sie für die eigenen Interessen Partei ergreifen. Die Diskurse, die einen hegemonialen An-

spruch vertreten, präsentieren die moderne „Zivilgesellschaft" okzidentaler Prägung so, als sei sie der einzig mögliche Maßstab für „Fortschritt" in anderen Kulturen. Dass das propagierte Modell jedoch janusköpfig ist, wird dabei unterschlagen. Diese hybride Haltung spricht Jameson an, wenn er kritisch bemerkt: „But 'civil society' is an idea that has a kind of ideological prestidigitation. For it can mean the political 'freedom' of the various social groups to negotiate their political contract, or the economic 'freedom' of the marketplace itself." (ebd.)

Es gehört zur Verteidigung der „freien" Marktwirtschaft, die Bestandteil der Gesellschaften ist, die sich „zivil" nennen, soziale Ungleichheitslagen wie Langzeitarbeitslosigkeit, Frauendiskriminierung, die prekäre Situation von Migrantinnen und Migranten, Gewinnanhäufung bei den großen Unternehmen und stagnierende Löhne bei der Masse der Beschäftigten als notwendigen Preis zu deklarieren, den eine Wohlstandsgesellschaft für die Sicherung wirtschaftlicher Konkurrenzfähigkeit zu zahlen hat. Vor allem wird, um die Verlagerung von einheimischen Arbeitsplätzen ins Ausland zu legitimieren, immer wieder das Menetekel „Globalisierung" an die Wand gemalt. Dass geschieht auch in Ländern, die wie etwa Deutschland oder die Schweiz, relativ wenig in globale Transaktionen involviert sind - die Internationalisierung der Wirtschaft spielt sich hier eher im europäischen Rahmen ab.

Aber selbst in den USA, die nun wirklich zu den „global players" gehören, werden soziale Disparitäten, die in der US-amerikanischen Gesellschaftsstruktur ihren Ursprung haben, mit ökonomischen Zwängen in Zusammenhang gebracht, die scheinbar von außen kommen. Suzanne Berger hat in ihrem Aufsatz „Globalisierung und die Zukunft der Arbeit" (2000) anhand empirischer Daten dargelegt, welche Funktion die Strategie hat, die staatliche Verantwortlichkeit für soziale Ungleichheitslagen im eigenen Land auf externe Mächte zu projizieren.

Berger legt als Erstes dar, dass eine Analyse der Entwicklung, welche die US-amerikanische Wirtschaft in den letzten zwanzig Jahren durchlaufen hat, die verbreitete Annahme widerlegt, Arbeitsplätze gingen automatisch durch Automatisierungsmaßnahmen verloren, mit denen angeblich auf Globalisierungsprozesse reagiert werden muss. (Berger 2000, 88) Zum Zweiten rückt sie problematische Prognosen über die Zukunft der Arbeit zurecht, in denen behauptet wird, der Menschheit gehe im Zuge von Automatisierungsprozessen die Arbeit aus. (ebd., 89) Sie verwahrt sich insbesondere gegen Vorschläge von Vivianne Forrester, für die das Verschwinden markvermittelter Arbeit durch Technisierung nicht mehr aufzuhalten ist. Angesichts dieser Tatsache, so meint Forrester, sei es sinnvoll, das Problem „Erwerbslosigkeit" zu verabschieden und sich neuen Fragen zuzuwenden, etwa der Vision von einem guten Leben ohne Beschäftigungsverhältnisse für alle Menschen dieser Welt. (Forrester 1956, 195) Berger warnt:

„Wenn wir an die falschen bösen Geister glauben, wird es uns nicht gelingen, den politischen Willen und die Ressourcen zu mobilisieren, um jene Probleme anzugehen, die inmitten der prosperierendsten Gesellschaften, welche die Geschichte je gesehen hat, großes und wachsendes menschliches Elend hervorrufen." (Berger 2000, 89)

Der Zeitabschnitt, den Berger in ihrer Analyse des Arbeitsmarktes unter die Lupe nimmt, umfasst die beiden letzten Dekaden, in denen in den USA moderne Informationstechnologien in den Fabriken und Dienstleistungsbetrieben mit einem rasanten Tempo eingeführt wurden. Zu den wichtigsten Ergebnissen der Studie gehört der Befund, dass diese technologische Veränderung und die durch sie hervorgerufene Umstrukturierung auf dem Arbeitsmarkt nicht zu einer zahlenmäßigen Verringerung der Arbeitsplätze geführt haben. Berger kommentiert:

„In der Zeitspanne von 1975 bis 1997 wurden in den Vereinigten Staaten 42 Millionen neue Arbeitsplätze geschaffen. Sogar 1998, in einem Jahr, in dem die asiatische Finanzkrise und das verlangsamte Wachstum der Weltwirtschaft außerhalb Europas den amerikanischen Export reduzierten, was zu einem deutlichen Rückgang der Beschäftigung im produzierenden Gewerbe führte, betrug das Nettowachstum bei der Zahl der Arbeitsplätze noch immer fast drei Millionen (New York Times 1999)." (ebd.)

Die Effekte der Technologisierung sind sehr viel komplexer und widersprüchlicher als es die Katastrophenszenarien vom Schrumpfen der Erwerbsarbeit nahe legen. Es kam zwar zu Umstrukturierungen im Beschäftigungssystem, weil neue Qualifikationsanforderungen und neue Branchen den Zugang zum Arbeitsmarkt bestimmten. Aber mit dem Ansteigen der Arbeitslosenzahlen ist nur die eine Seite solcher Umstrukturierungen benannt. Es entstand auch eine große Zahl von gut bezahlten neuen Arbeitsplätzen für Angestellte und Fachkräfte in der Produktion, welche die erforderlichen Kenntnisse im Bereich der modernen Informations- und Kommunikationstechnologie vorweisen konnten. Gleichzeitig wuchs das Angebot von gut bezahlten Stellen im Dienstleistungssektor. Es vergrößerte sich allerdings ebenso die Zahl der schlecht bezahlten Jobs; und arbeitslos wurden (oder blieben) diejenigen, welche nicht die notwendigen Ausbildungsvoraussetzungen für die neuen Arbeitsplätze hatten. Mit Rekurs auf die verbreitete wirtschaftswissenschaftliche Prämisse, dass es einen Zusammenhang zwischen einem sich verlangsamenden Produktionszuwachs und einem technischen Fortschritt mit Rationalisierungsfolgen gibt, zieht Berger den folgenden Schluss:

„Falls diese Hypothese (...) zutrifft, hätte das sehr beachtliche Auswirkungen auf die Arbeitsplätze. Dies würde bedeuten, dass wahrscheinlich auch in Zukunft der explosionsartige Zuwachs bei den hochbezahlten Arbeitsplätzen für ausgebildete Arbeitskräfte anhält und dass diese Arbeitskräfte nicht ohne weiteres durch automatisierte Prozesse oder durch schlecht ausgebildete Techniker in den Entwicklungsländern zu ersetzen sind." (ebd., 96)

Die wirklichen Probleme, die sich in den Vereinigten Staaten durch das Anwachsen von Armut und die Ausweitung sozialer Ungleichheitslagen geltend machen, sind - so Bergers Argumentation - nicht so ohne weiteres mit Technikentwicklung oder Globalisierung in Verbindung zu bringen. Die Ursachen liegen zunächst einmal im Klassencharakter der US-amerikanischen Gesellschaft, der sich deutlich daran ablesen lässt, dass es vehemente soziale Unterschiede im Zugang zu Bildung und Ausbildung gibt. Von Arbeitslosigkeit betroffen sind ältere Fabrikarbeiter, die nicht mehr in der Lage sind, ihre Kenntnisse den neuen computergestützten Produktionsanlagen durch Um-

schulung anzupassen. Sie lassen sich auf dem Arbeitsmarkt nicht mehr in andere Stellen vermitteln - jedenfalls nicht mehr in solche mit annähernd gleich hohem Verdienst. Am stärksten benachteiligt sind diejenigen Bevölkerungsschichten, die aus schulischen, akademischen und anderen beruflichen Qualifikationsprozessen wegen der Bildungsferne ihres Herkunftsmilieus oder aus Gründen ethnischer Diskriminierung ausgegrenzt sind. Kaum Karrierechancen haben Frauen - es sei denn, sie haben mit exzellentem Abschluss ein Elite-College absolviert. Und besonders aussichtslos ist die Berufssituation für eine bestimmte Gruppe junger Frauen, nämlich für die große Zahl der allein erziehenden Mütter.

Berger fragt am Schluss ihres Aufsatzes noch einmal, ob die Globalisierung der Grund für die Unfähigkeit der Nationalstaaten ist, gesellschaftlichen Ungleichheitslagen durch sozialpolitische Maßnahmen entgegenzuwirken. Sie verneint diese Frage und gibt die folgende Antwort:

„Wir wissen bereits, dass sogar in einem Zeitalter der gewaltig vergrößerten Mobilität des Kapitals die Regierungen noch immer über beträchtliche Möglichkeiten verfügen, unterschiedliche politische Maßnahmen zu verfolgen. Die wirklichen Hindernisse bei der Lösung der von mir skizzierten Probleme liegen nicht so sehr in den durch die Weltwirtschaft auferlegten Begrenzungen. Sie liegen im fehlenden politischen Willen und im Versagen der politischen Organisationen." (ebd., 98)

Es kommt aber auch kein Druck aus der Gesellschaft. Diejenigen, die zur Wahl gehen, gehören zu den „happy few", die kein Interesse an einer Umverteilung von Einkommen haben. So kann es die Regierung bei den Aktivitäten eines eher schlecht als recht funktionierenden Fürsorgewesens belassen. Berger fordert ein, die Gewinne der Prosperität umzuverteilen. Das wäre ihrer Meinung nach die einzig angemessene Reaktion auf soziale Ungerechtigkeit. Aber sie sieht wenig Bereitschaft in der amerikanischen Gesellschaft, ein solches Reformprojekt um der Sicherung des sozialen Friedens willen in Angriff zu nehmen. Ihr Resümee klingt bitter:

„Wenn ich mir die politische Landschaft der Vereinigten Staaten anschaue, fällt es mir schwer, diejenigen Kräfte zu identifizieren, die möglicherweise eine neue politische Verpflichtung eingehen könnten, diese Probleme anzugehen. Zwischen den entlassenen Fabrikarbeitern mittleren Alters mit mittlerem Einkommen und den schwarzen Teenagers, die von Sozialfürsorge leben, wird wohl kaum eine spontane Interessenkoalition entstehen. Auch kann ich mir die Gewerkschaften oder Parteien nicht vorstellen, die begierig darauf sind, sich in diesem Sinne zu engagieren. Der einzige Bereich, in dem Anzeichen von Bewegung zu entdecken sind, die gefährlich genug sind, um die Aufmerksamkeit von führenden Geschäftsleuten und Politikern zu erregen, ist die Handelspolitik. Die wachsende Woge des Protektionismus ist eine Manifestation von Ängsten und Sorgen, die ihren Ursprung in der neuen Ökonomie haben. Aber da die Politiker darauf drängen, diese Bewegung anzuführen, werden sie die Probleme, die sie erzeugen, wahrscheinlich vergessen." (ebd., 99)

Die deutschen Verhältnisse sind sicherlich mit den US-amerikanischen nicht unmittelbar vergleichbar. Aber es gibt Diagnosen, die ebenfalls darauf hindeuten, dass nicht „Globalisierung" die bei uns vorhandenen Phänomene sozialer Ungleichheit hervor-

ruft, sondern Mechanismen gesellschaftlicher Schichtung, in denen sich Geschlecht, Bildung, soziales und kulturelles Herkunftsmilieu geltend machen. Die Sozialstrukturdaten von Rainer Geißler aus dem Jahre 1994 haben sich nur geringfügig verändert. (Geißler 1994,19ff.) Und Friederike Maier hat in ihren Schriften überzeugend dargelegt, in welcher Weise neoliberalistische Wirtschaftspolitik zur Benachteiligung von Frauen führt. (Maier 2000) Der Zusammenhang von Arbeit und Geschlecht hat an Brisanz für die Analyse von sozialen Ungleichheitslagen eher zu- als abgenommen.

Ich komme zum zweiten Punkt der Ethnozentrismuskritik, die eindeutiger auf Europa gemünzt ist. Die Verdrängung der Tatsache, dass die Entwicklung von Zivilgesellschaften in Europa mit sozialen Disparitäten erkauft wurde, hat eine lange Geschichte. Die Moderne nach westlichem Muster ist von Anbeginn mit der Diskrepanz zwischen den demokratischen Ansprüchen der europäischen Aufklärung und der realen Unterdrückung von nicht bürgerlichen Klassen, Frauen, anderen Kulturen und Kolonien belastet. Die Erklärung der Menschenrechte, ein unbestreitbarer und unverzichtbarer historischer Fortschritt, blieb in und außerhalb Europas partikular. Hier setzt Enrique Dussel mit seiner Analyse geopolitischer Mythenbildung ein. In seinem Aufsatz „Beyond Eurocentrism. The World System and the Limits of Modernity" (1998) vertritt er die These, dass die Tendenz der europäischen Zentren, sich für den Nabel der zivilisierten Welt und für die Ursprungsquelle der Moderne zu halten, einem Exklusivitätsparadigma aufsitzt, das den Blick auf die Weltgeschichte trübt.

„(...) the Eurocentric paradigm (in opposition to the world paradigm) has imposed itself not only in Europe and the United States, but in the entire intellectual realm of the world periphery. The chronology of this position has its geopolitics; modern subjectivity develops partially, according to the Eurocentric paradigm, from the Italy of the Renaissance to the Germany of the Reformation to the France of the French Revolution; throughout, Europe is central. The 'pseudo-scientific' division of history into Antiquity (as antecedent), the Medieval Age (preparatory epoch), and the Modern Age (Europe) is an ideological and deforming organization of history." (ebd., 4)

Die politischen Probleme, die sich heute im Kampf der verschiedenen Weltkulturen auftürmen, machen deutlich, wie tief die Wunden gingen, welche dieser simplifizierende Reduktionismus schlug. Denn im Eurozentrismus geht nicht nur unter, dass es vor unserer Moderne andere Hochburgen der Zivilisation gegeben hat - z.B. die osmanisch-muslimischen Kulturzentren, Indien und China. Er macht auch vergessen, dass die Europäische Moderne in ihrer Entstehung keineswegs unabhängig von ihrer „Peripherie" war: von den Handelsbeziehungen mit Portugal, Spanien, Flandern, England, Lateinamerika, der Karibik und Osteuropa ist nicht zu abstrahieren.

Die europäische Moderne zu verstehen, bedeutet für Dussel zweierlei: zum einen zu reflektieren, dass diese Entwicklung sich einem „Management" verdankt, genauer: einer hegemonialen Strategie, welche die Pole „Peripherie" und „Zentrum" geopolitisch konstruierte. An dieser Konstruktion waren europäische Philosophen, eine Kette von „Abendländlern", die von Platon bis zu Heidegger reicht, ebenso beteiligt wie politische Eliten und ökonomische Interessengruppen, die auf Dominanz aus waren. Zum

anderen ist Eurozentrismus im Zusammenhang mit kapitalistischen Expansionsbestrebungen und auf Effizienz ausgerichteten Rationalisierungsschüben zu sehen.

„The 'rationalization' of political life (bureaucratisation), of the capitalist enterprise (administration), of daily life (Calvinist asceticism or puritanism), the decorporalization of subjectivity (with alienating effects on living labor...), the nonethicalness of every economic or political gestation (understood only as technical engineering, etc.), the suppression of practical-communicative reason, now replaced by instrumental reason, the solipsistic individuality that negates the community and so on, are all examples of the diverse moments that are negated in this *simplification*, apparently necessary for the management of the centrality of a world-system that Europe found itself in need for perpetually carrying out." (ebd., 16)

Die wechselseitige Durchdringung von Kapitalismus, bürokratischer Rationalisierung und technologischer Expansion wurde von einigen westlichen Sozialwissenschaftlern der Gegenwart zwar kritisch untersucht - exemplarisch sei Max Weber genannt. Und auch die psychischen Kosten des „Fortschritts" waren - etwa bei Freud - Gegenstand von kulturkritischen Analysen. Aber nur wenige - Ausnahmen sind z.B. Marx, Rosa Luxemburg, Foucault und Vertreterinnen der feministischen Postmoderne wie etwa Donna Haraway - übersteigen in ihrer scharfsinnigen Zeitdiagnostik den europäischen Horizont. Auch die neue Welle der Aufklärungskritik, die mit der Postmoderne aufkam, geht nach Meinung Dussels über den europäischen Gesichtskreis nicht hinaus. Zudem ist ihm die dort geführte Auseinandersetzung zu partikular. Er fordert, dass *alle* von ihm benannten Destruktivkräfte der Moderne in einer kosmopolitischen Perspektive thematisiert werden müssen, „and not only a few, as Habermas imagines". (ebd., 17)[4] Dabei geht er davon aus, dass das auf Weltherrschaft drängende kapitalistische System an seine Grenzen gestoßen ist. Die Menschheit setzt sich selbst aufs Spiel, wenn sie das nicht bedenkt. Dussel erörtert drei Krisenerscheinungen, in welchen die zerstörerischen Effekte von Globalisierungsprozessen nach westlichem Muster sichtbar geworden sind:

Die ökologische Zerstörung des Planeten schreitet voran. Die kapitalistische Produktions- und Wirtschaftsweise hat von Anbeginn natürliche Ressourcen lediglich unter dem Gesichtspunkt ihrer Ausbeutbarkeit, nicht aber unter dem Aspekt ihrer Bewahrung für zukünftige Generationen betrachtet. Die Ressourcen werden weiter ausgeschöpft, ohne dass sich Appelle durchsetzen können, diesen Raubbau zu stoppen. (ebd., 19)

Seit der Moderne besteht die Gefahr, die Grundlage sozialen Zusammenhalts - die lebendige Arbeit - verkümmern zu lassen. Mit der Globalisierung wächst eine Tendenz, die dem Kapitalismus immer schon innewohnte: die Tendenz zur Ausbeutung dieser scheinbar unversiegbaren Quelle gesellschaftlichen Reichtums. Mit der Ersetzung von Arbeit durch Technik ist der Raubbau an menschlichen Kräften nicht gebannt. Während einige vom technischen Fortschritt profitieren, geraten andere durch den Bedeutungsverlust von körperlicher Arbeit ins Elend. Armut, die weltweit ansteigt, ist jedoch eine Grenze des Kapitalismus. Unmittelbar an Marx anknüpfend, schreibt Dussel: „Accumulation of wealth at one pole is, therefore, at the same time accumulation

of misery, the torment of labor, slavery, ignorance, brutalization and moral degradation at the opposite pole..." (ebd., 20)

Die Moderne ist selbstdestruktiv, weil in ihrem Horizont nicht bedacht wird, dass sich ganze Kontinente auf Dauer nicht unterdrücken lassen. Gegenwehr zu unterschätzen und auf hegemoniale Macht zu setzen, ist ein Zeichen mangelnder politischer Selbstbesinnung. (ebd., 21)

Dussel formuliert die Kritikpunkte, in denen es ihm zentral um das Schicksal „lebendiger Arbeit" geht[5], ohne der sozialen Ungleichheit zwischen den Geschlechtern Rechnung zu tragen. Wenn aber von der Zerstörung menschlicher Potentiale durch Pauperisierung die Rede ist, dann sollte auf die Feminisierung der Armut hingewiesen werden. Und wenn Arbeit durch ihre kapitalistische Verwandlung in eine Ware verdinglicht wird, dann muss Frauenarbeit in ihrer besonderen Gefährdung thematisiert werden. Als *„Ensemble divergenter Tätigkeiten"*[6] enthält sie Arbeitsformen, an denen mehr als nur die materielle Reproduktion der Gesellschaft hängt. Dussel denkt an das körperlich-sinnliche Tätigsein in der Industrie. Aber „lebendige Arbeit" hat eine umfassendere Bedeutung. Schon die Erweiterung dieses Begriffs um Hausarbeit bringt andere Komponenten des emotionalen Einsatzes ins Spiel. Wie viel mehr noch tun dies Versorgungs- und Sozialisationsarbeit, die sinnliche und mentale Vitalität ausstrahlen müssen, um Lebendigkeit erzeugen und erhalten zu können. Die sozialen Einwirkungen auf „lebendige Frauenarbeit" im Spannungsfeld von Praxen, die oppositionellen Formbestimmungen unterliegen, sollen darum in geschichtlicher und aktueller Perspektive im Mittelpunkt der folgenden Überlegungen stehen.

Friktionen und gemischte Gefühle: Resultate eines historischen Umbruchs

Industrialisierung und Frauenarbeit

Ich setze noch einmal mit meiner Ausgangshypothese ein: In den Unwägbarkeiten, mit denen Frauen aus der BRD in der Planung ihrer Arbeitsbiografien konfrontiert sind, wirkt ein historischer Umbruch nach, der mehr als ein Jahrhundert zurückliegt. Es ist die industrielle Revolution mit der Durchsetzung der kapitalistischen Wirtschaftsweise und ihren Begleiterscheinungen, die den Grundstein für das gelegt hat, was wir heute als Vereinbarkeitsproblematik von Familien- und Berufsorientierung bezeichnen. Mit der Entstehung der großen Fabriken, dem öffentlichen Verwaltungsapparat und den Dienstleistungsbetrieben kam es zu einer Trennung von markvermittelten Arbeitsstätten und privaten Lebenswelten. Lohnarbeit wurde zur Existenzsicherung des Großteils der Bevölkerung. Produktions-, Distributions- und gewerbliche Reproduktionssphären auf der einen und Konsumtions- sowie privater Reproduktionsbereich auf der anderen Seite traten auseinander. Lohnabhängige wurden massenhaft von der Industrie aufgesaugt, und ein Heer von Angestellten ging in den Städten ihrer Arbeit nach.

Der Anteil von Frauen an der Erwerbsbevölkerung stieg rapide. Das löste die sogenannte „soziale Frage" aus, hinter der sich ein gesellschaftliches Dilemma verbarg, das zu einem „Frauenproblem" umgemünzt wurde: Führte außerhäusliche Frauenarbeit, von der auch Mütter erfasst wurden, nicht zum Untergang der Familie? Und wurde nicht mit dem Zerfall dieser „Keimzelle von Kultur und Gesellschaft" der ganze soziale Zusammenhalt zerstört?

Karin Hausen (1980) pointiert die sozialpolitische Programmatik, die hinter diesen Fragen steckt. Die Privatsphäre soll als Schonraum dienen, in dem sich die negativen Folgen der Industriearbeit auffangen lassen. Gleichzeitig werden namentlich der Familie die Erziehungsaufgaben aufgebürdet, welche die neue Wirtschaftsweise einfordert: Einübung in Gehorsam, Disziplin, Verlässlichkeit. Für die Sozialisation, in der solche Tugenden erworben werden können, werden in erster Linie die Mütter verantwortlich gemacht. Die psychosoziale Versorgung der Angehörigen durch Hausarbeit, die ebenfalls als Zuständigkeitsbereich des weiblichen Geschlechts betrachtet wird, soll zudem ein Familienklima schaffen, in der Regeneration und Reproduktion der Arbeitskraft gewährleistet sind. Die kapitalistisch-bürgerliche Gesellschaft bezieht ihr „Humankapital" also aus häuslicher Frauenarbeit. Finanziert werden soll sie über den Lohn des Ehemannes; als eigenständige Leistung im Dienste der Gesellschaft wird sie nicht honoriert. Damit Frauen den häuslichen Pflichten mit vollem Einsatz nachkommen können, wird ihnen nahe gelegt, auf bezahlte Tätigkeiten zu verzichten. Ein solches Modell lässt sich nur realisieren, wenn es gelingt, die Frauen vom Arbeitsmarkt fern zu halten. „So wie für den Mann die Familie, so soll für die Frau die Berufswelt sekundär bleiben." (ebd., 350f.) Die Konstruktion von „Geschlechtscharakteren" flankiert diese Vorstellungen einer sexuierten Rollenverteilung. Anthropologisch fixierte „Wesensmerkmale" von „Weiblichkeit" und „Männlichkeit" legitimieren die von oben verordneten Prioritätensetzungen. (Hausen 1976)

Diese Programmatik ließ sich nicht realisieren: Frauen strömten massenhaft in die Fabriken, Dienstleistungsbetriebe und Verwaltungen. Und doch ging die Rechnung in einer bestimmten Hinsicht auf: Frauen aller Schichten und Klassen übernahmen, ob erwerbstätig oder nicht, unentgolten die Verantwortung für den Haushalt. Das ist eine der Dimensionen, die Hedwig Dohm „Versämtlichung" nannte: Alle Angehörigen der weiblichen Genus-Gruppe werden der Normierung unterworfen, dass Frauen Hausfrauen zu sein haben. Die gesellschaftliche Vereinnahmung beider Formen von Frauenarbeit - der marktvermittelten wie der häuslichen - setzte sich durch. Die eine wurde schlechter entlohnt als Männerarbeit, die andere gar nicht bezahlt.

Die doppelte Vergesellschaftung von Frauen – ein Diskontinuitätsfaktor

Seit der Weimarer Republik können wir beobachten, dass die Zahl von berufstätigen Frauen stetig zunimmt. Ihre Erwerbsquote lag 1998 bei 63%. Die steigenden Bildungsaspirationen von weiblichen Jugendlichen zeigen, dass ihre Lebenslaufplanung arbeits-

marktbezogen ist. Die statistischen Angaben über Eheschließungen dokumentieren des Weiteren, dass zwar in den letzten Jahren die Zahl der Eheschließungen in der BRD sinkt, aber deswegen noch nicht von einer Erosion der Familienorientierung gesprochen werden kann.[7] Eine wichtige Prämisse der bürgerlichen Familie hat sich nämlich bis heute erhalten: Hausarbeit und die Versorgung kleiner Kinder fallen nach wie vor in den Verantwortungsbereich von Frauen - welche Form des Zusammenlebens Paare auch immer wählen. Ich gehe also davon aus, dass die Arbeitskraft von Frauen der Gesellschaft doppelt zur Verfügung steht: im Erwerbssystem und im privaten Reproduktionsbereich. Diese zweifache Orientierung wird in familialen Sozialisationsprozessen und in der Ausbildung angebahnt. Frauen erwerben ein vielschichtiges Arbeitsvermögen, das sie in private und öffentliche Tätigkeitsfelder einbringen. Diese Zweigleisigkeit in der Eingliederung von Frauen ins soziale System bezeichne ich mit dem Begriff „doppelte Vergesellschaftung". Man sollte meinen, das impliziere auch doppelte Anerkennung. Paradoxerweise ist das Gegenteil der Fall: Der Wert der Hausarbeit geht in einer am Markt und an Profit orientierten Wirtschaft im „bloß Privaten" unter; im Erwerbssystem sind Frauen Arbeitskräfte zweiter Klasse. Frauenarbeit wird in all ihren Formen nicht angemessen honoriert.[8] Das verweist auf einen Strukturwiderspruch der modernen Gesellschaft: Die beiden sozialen Bereiche, die reziprok aufeinander angewiesen sind, werden auseinander gerissen und hierarchisiert. Marktvermittelte Arbeitsfelder haben gegenüber häuslichen, die mit „Weiblichkeit" assoziiert werden, ein größeres soziales Prestige; und Männerarbeit, überwiegend auf berufliche Praxis beschränkt, wird höher bewertet als private und professionelle Frauenarbeit.

Die Trennung von häuslicher Praxis und Erwerbstätigkeit, die im Ensemble „Frauenarbeit" verknüpft sind, bringt Friktionen in weibliche Lebenszusammenhänge. Die individuellen Prioritätensetzungen zwischen Familien- und Berufsorientierung in den verschiedenen Phasen des weiblichen Lebenslaufs können quer liegen zu Gewichtungen, die gesellschaftlichen Normen entsprechen. So hat z.B. im traditionellen Bewusstsein Kinderversorgung Vorrang vor Karriere. Das führt in Arbeitsbiografien von Frauen zu Umwegen in der Familien- und Berufsplanung: Familiengründung wird zugunsten einer Ausbildung zurückgestellt. Oder: in den Phasen, in denen Nachwuchs zu betreuen ist, können Mütter nicht in gleicher Weise Karrierewünsche verfolgen wie Väter. Männer, die arbeitspolitisch immer noch als die Haupternährer der Familie angesehen werden, kommen schneller zu höherem Einkommen, Amt und Würden als Frauen. Schon die Ausbildungsgänge von Mädchen sind weniger gradlinig, vor allem, wenn sie sich nicht in die wenigen Ausbildungsberufe drängen lassen wollen, die als „typisch weiblich" gelten. Ist der Einstieg in den Arbeitsmarkt gelungen, tauchen erneut Barrieren auf, wenn es um Aufstieg geht. Spitzenpositionen sind weniger von Frauen besetzt als von Männern. Reale Doppelbelastung und ideologische Verweise auf Familienverpflichtungen machen den Angehörigen der weiblichen Genus-Gruppe zu schaffen. Für Männer gibt es diesen „glassceiling"-Effekt nicht: „Geschlecht" ist für sie kein Hinderungsgrund, in der beruflichen Stufenleiter nach oben zu klettern.

Jede Unterbrechung im Erwerbsleben bringt Schwierigkeiten beim Versuch des Wiedereinstiegs mit sich: Qualifikationsverlust, Arbeitsplatzwechsel, neue Team-Zusammensetzung. Unter der Zusatzbelastung von Hausarbeit können schon minimale Veränderungen zum Problem werden: Es stehen wenig Kraftreserven zur Bewältigung von Umstellungen zur Verfügung, durch die Routinen auf allen Ebenen zu Bruch gehen.

Mit dem Hinweis auf Doppelbelastung und berufliche Diskriminierung sind jedoch die Dilemmata noch nicht hinreichend gekennzeichnet, die dem Ensemblecharakter von Frauenarbeit inhärent sind. Durch die Trennung von Privatsphäre und marktvermittelter Arbeitswelt entstehen für Frauen, die sich in beiden sozialen Räumen bewegen, zwei Spannungsfelder. Die beiden Tätigkeiten, die von ihnen im Alltag verknüpft werden, unterliegen zum einem divergenten Organisationsformen und nicht übereinstimmenden inhaltlichen Zielsetzungen. Jeder Praxisbereich ist darüber hinaus auch in sich widersprüchlich strukturiert. Das wird im Folgenden näher auszuführen sein. Nur so viel vorweg: Frauen stecken in einer doppelten Zwickmühle. Auf keine der beiden Optionen - Versorgungsarbeit im Rahmen privater Beziehungen zu übernehmen und an der Öffentlichkeit durch honorierte Arbeit zu partizipieren - kann so ohne Weiteres verzichtet werden. Sich nur für einen der beiden Bereiche zu entscheiden wird nämlich durch den Umstand erschwert, dass die Polarisierung von privater und öffentlicher Sphäre sich in beiden als Mangel bemerkbar macht. An dem einen Arbeitsplatz wird genau das als positiv gewertet, was am anderen fehlt. Erst durch die Kombination der zwei divergenten Arbeitsformen können Frauen realisieren, was sich in ihrer Lebensplanung an Bedürfnissen nach beiden Seiten Bahn gebrochen hat: die Aktivierung ihres Arbeitsvermögens in den eigenen vier Wänden, die jedoch weniger gesellschaftliche Anerkennung verspricht als die bezahlte Tätigkeit, und die Entäußerung von professionellen Fähigkeiten in der Außenwelt, die aber weniger emotional verbindliche Bindungen zulässt als der Privatbereich. Ehe ich diese Dilemmata auf einer strukturellen Ebene erläutere, möchte ich sie in konkreten Erfahrungen von Frauen zur Sprache bringen. Ich habe drei Studien ausgewählt, in denen Frauen über ihre Zerreißproben im Wechsel von Familien- und Berufsarbeit berichten. Die Befragten, die im Folgenden zu Wort kommen, gehen ganz unterschiedlichen Beschäftigungen nach. Sie sind als Akkordarbeiterinnen, als Verkäuferinnnen und als Programmiererinnen tätig. Aber ein Phänomen hält sich bei allen Erfahrungsberichten durch: auf objektive Widerspruchsstrukturen in beiden Praxisfeldern und auf Konflikte, die aus deren Gegenläufigkeit resultieren, wird mit Ambivalenz reagiert.[9]

Frau B., eine Akkordarbeiterin, erzählt: „In der Fabrik wird man früh alt!" Obwohl sie unter dem Verschleiß durch die Fabrikarbeit leidet, kann sie sich nicht vorstellen, nur Hausfrau zu sein. Sie liebt ihre kleine Tochter und hat auch ein gutes Verhältnis zu ihrem Ehemann. Aber sie sagt: „Also, wenn ich jeden Tag zu Hause bleiben müsste, ohne meine Kolleginnen, ohne das Gefühl, eine gute Arbeiterin und Mitarbeiterin zu sein, dann würde mir die Decke auf den Kopf fallen." Sie hasst den Zeitdruck und den Stress in der Fabrik. Die Erfahrung jedoch, dass sie ihre Arbeitsleistung an den Vorga-

ben des Akkords einschätzen kann, stärkt ihr Selbstbewusstsein. Es ist ein befriedigendes Gefühl, die von ihr in einer Schicht erwartete Stückzahl zu schaffen. Sie kommentiert: „Wissen Sie, ich kann sehen, was ich produziert habe. Ich kann meine Leistung mit der Leistung von den anderen messen - zu Hause kommt keiner und erkennt das an, was ich gemacht habe. Du machst die Wohnung sauber, und nach einiger Zeit ist sie wieder dreckig - alles wie umsonst. Die Trafos für die Fernsehapparate, die ich schachtele, die halten. Die werden gebraucht." Zu schaffen macht ihr die Unverträglichkeit von Anforderungen im Akkord: „Da soll man eine unmöglich hohe Stückzahl schaffen, aber gleichzeitig gute Arbeit leisten." Sie kritisiert die Geschlechterhierarchie im Betrieb: „Alle unsere Vorarbeiter und Meister sind Männer. Ich denke, das ist nicht in Ordnung. So kompetent wie die bin ich auch." Wenn ihr Mann vorschlägt, einen neuen Fernseher zu kaufen, trifft sie die Entscheidung; „Fernseher - das ist meine Angelegenheit!" An der Hausarbeit schätzt sie das größere Maß an Selbstbestimmung: „Wenn ich die Wäsche da sehe, kann ich sagen: Ach, heute hab' ich keine Lust. Das mach ich morgen. Im Werk geht das nicht. Da darf nichts liegen bleiben. Andererseits: Wenn ich die Halle verlasse, ist alles erledigt. Die Schicht ist dann wirklich zu Ende. Wenn ich nach Hause komme und die unerledigten Sachen sehe, dann denke ich: wenn du das jetzt nicht machst, gerät dir der Haushalt aus dem Ruder. Hausarbeit hört nie auf." Besonders schwierig findet sie es, vom Akkordtakt auf die Zeitbedürfnisse des Kindes umzuschalten. „Da wartet die schon: 'Mama, spielst Du jetzt mit mir? Aber nicht nur ganz kurz!'". Es ärgert sie, dass sie für den Haushalt stärker verantwortlich ist als ihr Mann. Dass die Hausarbeit zwischen ihnen nicht gleich verteilt ist, führt oft zu Konflikten. Sie erzählt: „Ich koche abends noch eine Suppe, damit er und die Tochter was zu essen haben, wenn meine Mutter mittags nicht kommen kann und ich auf Schicht bin. Und dann hat er die Suppe anbrennen lassen. Das nächste Mal habe ich einen Zettel geschrieben und neben den Herd gelegt: „Bitte rühren, rühren!"

In Berichten von Verkäuferinnen stoßen wir auf ähnliche Problemlagen: Auch für sie verkörpern Verschleiß und Zeitdruck am vehementesten, was „Stress" heißt. „Wenn ich nach Hause komme, bin ich so erschöpft, dass ich eigentlich Zeit zum Ausruhen brauchte. Aber dann sind da mein Mann und mein Kind. Und die wollen versorgt sein. Also frage ich mich, ob ich mich nicht lieber nach einem Teilzeitjob umsehen sollte", sagt eine. Der Zeitdruck geht einher mit anderen Belastungen. „Und dann der lange, lange Arbeitstag. Wenn wir wenigstens eine vernünftige Pausenregelung hätten ... Den ganzen Tag muss ich stehen und das bei der miserablen Belüftung." Ist es das Geld, das den Verkäuferinnen fehlen würde, wenn sie die Erwerbsarbeit an den Nagel hängten? Sicherlich, aber etwas anderes würden sie ebenfalls vermissen: Die Interaktion und die Kommunikation mit den Kunden. Das hält sie bei der Stange. „Etwas für sie zu finden, was man wirklich empfehlen kann und was ihnen dann auch gefällt, das macht richtig Spaß!" erzählt eine andere. Der Spaß vergeht ihr allerdings, wenn Kunden ungeduldig und unfreundlich sind: „Es ist gar nicht so leicht, entgegenkommend zu bleiben gegenüber Leuten, die einfach unverschämt sind." Zu schaffen macht die

Verpflichtung, möglichst viel zu verkaufen: „Da redet man schon mal einem Kunden zu, etwas zu kaufen, was ihm gar nicht steht. Das ist echt unerfreulich." Das Familienleben steht im Zentrum, aber dort ist fachlicher Rat und Umgang mit fremden Menschen nicht gefragt. Und das sind Qualifikationen, auf die Verkäuferinnen stolz sind.

Auch Programmiererinnen betonen durchgängig neben den befriedigenden Aspekten ihrer Berufstätigkeit deren Schattenseiten. Einerseits sind sie stolz darauf, einen kreativen Beruf auszuüben. Anderseits lassen sich die ihnen abverlangten Zielsetzungen nur mit Mühe vereinbaren: Die Programme, die sie entwerfen, müssen sowohl funktional im Sinne von technischen Regeln und algorithmischen Voraussetzungen sein, als auch verbraucherfreundlich. Beides ist unter Zeitdruck oft kaum zu schaffen. Sie schätzten es, im Team zu arbeiten, haben jedoch ständig Angst davor, dass ihre Fähigkeiten angesichts der rasanten technischen Entwicklung veralten könnten. Sie fürchten sich davor, vielleicht irgendwann mit der jüngeren Generation, die auf dem neuesten Stand der Computerwissenschaft ist, nicht Schritt halten zu können. Gute Kooperationserfahrungen und Konkurrenzdruck liegen nahe beieinander. Im Kontrast zur Privatsphäre konturieren sich die angenehmen und die belastenden Seiten ihrer Karriere noch einmal anders. Programmiererinnen haben Gefallen an den logisch anspruchsvollen Aufgaben, die ihnen abverlangt werden. Aber sie sind auch verunsichert: Sie haben das Gefühl, als würde bei der Arbeit am Computer ihr Körper fragmentiert - ausschließlich der Kopf, die Augen und die Hände scheinen zu zählen. Nur in ihrer Partnerschaft scheinen sie sich als „richtige" Frau zu erfahren. Und eines weiteren Problems werden sie sich im Vergleich zwischen privaten Beziehungen und fachlichen Verkehrsformen bewusst: der Versuchung, Konflikte in der Familie wie Computerprobleme angehen zu wollen, d.h. sie durch Rückgriff auf die dort üblichen logischen Operationen zu bewältigen. Dieser Sog wird von den interviewten Programmierern nicht benannt.

In allen Fällen wird deutlich, dass Frauen auf die Gleichzeitigkeit von Gewinn- und Verlusterfahrungen in beiden Bereichen - der privaten Lebenswelt und der öffentlichen Arbeitswelt - mit Ambivalenz reagieren. Aus den Arbeitserfahrungen wird jedoch nicht unmittelbar einsichtig, auf welche widersprüchlichen gesellschaftlichen Strukturzusammenhänge sich die „gemischten Gefühle" zurückführen lassen. Das tritt erst zu Tage, wenn wir die Ebene der Erfahrungen verlassen und auf einer Metaebene mit den Mitteln wissenschaftlicher Reflexion deren gesellschaftlichen Hintergrund analytisch rekonstruieren.

Widerspruch und Ambivalenz: die objektive und subjektive Seite einer sozialen Dissonanz

Ich komme auf das Entscheidungsdilemma von Frauen im Spannungsfeld von Familie und Beruf zurück. Es beruht - wie bereits gesagt - auf einer problematischen Dissoziation. Das Private und das Öffentliche sind „an sich" zwei gleich notwendige Elemen-

te gesellschaftlicher Reproduktion; sie machen in einer gesamtgesellschaftlichen Perspektive nur in ihrer Einheit Sinn. Aber diese Reziprozität findet keinen Niederschlag in der Organisation dieses sozialen Zusammenhangs. Die Trennung und das „Für-sich-Sein" der Sektoren hat zur Konsequenz, dass beide eigenen Zwecken folgen. Darin liegt ein Moment der Notwendigkeit: In der Erwerbssphäre müssen andere Funktionen eingelöst werden als in den privaten Lebenswelten. Die Realisation verschiedenartiger Funktionen macht wiederum unterschiedliche Arbeitsformen erforderlich. Und dennoch steckt Irrationalität in einer solchen dichotomen Konstruktion. Zum einen werden häusliche und marktvermittelte Arbeit nicht gleich bewertet, zum anderen werden beide, da nicht angemessen zueinander ins Verhältnis gesetzt, in ihren Anforderungsprofilen nicht genügend aufeinander abgestimmt. Das macht sich in einer komplexen Widerspruchsstruktur geltend. Die Arbeitsverhältnisse in der Waren- und Dienstleistungsproduktion sind nach den gegeneinander unverträglichen Prinzipien der Gewinnmaximierung und Gebrauchswertorientierung organisiert, mit dem Preis, dass partikulare Kapitalinteressen und nicht vom Markt diktierte menschliche Konsumbedürfnisse auseinander weisen. Die marktvermittelte Arbeitswelt mit ihren kapitalistischen Organisationsformen und Verwertungsprinzipien tritt zudem in Gegensatz zur privaten Reproduktionssphäre, welche nicht die Produktion von Lebens-Mitteln, sondern den Erhalt und die Erneuerung von Leben zur Aufgabe hat.

Aber auch die Zielvorgaben in der Institution „Familie" sind zwiespältig: Im Privatbereich vollziehen sich einerseits Individuationsprozesse, andererseits wird in ihm die Anpassungsfähigkeit an herrschende gesellschaftliche Verhältnisse eingeübt. Zwar gilt die Redeweise: „My home is my castle" oder: „hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein"; und dieser Slogan verspricht individuelle Freiräume und eine Schutzzone für intime Beziehungen. Der Privatbereich unterliegt jedoch gleichzeitig vielfältigen sozialen Kontrollen. Solcherart Widersprüche zwischen Selbst- und Fremdbestimmung berühren alle Aktivitäten, die sich im Privatleben entfalten.

Aus dem skizzierten Geflecht von Konfliktfeldern, die sich in und zwischen den Bereichen unbezahlter und bezahlter Arbeit auftun, lassen sich die Verhaltenszumutungen ableiten, mit denen berufstätige Frauen zu rechnen haben. Vor allem im Wechsel der Arbeitsorte verursachen differente Arbeitsziele, Organisationsweisen, Zeitstrukturen und Verkehrsformen vielfältige Umstellungsprobleme. Berufstätigen Frauen, die mit ihnen fertig werden müssen, werden viele Kraftakte auf verschiedenen Ebenen abverlangt. Wird der Bogen der Belastungen bis zum Zerreißen überspannt, so tangiert das den ganzen, auf Doppelorientierung hin aufgebauten weiblichen Lebenszusammenhang.

Knüpfen wir an den geschilderten Erfahrungen der interviewten Frauen an. Sie artikulieren die Unvereinbarkeiten, mit denen sie in ihren jeweiligen Praxisfeldern konfrontiert sind, nicht in soziologischen oder sozialpsychologischen Kategorien. Sie sprechen von dem, was ihnen unter die Haut geht. Ihre Erfahrungen sind jedoch durch abstraktere gesellschaftliche Gegebenheiten vermittelt, die sich erst auf analytischem Wege erschließen lassen. Das soll im Folgenden in zwei Schritten geschehen. Zunächst

wird untersucht, wie die objektiv vorgegebenen Gegenläufigkeiten ins Bewusstsein der von ihnen Betroffenen dringen. Dann wird nach den Ambivalenzen und Ambitendenzen gefragt, die im Hin und Her zwischen den zwei Arbeitsplätzen ausgelöst werden.

Beginnen wir mit einer Synopse der Widersprüche in der Erwerbssphäre, die mit den unverträglichen Zielsetzungen in der marktvermittelten Arbeitswelt zusammenhängen.

Schwer vereinbar sind	
in der industriellen Produktionssphäre:	
hohe Ausnutzung der Arbeitskraft, strenges Zeitreglement, Gewinnmaximierung	Produktion von Markenqualität bzw. Orientierung am Gebrauchswert d. Waren
im Dienstleistungsgewerbe (Verkauf):	
Umsatz und Gewinnmaximierung	Dienst am Kunden, Orientierung an Konsumbedürfnissen
in der Informatik:	
Orientierung der Programme an der neuesten Technik/ bzw. an Standards der Computerlogik	Orientierung an Nutzern und an Erfahrungswissen

In allen Praxisfeldern ist auch die Organisation der Kooperation zwiespältig. Es stehen

Konkurrenz und individueller Ehrgeiz als Ressource von Arbeitsintensität	gegen	Teamgeist und Kooperation

Inkonsistenzen, die auf strukturelle Friktionen im Berufssystem zurückgehen, werden für die Arbeitenden wahrnehmbar, weil diese sich in kontroversen Verhaltensanforderungen geltend machen. In den Interviews kommen solche Zumutungen anschaulich zur Sprache. Ich bringe sie noch einmal in Erinnerung. So impliziert für die Akkordarbeiterin der Gegensatz in der betrieblichen Handlungsmaxime, Quantität und Qualität gleichzeitig beachten zu sollen, die Anspannung, schnell und gut arbeiten zu müssen; viel, aber keinen Ausschuss zu produzieren. Angesichts der unverträglichen Devise „Verkauf um des Verkaufs willen, aber unter Beibehaltung einer kundenadäquaten Bedienung" leiden Verkäuferinnen unter dem Druck, Klienten um des Umsatzes willen Waren aufzudrängen, anstatt sie individuell zu beraten und sie von einer unsinnigen Geldausgabe abzuhalten. Beim Programmieren kann Techniklogik dazu führen, dass die Interessen von Nutzern und Nutzerinnen aus dem Blick geraten. Es wird zum Problem, mit den Neuerungen in den Computerwissenschaften Schritt zu halten und sich gleichzeitig die Zeit zu nehmen, an die Bedürfnisse derer zu denken, die das „elegante" Programm anwenden sollen. Der Konflikt zwischen dem Wunsch nach Anerkennung der persönlichen professionellen Leistungen und der Einpassung in das Kooperationsgefüge ist im Betrieb, im Geschäft und im technischen Büro allgegenwärtig.

Die Arbeitssituationen bergen insgesamt ein Paradox, aus dem sich „Ambivalenz" speist: In dem kontradiktorischen Anforderungsprofil der einzelnen Tätigkeiten, aus dem die psychosozialen Belastungen erwachsen, sind gleichzeitig jene positiven Besetzungsmöglichkeiten verankert, die das Selbstbewusstsein der Beschäftigten stärken: Produzentinnenstolz, Anerkennungserfahrungen, Entwicklung von Kompetenzen, die zu Hause brach liegen würden. Deshalb ist Ambivalenz eine gefühlsmäßige Gemengelage, in der positive und negative Affekte miteinander verlötet sind.

Dass auch die Privatsphäre mit sozialen Spannungen aufgeladen ist, lässt sich besonders deutlich an der zwiespältigen Aufgabenstruktur der Hausarbeit ablesen. Hausarbeit dient keineswegs nur den Bedürfnissen von Menschen, die zusammen leben. Sie erfüllt ebenso übergreifende gesellschaftliche Funktionen. In die familiale Lebenswelt, die doch der Öffentlichkeit entzogen zu sein scheint, sind Belange verschoben, welche ebenso die Allgemeinheit angehen: Reproduktion der Arbeitskraft, Sozialisation von Kindern, Weitergabe von Traditionen. Hier handelt es sich nicht einfach um private Angelegenheiten, sondern um soziale Verpflichtungen, von denen der Erhalt der Bevölkerung abhängt. Aus der Überlappung von besonderen Interessen und allgemeinen Funktionen resultieren die Herausforderungen, die vor allem Hausfrauen zu bewältigen haben. Sie müssen in der psychosozialen und materiellen Versorgung der Angehörigen sowohl sachliches als auch emotionales Engagement in Einklang bringen. Auf der Interaktionsebene verschränken sich Anhänglichkeiten, die sich in ihren intimen Beziehungen herausbilden, mit Abhängigkeiten, die durch geschlechtliche Arbeitsteilung und Autoritätsgefälle in der Familie zustande kommen.

Die folgende Synopse hält die Widerspruchsmomente fest, die auch die Privatsphäre zu einem ambivalenten Erfahrungsbereich machen.

Aus dieser Synopse können wir auf weitere Diskrepanzen in den Verhaltensanforderungen schließen, die bei Hausfrauen Ablehnung und Zustimmung hervorrufen. Sie führen den Haushalt in eigener Regie, müssen aber ständig auf die Bedürfnisse und Pläne der Angehörigen Rücksicht nehmen. Die Arbeit zu Hause verspricht Dispositionsspielräume; die knappe Ressource „Zeit" schränkt diese aber empfindlich ein. Immer unter Zeitdruck zu stehen, verträgt sich schlecht mit dem Wunsch, die häusliche Atmosphäre so angenehm wie möglich zu gestalten. Hausarbeit kostet viel Liebesmühe, sie wird aber wie eine Selbstverständlichkeit behandelt, die nicht der Rede wert ist. Der Umgang mit Kindern ist eine Bereicherung; aber die Sorge um die „richtige" Erziehung, die von außen - z.B. an der Kindergarten- und Schulreife - bemessen wird, ist auch eine Last. Mütter müssen Freiräume gewähren, wollen sie die Entwicklung ihres Kindes fördern; sie müssen aber auch Anpassung einfordern, damit es später in der Gesellschaft nicht aneckt.

Machen wir uns an einigen Beispielen klar, welche Belastungen sich aus dem Wechsel zwischen dem häuslichen und dem beruflichen Arbeitsplatz ergeben. In der Kombination „Fabrikarbeit/Hausarbeit" wird besonders die Härte konträrer Zeitstrukturen deutlich. Die Akkordvorgaben im Betrieb erzwingen, mit jeder Minute zu rechnen.

Die Privatsphäre ist einerseits: Ort der Selbstbestimmung und der individuellen Dispositionsspielräume	Sie ist andererseits: fremdbestimmt; von außen reglementiert
Hausarbeit ist einerseits: gesellschaftlich notwendige Arbeit Sie ist Bestandteil des gemeinsamen Haushalts	sie ist andererseits: sozial nicht angemessen honoriert aber nach dem Prinzip geschlechtlicher Arbeitsteilung organisiert
Familie ist einerseits: Ort der Regeneration gekennzeichnet durch Beziehungen der Anhänglichkeit	Sie ist andererseits: für Frauen ein unbezahlter Arbeitsplatz strukturiert Abhängigkeitsverhältnisse

Zuhause beharren die Kinder darauf, dass in der Spielzeit die Uhren anders gehen. Keine Zeit zu verlieren, lautet die Devise am Fließband; Zeit vergeuden zu können, ist eine Anforderung im Zusammensein mit Kindern. Um in den eigenen vier Wänden dem Sog zu widerstehen, das Verhalten fortzusetzen, welches die bezahlte Arbeit einem tagtäglich abverlangt, muss viel Kraft aufgewendet werden. Bei den Programmiererinnen waren es die Problemlösungsstrategien im Umgang mit dem Computer - analytisches Denken, rationales Operieren ohne emotionale Ablenkungen - die im Privatbereich störten. Partnerkonflikte lassen sich nur lösen, wenn Gefühlen ebensoviel Raum gelassen wird wie sachlichen Argumenten.

In der Mehrdimensionalität von Arbeitserfahrungen stecken für Frauen jedoch auch entlastende Momente. Der soziale Kontakt mit Erwachsenen in sachlichen Kooperationsbeziehungen sticht z.B. wohltuend ab von der ständig abverlangten Bereitschaft, emotional für die Kinder und den Ehemann zur Verfügung zu stehen. Die Möglichkeiten der Kommunikation in der öffentlichen Arbeitswelt und die Erfahrungen der eigenen Leistungsfähigkeit jenseits von Hausarbeit heben sich positiv ab von dem Gefühl der Isolation und mangelnden Anerkennung im Familienleben.

Fassen wir zusammen: Das Für und Wider in beiden Arbeitsformen ruft in zwei Dimensionen Ambivalenzen hervor. Die Hausarbeit ist ungeliebt, wird aber aus Liebe gemacht. Die Berufsarbeit ist einerseits mit Aspekten der Selbstbestätigung, des sozialen Austausches, der finanziellen Unabhängigkeit positiv aufgeladen, anderseits verbraucht sie körperliche und psychosoziale Energien, die in schmerzlicher Weise der eigenen Freizeit und einem intensiveren privaten Zusammenleben verloren gehen. Aus dem Zirkel der Ambiguität ist schwer auszubrechen. Die zufrieden stellenden Dimensionen der marktvermittelten Tätigkeit kompensieren die Mängel des Hausfrauendaseins: Isolation, fehlende Kooperation, zu wenig Gratifikation. Und umgekehrt: die Elemente, welche in die Hausarbeit als Fürsorge und Zuwendung eingehen, sind unverzichtbar im Vergleich zu den eher instrumentellen Tätigkeitsprofilen im Beschäftigungssystem. Resultat der „gemischten Gefühle" ist die mentale Anspannung, durch Abwägung und Vergleich immer aufs Neue kontroverse Intentionen auszutarieren: Der Gedanke taucht

auf, sich von der doppelten Bürde zu befreien; gleichzeitig erscheint es jedoch unvorstellbar, die Erwerbstätigkeit ganz aufzugeben. Ein Halbtagsjob ist oft der Kompromiss. Der Vorsatz, gegen die ungleiche Verteilung der Familienpflichten anzugehen, wird durchkreuzt von der Neigung, sie um des lieben Friedens willen zu ertragen. Die Familie wegen der quantitativen und qualitativen Belastungen zu verlassen, steht jedoch kaum zur Debatte - auch nicht, wenn die Hausarbeit entschieden negativer beurteilt wird als die Erwerbsarbeit. Auf der Handlungsebene führt Ambivalenz also zu Ambitendenz. Frauen, die das Für und Wider ihrer Doppelrolle drehen und wenden, halten entgegengesetzte Strebungen in der Schwebe. Damit lassen sie sich die Möglichkeit offen, die Gesamtsituation erst dann zu verändern, wenn eine der Waagschalen sich zu sehr zum Negativen neigt.

Ambivalenz und Ambitendenz sind Belege dafür, dass ständig wiederkehrende Konflikte schwerlich verdrängt werden können. In der Mischung von Pro und Kontra in beidem: der häuslichen und der professionellen Arbeit lassen sich die guten und schlechten Praxiserfahrungen nicht so einfach gegeneinander abdichten oder voneinander abspalten. Die Defizite der Hausarbeit werten die Berufsarbeit auf und umgekehrt kompensiert die auf Angehörige bezogene Hausarbeit emotionalen Mangel im Erwerbsleben. Die Herausforderung, die Kosten von Alternativen zu überdenken, schärft den Blick für Gewinne und Verluste nach beiden Seiten und das stimuliert Auseinandersetzungen mit der Gesamtsituation. Mit einer Verleugnung der Belastung durch zwei Arbeitsplätze würden Frauen sich selber ebenso schaden wie mit einer affirmativen Entscheidung für einen von beiden. Nicht einfache, sondern zweifache Negation ist die Antwort auf die Belastungen, die mit einer doppelten Vergesellschaftung verbunden sind.[10] Verzicht auf Kritik, die mit der Abspaltung von Bedürfnissen einhergeht, blockiert Aktionen der Gegenwehr; die Beschönigung von Gefahren eines „halbierten Lebens" kann zu falschen Entscheidungen führen. Eine Patt-Situation, der schwer zu entgehen ist.

Ambivalenz ist jedoch nicht nur ein positives Anzeichen von Ambiguitätstoleranz; sie hat in einem Entscheidungsdilemma auch den Charakter eines erzwungenen Kompromisses. So sind „Gemischte Gefühle" zwar oft begleitet von Emotionen der Renitenz, die Widerstand und Eigensinn wach halten.[11] Das Ringen um Routine kann jedoch dazu führen, dass Frauen blind in der einmal gebahnten Spur verharren. In Zwickmühlen-Situationen ist Resignation als Reaktion auf unlösbare Konflikte nicht auszuschließen. Widerstand und Anpassung liegen in Ambivalenzgefühlen darum nahe beieinander.

Von der regionalen zur globalen Perspektive

Die Darstellung von Arbeitskonflikten, die in den alten Bundesländern der BRD mit Diskontinuitäten in den Biografien von berufstätigen Frauen verbunden sind, hat zu Tage gefördert, warum „Frauenarbeit" in unseren Breiten durch politisch-ökonomische Schwankungen anders beeinträchtigt wird als „Männerarbeit". Durch die frauenspezifische Kombination von Arbeitsformen, die sich schwer vereinbaren lassen, ist insbesondere deren

marktvermittelter Anteil größeren Risiken ausgesetzt. Versuchen wir im nächsten Schritt eine komparative Perspektive über Europa hinaus einzunehmen. Anknüpfungspunkt für Vergleiche sollte der Ensemblecharakter von Frauenarbeit sein, der Ausdruck gesellschaftlicher Arbeitsteilung, aber auch asymmetrischer Geschlechterverhältnisse ist.

Eine solche Konzeption erlaubt Vergleiche auf drei Ebenen: Sie ermöglicht zum einen die unterschiedlichen Kombinationen von Praxen in weiblichen und männlichen Lebenszusammenhängen regional und überregional zu erfassen. Sie eignet sich zum zweiten zur Analyse von Unterschieden zwischen Frauen aus unterschiedlichen Klassen und Ethnien innerhalb einer Gesellschaft. Sie kann zum dritten in einem internationalen Spektrum zur Anschauung bringen, wie variantenreich in verschiedenen Kontinenten die Tätigkeiten im Frauenalltag miteinander verknüpft sind. Ich möchte zunächst diesen letzten Aspekt geltend machen; er ist in dem Nachweis einbeschlossen, dass wir auch außerhalb von Westeuropa in ganz unterschiedlichen Kontinenten auf Frauenarbeit stoßen, die in ihrer Mehrdimensionalität durch physisch/psychische Konfliktlagen und widersprüchliche Strukturierungen geprägt ist. Ich werde an einem Beispiel aus Asien „Frauenarbeit" und „Männerarbeit" kontrastieren, um zu zeigen, wie auch hier die Stellung der Genus-Gruppen im Geschlechterverhältnis über Risiken und Chancen entscheidet, die gesellschaftliche Umbrüche mit sich bringen.

Chhaya Kunwar schildert in ihrem Bericht „Gender Based Division of Work in the Uttrakhand Mountain Region of the Central Himalaja" (2000) den Arbeitstag einer Inderin, die in dieser Bergregion Subsistenzwirtschaft betreibt.[12] Bevor die junge Frau morgens aufs Feld geht, hat sie die Haustiere versorgt, Wasser geholt und Feuerholz für den Haushalt gesammelt. Während der Feldarbeit trägt sie ihr kleinstes Kind auf dem Rücken und nährt es zwischendurch. Sie nutzt Pausen, um mit den Nachbarinnen zu beraten, wie sie Saatgut für die nächste Ernte zurückbehalten können. Wenn sie nach Hause kommt, kümmert sie sich um Haushalt und Essen für die Angehörigen. Der Mann lebt in einer weiter entfernten Stadt, wo er einer bezahlten Tätigkeit nachgeht.

Moena Viezzer (1979) lässt eine Frau aus den Minen Boliviens Zeugnis von ihrem Tagesablauf ablegen.

„Mein Tagewerk beginnt um vier Uhr morgens, besonders wenn mein Mann in der ersten Schicht arbeitet. Dann mache ich ihm das Frühstück. Dann müssen die Saltenas (Pasteten) gemacht werden, denn ich mache einige hundert jeden Tag und verkaufe sie auf der Straße. Ich mache diese Arbeit, um zu ergänzen, was am Lohn meines Mannes fehlt, um den Haushalt zu unterhalten... Dann muss ich die Kinder fertig machen, die morgens zur Schule gehen, dann die Wäsche waschen, die ich am Vorabend eingeweicht habe... Kleider kosten noch mehr, also versuche ich, alles was ich kann, selbst zu machen. Kleidung um uns zu wärmen, kaufen wir nicht fertig. Wir kaufen Wolle und weben... Im allgemeinen lege ich mich um 12 Uhr nachts schlafen, Wir sind schon alle daran gewöhnt. Gut, ich glaube, all das zeigt sehr genau, wie man den Minero doppelt ausbeutet, nicht wahr? Weil die Frau zu Haus viel mehr arbeiten muss, da er so wenig Geld bekommt. Letztes Endes ist es Gratisarbeit, die wir für den Eigentümer machen, nicht wahr?" (ebd., 12)

Die folgende Schilderung aus Russland fand ich in der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung vom 15.4.2000 auf der Seite „Welt im Spiegel". Berichtet wird von einer

Moskauerin, die, bevor sie ihre Arbeit als Hausverwalterin antritt, in den frühen Morgenstunden um Nahrungsmittel ansteht und neben dem minimal bezahlten Job als Hausverwalterin halbtags als Aushilfe in einem Warenlager arbeitet. Die Hausarbeit und die Versorgung der kleinen Tochter obliegt ihr. Der Ehemann ist ganztags auf dem Bau beschäftigt.

Alle drei Frauen repräsentieren ein Leben, das von Arbeit so angefüllt ist, dass keine Freiräume für die Erfüllung eigener Bedürfnisse übrig bleiben. Alle drei demonstrieren exemplarisch, dass Frauen die Mehrzahl der Verantwortlichkeiten übernehmen, von denen die häusliche Versorgung abhängt, und gleichzeitig durch außerhäusliche Tätigkeiten den Lebensunterhalt der Familie (mit)bestreiten. Alle drei belegen eine Situation, wo Tätigkeiten der verschiedensten Art koordiniert werden müssen. In jedem einzelnen Fall wird eine breite Palette von Fähigkeiten aufgeboten. Auf alle drei Frauen fällt der Schatten von ökonomisch-ökologischen Veränderungen. Für die Inderin ist absehbar, dass im Himalaja die Ressource „Subsistenzwirtschaft" durch eine Landwirtschaft, die für den Markt produziert, an den Rand gedrängt wird. Die Bolivianerin ist auf den kleinen Straßenhandel angewiesen. Konkurrenz durch neue Läden, die wie Pilze aus dem Boden schießen, ist eine ständige finanzielle Bedrohung. Sie verfügt über kein anderes Mittel als ihre Arbeitskraft, um sich gegen die staatlich subventionierten small-business-Aktivitäten zu behaupten. Die Moskauerin arbeitet in einem Segment des informellen Arbeitsmarktes, der sich in Russland ausweitet. Ihr Arbeitsplatz ist nicht gesichert. Einen Job in der Nähe ihrer Wohnung würde sie im Falle einer Entlassung nicht so leicht wieder finden. Die jetzt eingespielte Routine ließe sich wohl kaum beibehalten. Und alle drei Fälle demonstrieren auch, wie sehr Frauen auf außerhäusliche Arbeit angewiesen sind.

Aber so ähnlich die Lebenssituationen der drei Frauen unter den allgemeineren Gesichtspunkten der Mehrfachbelastung, der prekären Arbeitssituation angesichts ungewisser globaler Entwicklungen auch erscheinen, es deuten sich doch auch Differenzen in den jeweiligen Konstellationen an. Die Vergesellschaftung der drei Frauen folgt unterschiedlichen kulturellen Mustern und vollzieht sich unter differenten sozialen Voraussetzungen: Die harten Existenzbedingungen von Bergarbeiterfrauen werden von der Bolivianerin mit ihrer Klassenlage in Zusammenhang gebracht. Aus feministischen Analysen der Frauenarbeit in Russland wissen wir, dass dort die doppelte Vergesellschaftung der Frau als Mutter und Werktätige eine lange ideologische Tradition hat, die zur sozialistischen Variante von Modernisierungsprozessen gehört. Der im sowjetischen Geschlechtervertrag verankerte Widerspruch, dass die weibliche Genus-Gruppe zwar gleichberechtigt mit der männlichen in die marktvermittelte Arbeitswelt integriert sein soll, ihr aber einseitig die Verpflichtung zur Hausarbeit und Kinderversorgung zugewiesen wird, lässt sich an dem Situationsbericht über die Moskauerin ablesen. Es wird auch deutlich, dass der Mann, der nach wie vor als Haupternährer der Familie gilt, unter sich verändernden Arbeitsmarktbedingungen die besseren Chancen hat, eine Ganztagsbeschäftigung zu finden. (Meshcherkina 2002a)

Die Widersprüche in den Arbeitsverhältnissen der Inderin aus dem Himalaya erwachsen aus einem Geschlechterverhältnis, das wiederum in ganz andere Ökonomien und kulturelle Vorstellungswelten eingebunden ist. Folgen wir den Ausführungen von Chhaya Kunwar, so verschränken sich in der Frauendiskriminierung religiöse Prinzipien, patriarchale Machtstrukturen und ungleich bewertete Arbeitsformen. Die mangelnde soziale Anerkennung von unbezahlter Feld- und Waldarbeit und das größere Prestige von bezahlten Tätigkeiten sowie marktvermittelten Tauschaktionen erwächst aus der Ungleichzeitigkeit vormoderner Subsistenzökonomie und moderner Geldwirtschaft. Nur Männern wird die Verfügung über finanzielle Mittel zugestanden. Das verstärkt ihre Macht, die sie im kultischen und politischen Bereich traditionsgemäß ohnehin besitzen. Quer zu dieser geschlechtlichen Hierarchisierung liegt die Stellung der Frau im agrarischen Bereich, soweit er der Selbstversorgung dient. Frauen sind die unmittelbaren Ernährerinnen der Familie. Ihre Gesamtarbeit umfasst produktive und reproduktive Tätigkeiten, umweltschützende Aktivitäten in Wald und Feld und Partizipation an kommunalen Belangen. Doch die Anerkennung ihrer Kompetenzen ist begrenzt. Bei allen wichtigen häuslichen und außerhäuslichen Entscheidungen, die Geldausgaben implizieren - Anschaffungen in Haushalt und Landwirtschaft, Ausgaben bei Eheschließungen -, müssen sie sich der Autorität ihrer Ehemänner unterwerfen. Frauen leisten täglich mehr Arbeitsstunden ab und bewegen sich in einem größeren Spektrum von Tätigkeitsfeldern als Männer; darauf beruht das Wissen, das sie bei regionalen Planungen ins Spiel bringen. Aber in der überregionalen Politik sind sie nicht vertreten.

Die ungleiche Stellung der Geschlechter setzt sich über Generationen hinweg fort: Töchter haben den Müttern im Haus, in der Viehwirtschaft, auf dem Feld und im Wald beim Holzsammeln zu helfen; Söhne werden zur Schule geschickt und sind von solchen Pflichten befreit. Wenn Männer sich an der Subsistenzarbeit beteiligen und nicht in die Stadt migrieren, übernehmen sie in der Feldarbeit nur das Pflügen sowie das Eggen. Sie helfen beim Planieren, Graben, Düngen und Bewässern des Bodens. Frauen halten sich dagegen lediglich von den Tätigkeiten fern, die den Einsatz größerer Geräte wie Pflug oder Egge verlangen. Zusätzlich zu den mit den Männern gemeinsam getätigten Aufgaben beseitigen sie das Unkraut, bringen sie den Dünger aufs Feld, säen sie das Getreide und pflanzen sie den Reis. Sie besorgen die Ernte und deren Transport. Aber trotz ihrer Bedeutung in der Subsistenzwirtschaft haben sie kein Mitspracherecht bei der zukünftigen Gestaltung des Agrarwesens, das sich tief greifend wandelt.

Im Himalaja-Gebirge sind die Frauen - so die Einschätzung von Chhaya Kunwar - eindeutig die Verliererinnen der Globalisierung. Die sich ausweitende Marktökonomie tangiert die agrarisch strukturierten Gemeinden in vielfältiger Weise. Gentechnisch produziertes Saatgut und chemische Düngemittel werden eingeführt. Das bewirkt neue Anbaumethoden und eine andere Produktorientierung. Anstatt wie traditionellerweise Weizen und Reis werden jetzt eher Kartoffeln, Bohnen und Ingwer angepflanzt. Die Ernte dient nicht mehr in erster Linie der Eigenversorgung, sondern geht auf den Markt.

Die Landarbeit wird aufwendiger und die Frauen, die sie machen, müssen mehr Stunden als früher auf dem Feld verbringen. Eine neue geschlechtliche Arbeitsteilung, wieder mit Prestigegewinn für die Männer verbunden, beginnt sich durchzusetzen. Männer bestimmen die Wahl des Saatgutes, entscheiden über das, was angebaut werden soll, und managen den Verkauf der landwirtschaftlichen Produkte. Es bildet sich eine zweigeteilte Agrarökonomie heraus; die Subsistenzwirtschaft als nachrangiger Frauenbereich muss sich neben der marktorientierten Agrarwirtschaft, einer Männerdomäne, behaupten, die gesellschaftlichen Vorrang hat. Wenn wir sagen, dass Frauen die Verliererinnen der neuen Entwicklungen sind, dann darf allerdings nicht übersehen werden, dass nicht Globalisierung allein für diesen Sachverhalt verantwortlich gemacht werden kann. Es sind die vorgegebenen Geschlechterordnungen, die Einfluss auf die Verteilung von positiven und negativen Effekten ökonomischer Transformationen nehmen. So sind auch die in den hier aufgeführten Beispielen eher kritischen Folgewirkungen von Globalisierung nicht ohne weiteres verallgemeinerbar. Die Bereitstellung von neuen bezahlten Arbeitsplätzen kann Frauen, auch wenn enorme Anpassungsprobleme zu bewältigen sind, aus Armut und Elend herausführen.

Die Fallbeispiele, die zugegebenermaßen eher zufällig als systematisch ausgewählt sind, sollten nicht nur veranschaulichen, dass der Ensemblecharakter von Frauenarbeit samt der vielfältigen Folgen, die er für deren Zukunft hat, ein über Europa hinausweisendes weltweites Phänomen ist. Sie sollten auch auf methodische Probleme in der komparativen Untersuchung des Zusammenhangs von „Arbeit, Geschlecht und Globalisierung" aufmerksam machen.[13]

Wir haben es in diesem Forschungsterrain mit zwei disparaten theoretisch-methodologischen Desideraten zu tun, die schwer auf einen Nenner zu bringen sind. Auf der einen Seite verlangt die empirische Klärung des zur Diskussion gestellten Nexus die Beachtung von Differenzen: Frauenarbeit ist in ihrer Kombination nicht überall gleich und unterliegt auch nicht immer komparablen Arbeits- bzw. Geschlechterverhältnissen. Auf der anderen Seite muss eine Perspektive von einer abstrakteren Warte aus gewählt werden, um auch die Ähnlichkeiten erkunden zu können, die sich auf einer strukturellen Makroebene im Vergleich der verschiedenen sozialen Kontexte ausmachen lassen. Geschlechterhierarchien finden wir überall auf der Welt, auch wenn sie sich aus unterschiedlichen Ursachengeflechten herausgebildet haben und auch im Detail voneinander abweichen. Und mir sind nur wenige Beispiele aus der Ethnologie bekannt, wo geschlechtliche Arbeitsteilung - zwischen sakraler und profaner, körperlicher und geistiger, privater und öffentlicher Arbeit - nicht im Verbund mit anderen Formen gesellschaftlicher Dissoziation zu sozialen Ungleichheitslagen geführt haben, die zu Ungunsten von Frauen ausschlagen. Auch wenn es einer Quadratur des Kreises gleichkommt: empirische Konkretion und begriffliche Abstraktion gehören in der Forschung zusammen. Erst aus dem Zusammenspiel beider Postulate ergeben sich Kriterien für die Gewichtung von Allgemeinem und Besonderem. Diese methodologische Schwierigkeit hat eine theoretische Entsprechung: Zugangsweisen dürfen nicht zu einseitig sein,

aber auch nicht eklektizistisch zusammengewürfelt werden. Welche Disziplinen oder Ansätze zu Rate gezogen werden - Entwicklungssoziologie, Modernisierungstheorien, Ethnologie und Kulturtheorie, politische Ökonomie und Geschichte -, ergibt sich aus den Elementen, aus denen der Problemkomplex zusammengesetzt ist. Sie bedürfen einer klaren hypothesengeleiteten Bestimmung. Interdisziplinarität gelingt nicht ohne die disziplinäre Konturierung von Fragestellungen, deren Horizont weder uferlos noch zu eingeschränkt sein darf; und erst wo deren Beantwortung auf einzelfachliche Grenzen stößt, sind Anschlussstellen für Transgressionen auszumachen. Was eine feministische theoretische Orientierung angeht, so liegt auf der Hand, dass sie Differenzen zwischen Frauen in einer kulturvergleichenden Perspektive ebenso ernst nehmen muss wie Gleichheitsmomente unter Frauen, die nicht zu leugnen sind, soweit sie insgesamt mehr oder minder mit asymmetrischen Geschlechterverhältnissen konfrontiert sind.

Ausblick

Die soziale Welt ist in sich zerrissen - in Frauenarbeit und Männerarbeit, in private Lebenswelten und öffentliche Sphären, in kulturelle und ökonomische Zielsetzungen, in fundamentalistische und säkularisierende Strömungen, in arme und reiche Regionen. Die Fragmentierung der Menschheit scheint in Globalisierungsprozessen durch die ständige Vergrößerung der Kluft zwischen Privilegierten und Deklassierten fortzuschreiten. Aber seien wir vorsichtig mit einer vorschnellen Bewertung vielschichtiger Prozesse. Zudem können wir das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen. Wir können jedoch versuchen, die Weichen für die Zukunft der Arbeit so zu stellen, dass sich die Geschichte des Kapitalismus nicht in ihren Verheerungen wiederholt, sondern die Verbesserungen von Existenzbedingungen durch wirtschaftliche und technische Neuerungen allen Menschen zugute kommen. Die Ambivalenzen, die wir in den Arbeitserfahrungen von Frauen in der BRD aufgezeigt haben, deuten darauf hin, dass in allen Praxisformen, die sich historisch in der westlichen Moderne herauskristallisiert haben, etwas steckt, was nicht so einfach aufgegeben werden kann. Es gilt also sorgfältig zu prüfen, was aufgehoben werden sollte, was anders verteilt und anders gestaltet werden muss. Und der Blick auf vormoderne Arbeitsformen wie etwa die der Subsistenzwirtschaft offenbart so viel Mühsal, dass sie nicht einfach affirmiert werden können. Wenn zunehmend mehr Frauen teilhaben würden an den positiven Seiten der Globalisierung, gäbe es immer noch genug zu kritisieren, aber nicht alles wäre zu verwerfen.

Wenn wir nach Möglichkeiten suchen, Arbeit für Frauen und Männer lebendig zu halten, dann bedarf es starker Visionen. Marx hat einmal die Allseitigkeit von Beschäftigungen beschworen, welche die Menschen im Wechsel glücklicher machen sollten: morgens fischen, tagsüber produzieren und sich abends als kritischer Kritiker zu betätigen. Er vergaß die sogenannten unproduktiven Tätigkeiten: Kochen, Kinderverwahren, sich um andere kümmern. Auch das gehört zu den menschlichen Potenzialen, die es zu teilen gilt.

Arbeit ist nicht nur im Reich der Notwendigkeit angesiedelt. Sie trägt bei zum Feste feiern, zur Befestigung von Beziehungen und Gastfreundschaft, zum Genuss von schönen Dingen. Das ist in Lebenszeit einzurechnen.

Zum Lebendighalten unseres Arbeitsvermögens gehört wohl mehr als nur dessen Entfaltung in alle wünschbaren Richtungen. Erst die reziproke Anerkennung aller Entäußerungen, der eigenen und die der anderen, die zur Bewahrung eines humanen Kosmos notwendig sind, könnte Impulse freisetzen, über die Trennungen und Hierarchisierungen von Praxen hinauszugelangen, die uns wechselseitig zu Konkurrenten und Entfremdeten machen.

Anmerkungen

1 Aus der Fülle der Literatur seien hier exemplarisch einige Texte genannt: Becker-Schmidt 1991; Borkowsky et al. 1985; Born et al. 1995; Born/ Krüger/ Lorenz-Meyer 1996; Dausien 1990; Kohli 1986; Krüger 1993; Krüger/ Born/ Kelle 1989; Ostner 1987; Wohlrab-Sahr 1993.

2 Vgl. hierzu die Aufsätze von Irene Dölling, Renata Siemienska, Katalin Koncz und Elena Meshcherkina, die solche Verschiebungen und deren Auswirkungen auf Frauenarbeit in den neuen deutschen Bundesländern nach der Wende, in Polen, Ungarn und Russland nachweisen. In: Becker-Schmidt 2002.

3 Vgl. hierzu: Human Development Report 1999, 38

4 Dussel denkt hier wohl an den Verlust von kommunikativen Fähigkeiten und die Entdemokratisierung von Prozessen der Konsensusfindung, die Habermas beklagt.

5 Dussel übernimmt den Begriff „lebendige Arbeit" von Marx, der sie der „toten", d.h. maschinellen Arbeit entgegensetzt. Maschinen sind Resultat menschlicher Tätigkeit und damit aufgehäufte, erstarrte „lebendige Arbeit". Nur aus letzterer entsteht nach Marx Mehrwert.

6 Ich spreche von Frauenarbeit als einem Ensemble *divergenter* Praxisformen, weil Hausarbeit und Berufsarbeit - um nur zwei Aktionsfelder zu nennen - in ihrer Organisationsstruktur, in ihrer Zielsetzung und der Art und Weise ihrer Vergesellschaftung diametral entgegengesetzt sind. „Männerarbeit" ist nicht in gleicher Weise aus Tätigkeiten zusammengesetzt, die entgegengesetzten Formbestimmungen - privat/marktvermittelt - unterliegen.

7 Die Angaben zur weiblichen Erwerbsquote ist dem WSI-FrauenDatenReport 2000, Tabelle 2.1 entnommen. In der Fachserie 11, Reihe 3 des Statistischen Bundesamtes ist dokumentiert, dass die Familie - ob mit oder ohne Trauschein - in der großen Mehrheit der Bevölkerung immer noch die meist gewählte Lebensform ist: Fast die Hälfte der 25- bis 34-jährigen ist verheiratet und 35% leben in nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften, davon 29% mit Kindern.

8 Auch ehrenamtliche Tätigkeiten, die Männer sich in den meisten Fällen bezahlen lassen, werden von Frauen in der Mehrzahl unentgeltlich erbracht.

9 Das Interview, in dem eine Akkordarbeiterin spricht, stammt aus dem Projekt „Probleme lohnabhängig arbeitender Mütter" (Psychologisches Institut der Universität Hannover). Zwischen 1980 und 1985 führte ein Projektteam unter meiner Leitung 60 Tiefeninterviews mit Industriearbeiterinnen durch, die durch eine lebensgeschichtliche Retrospektive eingeleitet wurden. (Becker-Schmidt 1980; Becker-Schmidt et al. 1982; Becker-Schmidt et al. 1983) Die theoretischen und methodischen Überlegungen, die dieses Projekt entwickelte, sind der Hintergrund für den analytischen Teil, in dem gesellschaftstheoretische und sozialpsycholo-

gische Folgerungen aus dem Material gezogen werden. Das Konzept „Widerspruch und Ambivalenz", als „Hannoverscher Ansatz" bekannt geworden, wurde von Christel Schachtner aufgegriffen. Sie beschäftigte sich mit Arbeitskonflikten von Programmiererinnen und Programmierern. Aus ihrem Interviewmaterial habe ich Passagen ausgewählt. (Schachtner 1993) Monika Goldmann und Ursula Müller führten Interviews mit Verkäuferinnen durch. (Goldmann/ Müller 1986) Die in diesem Beitrag zitierten Äußerungen von Verkäuferinnen sind dieser Untersuchung entnommen. Dabei habe ich einige der in indirekter Rede wiedergegebenen Narrationen wortgetreu in direkte Rede übersetzt.

10 Wir sprechen in der Psychoanalyse im Gegensatz zu einer einfachen Verneinung, in der etwas rundweg abgelehnt wird, von einer doppelter Verneinung, wenn durch eine Negation der Negation in einem Urteil das aufgehoben wird, was trotz aller Zwiespältigkeit doch auch zu bejahen ist. Eine Fabrikarbeiterin demonstriert diesen Mechanismus, wenn sie sagt: „Ich kann mir *nicht* vorstellen, morgen *nicht* in den Betrieb zu gehen." Oder: Eine Hausfrau sagt: „Es ist *nicht* so, dass ich *nicht* gerne für meine Familie den Haushalt besorge." Beide Sätze scheinen mit einem „Aber" zu enden, das eine neue Argumentation einleiten könnte.

11 Für eine Arbeitspsychologie hat das die methodische Konsequenz, dass von objektiven Arbeitsbedingungen nicht einfach auf die subjektive Bedeutung des Arbeitsvollzugs geschlossen werden kann. Die Sinngebung folgt einer Logik, die sich biografisch konstituiert.

12 Es handelt sich um eine unveröffentlichte Abschlussarbeit im Rahmen der Internationalen Frauenuniversität, die im Sommer 2000 in Hannover stattfand. Ich zitiere mit der Genehmigung der Autorin.

13 Ich lasse hier ein methodisches - einer solchen komparativen Perspektive inhärentes, Problem außer Acht: Es ist nicht einfach zu bestimmen, wie ein Ländervergleich aussehen muss, in dem es um eine so komplexe Konfiguration wie „Arbeit, Geschlecht und gesellschaftliche Transformationen im internationalen Maßstab" gehen soll. Die Frage, ob Frauen Verliererinnen oder in zum Teil auch Gewinnerinnen der weltweiten ökonomischen, soziokulturellen und politischen Umstrukturierungen sind, ist nicht pauschal zu beantworten. Es müssen also eine Reihe von Ländern miteinander verglichen werden, die verschiedene Ausgangsbedingungen weiterer Entwicklung unter dem Einfluss von Globalisierungsprozessen repräsentieren. Ist die Auswahl jedoch zu heterogen, entsteht die Gefahr, dass länderübergreifende Globalisierungseffekte in regionalspezifischen Differenzierungen untergehen. Und umgekehrt: Ist sie zu kontinentspezifisch, kommen die Züge, die sich weltweit durchhalten, nicht zur Geltung.

Literatur

Alheit, Peter/Körber, Klaus/Kleberg, Ursula (Hg.) (1990): Abschied von der Lohnarbeit? Diskussionsbeiträge zu einem erweiterten Arbeitsbegriff. Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts „Arbeit und Bildung", Bd. 12. Universität Bremen.

Bauman, Zygmunt (1996): Globalisierung oder: Was für die einen Globalisierung, ist für die anderen Lokalisierung. In: Das Argument. 653-664.

Becker-Schmidt, Regina (1980): Widersprüchliche Realität und Ambivalenz: Arbeitserfahrungen von Frauen in Fabrik und Familie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Heft 4. 80-102.

- (1991): Continuity and Discontinuity in Women's life Courses. In: Heinz, Walter R. (ed.): Theoretical Advances in Life Course Research. Weinheim. 162-170.

- (2001): Die Bedeutung weiblicher Arbeitsbiografien für die selbstbestimmte Interessenvertretung von Frauen. In: Claussen, Detlef/Negt, Oskar/Werz, Michael (Hg.): Philosophie und Empirie. Hannoversche Schriften 4. Frankfurt a.M. 69-94.

- (2002): Introduction. In: Dies. (Hg.): Gender and Work in Transition. Opladen. 7-22.

-/Brandes-Erlhoff, Uta/Karrer, Marva/Knapp, G. Axeli/Rumpf, Mechthild/Schmidt, Beate (1982): Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns. Bonn.

-/Brandes-Erlhoff, Uta/Rumpf, Mechthild/Schmidt, Beate (1983): Lebensarbeit - Arbeitsleben. Konflikte und Erfahrungen von Arbeiterfrauen. Bonn.

Beer, Ursula (1990): Geschlecht, Struktur, Geschichte. Frankfurt a.M./ New York.

Bennoldt-Thomsen, Veronica/Mies, Maria (1997): Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive. München.

Berger, Suzanne (2000): Globalisierung und die Zukunft der Arbeit. In: Krull, Wilhelm (Hg.): Zukunftsstreit. Weilerswist. 87-100.

Borkowsky, Anna et al. (1985): Zwei Welten - ein Leben. Berichte und Anregungen für Frauen zwischen Familie und Beruf. Zürich.

Born, Claudia (1987): Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Ein Problem von Frauen- kein Frauenproblem. Auflösungstendenzen der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern als gesellschaftliches Grundverhältnis der Organisation von Arbeit. Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts „Arbeit und Bildung". Bd. 4. Bremen.

-/Krüger, Helga/Lorenz-Meyer, Dagmar (1999): Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf. Berlin.

Braun, Katrin (1993): Gewerbeordnung und Geschlechtertrennung. Klasse, Geschlecht und Staat in der frühen Arbeitsschutzgesetzgebung. Baden-Baden.

Dausien, Bettina (1990): „Meine Kinder brauchten 'ne Mutter... aber trotzdem die Arbeit und der ganze Trubel haben mir gefehlt." Empirische Anmerkungen zum Problem der Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familie. In: Alheit, Peter/Körber, Klaus/Kleberg, Ursula (Hg.): Abschied von der Lohnarbeit? Diskussionsbeiträge zu einem erweiterten Arbeitsbegriff. Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts „Arbeit und Bildung", Bd. 12. Bremen.

- (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen.

Dölling, Irene (2002): Eastern Germany: Changes in Temporal Structures in Women's Work After the Unification. In: Becker-Schmidt, Regina (Hg.): Gender and Work in Trasition. Opladen. 143-174.

Dussel, Enrique (1998): Beyond Ethnocentrism: The World-System and the Limits of Modernity. In: Jameson, Fredric/Miyoshi, Masao (ed.): The Cultures of Globalization. Durham/ London. 3-31.

Forrester, Vivianne (1996): L'horreur economique. Paris.

Geißler, Rainer (1994): Soziale Schichtung in Deutschland. Stuttgart.

Goldmann, Monika/Müller, Ursula (1988): Junge Frauen im Verkaufsberuf. Sozialisation, Arbeits- und Lebensperspektiven. Berlin/ Köln/ Mainz.

Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere'. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen. Stuttgart. 363-393.

- (1980): Familialer Reproduktionsbereich als zugleich notwendiger und systemwidriger Bestandteil kapitalistischer Gesellschaft: Ein gesellschaftlicher Widerspruch als privates Dilemma der Frauen. In: Arbeitsmaterialien zum Tagungsschwerpunkt „Berufliche Bildung von Frauen". Bremen.

Jameson, Fredric/Miyoshi, Masao (ed.) (1998): The Cultures of Globalization. Durham/ London.

Kohli, Martin, (1986): Gesellschaftszeit und Lebenszeit. Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne. In: Berger, Johannes (Hg.): Die Moderne - Kontinuitäten und Zäsuren. Soziale Welt, Sonderband 4, Göttingen. 183-208.

Krüger, Helga/Born, Claudia/Kelle, Udo (1989): Sequenzmuster in unterbrochenen Erwerbskarrieren von Frauen. Arbeitspapier Nr. 7 des Sonderforschungsbereichs 186 der Universität Bremen.

Koncz, Katalin (2002): The Gender-Specific Division of Labor in Hungary Since the Regime Change. In: Becker-Schmidt, Regina (Hg.): Gender and Work in Transition. Opladen. 217-254.

Kunwar, Chhaya (2000): Gender Based Division of Work in the Uttrakhand Mountian Region of the Central Himalaya. Hannover. Unveröffentlichtes Manuskript.

Lenz, Ilse (1992): Frauenarbeit und Frauenpolitik zwischen Subsistenzproduktion und Arbeitsmärkten. Frauen international - komplexe Beziehungen. In: Rott, Renate (Hg.): Entwicklungsprozesse und Geschlechterverhältnisse. ssip bulletin 63. Saarbrücken. 75-92.

Maier, Friederike (2000): Women's Work and Economic Development. In: Becker-Schmidt, Regina (Hg.): Gender and Work in Transition. Opladen. 81-91.

Meshcherkina, Elena (2002): Women in the Labor Market in Russia. In: Becker-Schmidt, Regina (Hg.): Gender and Work in Transition. Opladen. 253-271.

- (2002a): Arbeitsbiografien von Frauen aus Russland. Gesellschaftliche Transformation und Eigensinn. In: Becker-Schmidt, Regina/Dölling, Irene/Weiss, Florence/Meshcherkina, Elena: Arbeitsbiografien von Frauen in internationaler Perspektive. Erschienen als CD-ROM im Rahmen des Projekt „VINGS". Hannover.

Ostner, Ilona (1987): Weibliche Biographien - Zur Normalität von Widersprüchen. In: Buttgereit, Michael (Hg.): Lebenslauf und Biographie. Wissenschaftliches Zentrum für Berufs- und Hochschulforschung. Kassel. 77-93.

Rott, Renate (1992): Entwicklungsprozesse und Geschlechterverhältnis. In: ssip bulletin 63. Saarbrücken. 7-28.

Sassen, Saskia (1996): Towards a Feminist Analysis of the Global Economy. In: Indiana Journal of Global Legal Studies, vol. 4. 7-41.

Schachtner, Christel (1993): Geistmaschine. Faszination und Provokation am Computer. Frankfurt a.M.

Siemeinska, Renata (2002): Social Policies, and Women's Work in Poland. In: Becker-Schmidt, Regina (Hg.): Gender and Work in Transition. Opladen. 175-216.

Weber, Kirstin (1995): Ambivalenz og Erfaring. Roskilde.

Wohlrab-Sahr, Monika (1993): Biographische Unsicherheiten. Formen weiblicher Identität in der „reflexiven Moderne": Das Beispiel der Zeitarbeiterinnen. Opladen.

Viezzer, Moena (1979): „Wenn man erlaubt zu sprechen..." Zeugnis von Domitila, einer Frau aus den Minen Boliviens. Bornheim-Mertens.

Teil II:
Grenzverschiebungen, Körperpolitiken

Sabine Hark/Corinna Genschel

Die ambivalente Politik von *Citizenship* und ihre sexualpolitische Herausforderung[1]

„Ist die Demokratie am Ende?" ist eine der (Zukunfts-)Fragen, die politische TheoretikerInnen, Soziologiekongresse, künstlerische und wissenschaftliche Symposien sowie die parlamentarische und außerparlamentarische Politik intensiv beschäftigt - wenn auch in sehr unterschiedlicher Akzentuierung und mit divergenten Zielen. Denn die gegenwärtig weltweit feststellbaren Verwerfungen und tief greifenden gesellschaftlichen Umbrüche haben die Bedingungen politischer Partizipation, demokratischer Handlungsmächtigkeit und gesellschaftlicher Teilhabe grundlegend verändert und werden sie noch weiter verändern. Insbesondere die ambivalente Politik von *Citizenship*, die aus den Differenzierungen zwischen *bourgeois* und *citoyen*, In- und Ausländer, zwischen Menschen- und Bürgerrechten, aktiven und passiven Rechten[2] resultiert, ist durch diese Verwerfungen radikalisiert worden. Dies hat nicht nur Fragen nach der Erneuerung der „demokratischen Revolution" (Claude Lefort) aufgeworfen, sondern auch danach, wie *Citizenship* als zentrales Element der „Infrastruktur der Demokratie" (Bryan Turner) politisch gefasst und theoretisch gedacht werden kann.

Auch die internationale feministische Theoriediskussion stellt sich der kritischen Aneignung und Neudefinition von Citizenship und widmet sich vor allem der Reformulierung von (BürgerInnen-)Rechten.[3] Sexualität taucht in diesen Reformulierungen bisher allerdings lediglich als eine Frage des Rechts auf Sexualität und sexuelle Selbstbestimmung auf.

Auffallend ist in der Tat, dass Sexualität weder im Kontext der feministischen[4] noch der nicht-feministischen demokratietheoretischen Debatten, in Überlegungen zu politischer Gerechtigkeit und der Konzeption von BürgerInnenrechten von *analytischer* Bedeutung ist. Dabei haben die politischen Kämpfe z.B. um das Sexualstrafrecht, um Aids, Abtreibung und nicht zuletzt um die so genannte Homo-Ehe gezeigt, dass Sexualität ein prominenter Schauplatz politischer Auseinandersetzungen ist, ein Territorium, auf dem gesellschaftliche Verhältnisse (neu) geordnet sowie demokratische Rechte und politische, ökonomische und kulturelle Ressourcen verteilt werden.

Vor diesem Hintergrund möchten wir für eine kritische Erweiterung sowohl der demokratietheoretischen Debatten als auch der Diskurse um die gegenwärtigen ökonomischen, staatlichen und rechtlichen Transformationen um eine sexualpolitische Perspektive plädieren. Denn zum einen sind diese Veränderungen mit einem sexuellen und geschlechtlichen Index versehen, zum anderen verweist die sexualpolitische Problematisierung des für westliche Demokratien konstitutiven Nexus von privat/öffentlich in spezifischer Weise auf vielfache Defizite und Grenzen der derzeitigen Form und Infrastruktur der Demokratie.

Zudem enthalten die weltweit stattfindenden Kämpfe von Lesben, Schwulen, transgeschlechtlich lebenden Menschen, Frauen und Feministinnen Visionen anderer Partizipationsmodelle, in denen es nicht allein um Einschluss in bereits etablierte Rechte bzw. um die Erweiterung von Rechten im Rahmen ihrer triadischen Konzeption (private, soziale und politische Rechte) geht. In diesen Kämpfen geht es um mehr als darum, bestehende Vorstellungen staatlich garantierter Gleichstellung und Freiheit zu akzeptieren, sondern um eine weitaus größere gesellschaftspolitische Herausforderung: die Ermutigung zu einem Dialog, der sich der Frage annimmt, wie die längst existierenden und immer noch neu entstehenden geschlechtlichen, sexuellen, kulturellen Arrangements und Lebensführungen in eine neue, transformatorische Politik überführt werden könnten.

Um dieser Herausforderung zu begegnen, wollen wir im Folgenden Sexualität als Kategorie der Macht in demokratietheoretische Überlegungen einführen. Darüber hinaus gilt es, queere Politiken und theoretische Interventionen im Hinblick auf ihre gesellschaftspolitische Reichweite kritisch zu befragen. Als Instrumentarium schlagen wir dafür im Anschluss an Bryan Turner (1992) ein Konzept von *Citizenship* als *Set rechtlicher, politischer, ökonomischer und sozialer Praktiken* vor. Durch dieses Set wird eine Person als kompetentes Mitglied einer Gesellschaft bestimmt und die Verteilung von Ressourcen an Personen und Personengruppen reguliert. Diese Definition ermöglicht eine kritische Distanz zum dominanten Modell von *Citizenship* als Trias von Rechten. Stattdessen lenkt sie den Blick darauf, wie Mitgliedschaft und politische Praxen strukturiert und reguliert werden. Und sie ermöglicht in einem nächsten Schritt einen kritischen Blick auf eine Praxis zu werfen, die wir *politics of citizenship* nennen wollen: Das regulierte, gleichwohl umkämpfte und heterogene Feld von Politiken, auf dem um die Aus- und Umgestaltung der Infrastruktur der Demokratie gerungen wird.

Queer Theorie und Politik

Queering Sozialtheorie: Sexualität als Kategorie der Macht

Die Ausblendung von Sexualität als Kategorie der Macht aus der zeitgenössischen ebenso wie der klassischen Gesellschaftstheorie war einer der Ausgangspunkte queerer Kritik. Obwohl der Kampf um Sexualität und ihre Regulierung, so etwa Michael Warners Generalthese in *Fear of a Queer Planet* (1993), unabdingbar verbunden sei mit der Genese und Reproduktion moderner sozialer Institutionen, wie Familie, Staat, individuelle Freiheit, Zensur, Öffentlichkeit und Privatheit, aber auch mit der Konstitution der modernen Geschlechterdifferenz, mit Bevölkerungs- und Gesundheitspolitik, mit der Regulierung von Begehren und Konsum, mit nationaler Identität oder kulturellen Körpervorstellungen (ebd., xiii) und obwohl es eine komplexe und reiche Geschichte der theoretischen Reflexion von Sexualität und des Verhältnisses von Sexualität und Politik gäbe (ebd., viii), zeichne sich die gegenwärtige Sozialtheorie in ihren Beschreibungen der sozialen Welt vor allem durch ihre schier endlos scheinende Kapazität aus,

Sexualität unkritisch als heterosexuell norm(alis)iert zu betrachten bzw. queer-Sexualität zu marginalisieren.[5]

In eine ähnliche Richtung argumentiert auch Steven Seidman in seinem Buch *Difference Troubles: Queering Social Theory and Sexual Politics* (1997). Er kritisiert die Weigerung der soziologischen Klassik, Differenz, insbesondere aber Differenz in/durch Sexualität, zu denken:

„If our view of modernity derived exclusively from the sociological classics, we would not know that a central part of the great transformation were efforts to create a sphere of sexuality, to organize bodies, pleasures, desires, and acts as they relate to personal and public life." (Seidman 1997, 82)

Vor dem Hintergrund dieser Kritik und in kritischer Fortführung feministischer, lesbischer und schwuler Analysen konzeptualisiert Queer Theory Sexualität daher als herrschaftskritische Kategorie, die – ebenso wie Geschlecht, geopolitische Positionierung, 'Rasse' und Klasse – soziale und politische Verhältnisse strukturiert.[6] Sexualität ist in einer queeren Perspektive zunächst eine Kategorie der Macht – und nicht ein Moment des Privaten, verstanden etwa als „Persönlichkeitsmerkmal" oder „privater Lebensentwurf". Als „regulative Praxis" (Genschel 1997, 82) und als gesellschaftliches Ordnungsprinzip positioniert sie Individuen an der sozialen Peripherie oder im Zentrum, platziert sie in einer bestimmten und bestimmenden Relation zu institutionellen und ökonomischen Ressourcen (wie geschlechtliche Arbeitsteilung), zu sozialen Möglichkeiten, rechtlichem Schutz und sozialen Privilegien sowie in Relation zu einer Bandbreite von Formen sozialer Kontrolle, die vom Ein- bzw. Ausschluss aus Bürgerrechten bis zu verbaler Verhöhnung und physischer Gewalt reichen.

Warners und Seidmans Kritiken – ebenso wie viele andere Texte queeren Denkens und Schreibens – signalisierten also recht unmissverständlich, dass „queering" nichts Geringeres meinte, als die etablierte Sozialtheorie und Soziologie sexualpolitisch 'vom Kopf auf die Füße zu stellen'.[7] Queer Theory griff dafür „all die Denksysteme, Diskurse und Institutionen an, die Heterosexualität voraussetzen und das eigene Selbst, die sozialen Beziehungen, Wissen, Kultur und Politik heterosexualisieren" (Genschel, Lay, Wagenknecht, Woltersdorff 2001, 168), um zu zeigen, wie in der Moderne Heterosexualität als *Heteronormativität* grundlegend in Gesellschafts- und Geschlechterverhältnisse eingeschrieben ist: „Heterosexualität geht als Dispositiv in die Geschlechterverhältnisse ein, stützt sie materiell als Regulativ der Wissensproduktion, als Normalisierungsmodell, als Anrufungsverhältnis und als Zuweisungsmodus in der Arbeitsteilung." (Wagenknecht 2001, 816)

Der für Queer Theory zentrale Begriff der *Heteronormativität* zielt mithin auf die naturalisierte Objektivität von Heterosexualität, das heißt auf die Weisen, in denen Heterosexualität selbstverständlich als die normale und unhinterfragte Praxis sozialen Lebens gilt. Ihre Stabilität ist insofern nicht in einer ahistorischen „Natürlichkeit" begründet; sie resultiert vielmehr aus dem Dispositiv kontinuierlich durchgesetzter und wechselseitig miteinander verschränkter, vielfältiger normativer, gesetzlicher, kultureller, sozialer und psychischer Regulierungen, die die heteronormativ organisierte, zweigeschlechtliche Ord-

nung hervorbringt.[8] Als Norm ist Heterosexualität „unentrinnbar", wie Teresa de Lauretis (1991) bemerkte - und dies gilt auch für diejenigen, die nicht heterosexuell leben.

Queer Moment: Die gesellschaftspolitische Situation

Das queere Theorieprojekt reagierte auf eine gesellschaftliche Situation, die im US-amerikanischen Kontext wiederholt als ein historisch spezifischer *queer moment* beschrieben worden ist. Die politische und theoretische Artikulation von queer ab Ende der achtziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts erfolgte zu einem Zeitpunkt, da in der US-amerikanischen Gesellschaft ein spezifisches „Set von Produktionsverhältnissen sowie von ökonomischen, politischen und kulturellen Formen" (Cutler et al., 1977, 222[9]) aufbrach und verschiedene antagonistische Kräfte um eine neue Artikulation des Sozialen rangen.[10] Aufgrund der Erfolge des lesbischen Feminismus und von *Gay Liberation* in den siebziger Jahren traten nun erstmals auch Lesben und Schwule in signifikanter Weise als politische Akteure auf und beteiligten sich an den Kämpfen um eine neue Repräsentation von Gesellschaft.

Doch zugleich sahen sich die lesbisch-schwulen Bewegungen und Communities mit einer aggressiven homophoben und sexistischen Mobilisierung konfrontiert, in der christliche und rechte Bewegungen die Thematisierung sozialer und ökonomischer Probleme an Homosexualität, Feminismus, Pornographie und Unmoral knüpften.[11] Lisa Duggan (1995) beschreibt die achtziger Jahre als das Jahrzehnt der *sex wars*: eine Serie politischer und kultureller Kämpfe um die Repräsentation von Sexualität, die reproduktiven Rechte von Frauen und die juristische Absicherung von Lesben und Schwulen. Sexualität wurde zum Schauplatz der Verhandlung von Krisen, Ängsten und Konflikten, indem die Krise der sozialen und ökonomischen Ordnung z.B. mit Verwerfungen in der Familienstruktur sowie dem Auftreten von Lesben und Schwulen als politischen Subjekten verknüpft und jene so tendenziell als Krise der Sexualmoral statt des ökonomischen und politischen Systems verhandelt werden konnte:

Die „Verursacher" der gesellschaftlichen Unordnung waren damit schnell ausgemacht - und in der so genannten Aids-Krise fand sich ein geeignetes Politikfeld. Die Verknüpfung von Aids mit männlicher Homosexualität und das insbesondere Schwulen zugeschriebene promiske, unmoralische (sexuelle) Verhalten wurde zum Zeichen des Niedergangs US-amerikanischer Macht (vgl. Stanton 1992, 11). Als Bollwerk gegen diese - die US-amerikanische Schwäche signalisierende - „abscheuliche", degenerierte schwule Kultur setzte der rechte Diskurs auf konservative, grenzsichernde Re-Ideologisierungen von monogamer Heterosexualität. In Verbindung mit der moralischen Aufladung von Kleinfamilie und Fortpflanzung wurde Heterosexualität so zum Symbolträger gesellschaftlicher, gar nationaler Stabilität.

Den lesbisch-schwulen Communities verdeutlichte die diskursive Neuordnung des (sexual)politischen Feldes, dass auf einen Teil der US-Bevölkerung „verzichtet" werden konnte. Gleichzeitig zeigte sich in der Aids-Krise aber auch - qua Geschlechter- und

Klassenpolitik sowie Prozessen der Rassisierung – die Heterogenität der *Gay Community*. Die Idee einer homogenen Gruppe von Schwulen und Lesben hatte sich so nicht nur als Fiktion erwiesen, sondern auch als wirksames Moment marginalisierender Grenzziehungen innerhalb der Communities.

Eine Politik, die die Integration einer „Minderheit" in die Mehrheitsgesellschaft fordert, war angesichts dieser gesellschaftlichen Krise, in der es um Fragen von Leben und Tod ging,[12] an ihre Grenze gestoßen. Reaganismus und die Aids-Krise hatten nicht nur eine radikalisierte Politisierung provoziert, sondern auch klar gemacht, dass diese Herausforderung nur mit neuen gesellschaftlichen Bündnissen zu bestehen war. Dies war der Moment von queer: Neue, auf öffentliche Intervention setzende Gruppen und politische Strategien entstanden,[13] die explizit die Frage nach dem Zugang zu Öffentlichkeit und Ressourcen stellten, die Aids als Teil eines Netzwerkes von Machtverhältnissen begriffen und die die im Kontext dieser Krise intensivierte „Abscheulichkeit" von Homosexualität gegen die alltäglich produzierte Heteronormativität zu mobilisieren suchten, gleichzeitig aber deutlich machten, dass sie sich mit wohlmeinender Toleranz nicht länger zufrieden geben würden.

Die ambivalente Politik von (sexueller) *Citizenship*

Im Licht der Einsicht, dass die identitätspolitischen schwul-lesbischen Strategien heterogene und ungleiche soziale Lagen innerhalb der lesbisch-schwulen Communities verdeckten, womöglich sogar mit produzierten, wurde so das theorie-politische Terrain in zweierlei Hinsicht verschoben: Zum einen wurde es ein Anliegen des queeren Theorieprojektes, einen diskursiven Raum zu schaffen, in dem die Heterogenitäten und Verwerfungen innerhalb lesbischer und schwuler Subkulturen untersucht werden können. Zum anderen resultierte daraus, nicht Identitäten selbst zu analysieren, sondern die gesellschaftlichen Verhältnisse und Praktiken, in denen jene hervorgebracht und stabilisiert werden. Wenn also beispielsweise seit Beginn der neunziger Jahre (primär im englischsprachigen Raum) Sexualität verstärkt im Rahmen der gesellschaftlichen Organisation von Rechten diskutiert und verhandelt wird, signalisiert dies zwar auf den ersten Blick eine Hinwendung an „das Recht", theorie-politisch geht es aber darüber hinaus. Zunächst geht es sicherlich darum, verschiedene Rechte – Erb-, Sorge-, Partnerschafts-, Gesundheits-, Wohn- und Aufenthaltsrechte, also die sozialen Rechte – zu erstreiten. Denn die materiellen Konsequenzen der Nicht-Absicherung und Nicht-Anerkennung (hier insbesondere) schwuler Partnerschaften und Lebensformen war durch die so genannte Aids-Krise sichtbar geworden.[14] Neben der Forderung nach sozialen Rechten erwuchsen aus der queer-theoretischen Kritik an identitätspolitischen Strategien weitergreifende Forderungen nach Mitgliedschaft und neuen Entwürfen von (*sexual*) *Citizenship*. Denn war nicht deutlich geworden, dass es im Kern um die Frage nach den Bedingungen von Mitgliedschaft geht? Dass Emanzipation kein linear fortschreitender Prozess ist, in dem immer mehr Menschen in den „politischen Staat"

aufgenommen werden, sondern ein widersprüchlich verlaufender, umkämpfter Prozess, der die Frage nach der „Art der Emanzipation" und ihren Bedingungen überhaupt aufwirft (vgl. Marx 1976, 350)?

Politics of Citizenship: Eine kritische Analytik

Was aber würde es aus einer sexualpolitischen Perspektive bedeuten, die Bedingungen gesellschaftlicher Mitgliedschaft selbst zum Thema zu machen?

Zunächst geht es darum, die Voraussetzungen von Teilnahme selbst zu untersuchen, d.h. die rechtlichen Grundlagen politischer Partizipation, aber auch die sozialen und politischen Bedingungen. Damit bewegen wir uns allerdings noch auf der Ebene des triadischen Konzeptes von *Citizenship* als Set bestehend aus „privaten" (bürgerlichen), politischen und sozialen Rechten.[15] Um jedoch die Voraussetzungen von Teilnahme und Teilhabe sexualpolitisch und demokratietheoretisch genauer zu fassen, ist es in einem zweiten Schritt notwendig über diese Rechtsfassung von *Citizenship* hinauszugehen und zu fragen, wie die (heteronormative) Strukturierung des Sozialen sowohl Personen und Praxen ausschließt (oder nur unter bestimmten Bedingungen einschließt) als auch Gegenstands- und Handlungsfelder anordnet und damit politisch verhandelbar macht oder dies verhindert.

Für die Politikwissenschaftlerin Shane Phelan sind das Regime der Sexualität und die sexualpolitischen Kämpfe demokratietheoretisch ein besonders aufschlussreiches Feld, da hier „die sauberen Grenzen zwischen der Zivilgesellschaft und dem Staat" (Phelan 2000, 433, Ü.d.A.), zwischen Politik und Privatsphäre permanent durchkreuzt werden. Umgekehrt rückt die normativ und materiell durchgesetzte Aufrechterhaltung dieser „sauberen Grenzen" die Frage nach „der Rolle der Regulation von Sexualität in moderner Regierung" (ebd.) wie auch nach der Rolle sexualpolitischer AkteurInnen in den Fokus der Analysen. Dies bedeutet, dass Fragen nach der Konstruktion politischer Subjektivität und der politischen Konstruktion sozialer Subjektivität, aber auch der staatlichen, ökonomischen, kulturellen und sozialen Konstruktion politischer Räume und Praxen gestellt werden müssen.

In diesem Zusammenhang sind die sexualpolitischen - oder hier besser: queeren - Kämpfe der neunziger Jahre aufschlussreich, da diese der Theoriebildung gewissermaßen voraus sind. Denn insofern diese, wie Diane Richardson bemerkt, weniger „das demokratische Recht auf Privatheit als die Herstellung sicherer Räume für öffentliche Sexualitäten, welche gegenwärtig durch Hetero-Toleranz beschränkt sind, zum Ziel haben" (Richardson 1996, 15, Ü.d.A.), reagierten die queeren Kämpfe weder mit einem Rückzug ins so genannte Private noch mit einer defensiven Angleichung an die heteronormative Norm. Die queeren Kämpfe setzten damit den Anspruch auf sexualpolitische Gestaltung öffentlicher, politischer Ordnung und Räume auf die Tagesordnung und konfrontierten die heteronormative Ordnung mit ihren Ausschluss- und Ordnungsprinzipien.

Denn insofern „Öffentlichkeit" einer der zentralen Orte politischer Gestaltung ist, gleichzeitig aber von heteronormativen Imperativen regiert wird, ist es nahe liegend, in eben diese Anordnung zu intervenieren. Ob nun mit Begriffen der „Reterritorialisierung öffentlicher Räume" (Richardson 1996, 15), mit einer Politik der „direct address", die auf ein „daily life enactment of cultural practices and routine reiteration of cultural representations" (Bower 1997) setzt,[16] oder aber mit Strategien der „Irritation und Veruneindeutigung offizieller Politiken" (Engel 2002), es geht stets darum, politische Eingriffe zu stärken, die „von unten" in die Einrichtung des Sozialen und das Bedingungsgefüge demokratischer Handlungsmächtigkeit intervenieren.

Diese Perspektivveränderung im Feld sexueller Politiken von der Forderung nach Integration oder Absicherung des „Privaten" hin zum Anspruch auf aktive gesellschaftliche Teilnahme und politische Gestaltung geht insofern auch mit einer Verschiebung des Fragehorizonts einher. Denn wenn es um die Möglichkeiten und Grenzen der Veränderung gesellschaftlicher Strukturen geht, stehen sowohl die ökonomischen und kulturellen Ressourcen als auch die Bedingungen der Artikulation und der Entscheidungsverfahren zur Verhandlung, die aktive gesellschaftliche Teilnahme und Umgestaltung befördern oder verhindern. Die ungleichen Bedingungen der Repräsentation geschlechtlicher bzw. sexueller Existenzweisen sowie politischer Gestaltungsmacht sind zugleich im kulturellen oder zivilgesellschaftlichen Feld der Artikulation wie im ökonomischen, rechtlichen und politisch-institutionellen verankert" (Engel 2002, 232; vgl. hierfür auch quaestio 2000b, 23 ff.).

Sexualpolitisch reicht es also nicht aus, *Citizenship* als die „Region, der vom Staat gewährten, garantierten, differenzierten und differenzierenden Rechte" (Wagenknecht 2001, 817) zu fassen, sondern muss die Weise in den Blick nehmen, wie eine Gesellschaft Mitgliedschaft und politische Partizipation sowie Form und Inhalt gesellschaftlicher Gestaltung denkt und reguliert.

Insofern kann auch ein Konzept einer *politics of citizenship*, das sich inhaltlich (also auf die Gegenstandsfelder der Kämpfe bezogen) aus der Konzeption von *Citizenship* als Trias von Rechten ergibt und von der Form her „Politik" als Geschäft versteht, das in einer separaten politischen Sphäre geschieht, diese komplexen, dialektischen und widersprüchlichen Denk- und Handlungsbewegungen nicht fassen. Geraten dadurch doch diejenigen Kämpfe und Bewegungen aus dem Blick, die die Funktions- oder Regulationsprinzipien von Mitgliedschaft und Partizipation grundlegend befragen und in verschiedenster Hinsicht und unterschiedliche Momente angreifend zu verändern trachten.

Wir schlagen daher eine doppelte Begriffsverschiebung vor: Unter *politics of citizenship* verstehen wir in einem weiten Sinne diejenigen politischen Praxen, die in das komplexe Bedingungsgefüge politischer Partizipation intervenieren, indem sie das Gefüge von Gesellschaft selbst zum Gegenstand machen und dies mit Konzepten demokratischer Handlungsmächtigkeit verbinden. Damit schließen wir über Forderungen nach Anerkennung, Inklusion und einer sicheren Privatsphäre hinausgehend zum einen die

Kämpfe ein, die Differenzen oder Dissens sowie ein Recht auf öffentlichen Raum und Artikulation einklagen, zum anderen aber auch die Bewegungen, die durch spezifische Aktionsformen, Mittel und Ziele in die normative Ordnung und materielle Regulierung von „Öffentlichkeit" eingreifen.

Die zweite Begriffsverschiebung haben wir bereits in der Einleitung angesprochen. Ihre analytische Bedeutung zeigt sich vor dem Hintergrund der sexualpolitischen Problematisierung. Wenn wir mit Bryan Turner *Citizenship* verstehen als *„Set rechtlicher, politischer, ökonomischer und sozialer Praktiken*, das eine Person als kompetentes Mitglied einer Gesellschaft bestimmt, was in der Folge die Verteilung von Ressourcen an Personen und Personengruppen bestimmt" (Turner 1992, 2, Ü. und Hervorh. d.A.), vermeiden wir die juridisch verengte Definition von *Citizenship*. Denn deutlich geworden ist, dass eine juridische Definition einerseits die sexualpolitischen Dimensionen der Infrastruktur der Demokratie nicht in den Blick nehmen kann, andererseits die Heterogenität von Kämpfen sowie den prinzipiell umkämpften Charakter von *Citizenship* notwendig ausschließt. Folgen wir der Problematik, die sich demokratietheoretisch durch Sexualpolitik auftut, muss es auch darum gehen, *Citizenship* als eine historisch veränderbare soziale Konstruktion zu verstehen. Denn *Citizenship* ist zu verstehen als Effekt politischer Kämpfe und gesellschaftlicher Anforderungen, es ist ein *„concept of struggle"* (Hennessy 1993) um das gerungen wird, mit dem Hegemonien durchgesetzt, aber auch angefochten werden. Kurzum: *Citizenship* als Set von Praktiken zu verstehen ermöglicht, es als analytisches - statt juridisches oder normatives - Instrumentarium zu verwenden. Verschiedene Dimensionen der gesellschaftlichen Organisation von sozialer und politischer Mitgliedschaft lassen sich dann unter dem Blickwinkel der Bedingungen von Demokratie und den Kämpfen um gesellschaftliche Gestaltungsmöglichkeiten analysieren.

Bevor wir diese Dimensionen jedoch spezifischer in ihrer sexualpolitischen Bedeutung entfalten und aufschlüsseln, möchten wir zunächst den Blick auf den gegenwärtigen Zeitpunkt werfen, in dem die (neuen) Fragen um Einschluss/Ausschluss sowie nach dem politischen Projekt der Demokratie gestellt werden.

Gesellschaftliche Transformationen und die Veränderungen von Citizenship

Die lesbisch-schwule Reklamation eines Eintrittsbilletts - in Form der Forderung nach Aufnahme in gegebene Rechte und Institutionen - in die (noch) sozialstaatlich verfasste Bürgergesellschaft und das politische Projekt der Demokratie erfolgt historisch zu einem Zeitpunkt, da beide Projekte radikalen Verwerfungen ausgesetzt sind und sich im Kern neu formieren: Die die „organisierte Moderne" (Wagner 1995) kennzeichnenden „institutionellen Ordnungen von Markt und Staat" (ebd., 41) sind brüchig geworden.[17] Staat und Gesellschaft werden weit reichend re-reguliert und staatliche Machttechniken radikal reorganisiert:[18] Im neoliberalen Rearrangement des Dreiecks von Staat,

Markt und Gesellschaft, in dem der Markt zu *dem* organisierenden und regulierenden Prinzip wird, sind hier Momente funktioneller *Ent*staatlichung[19] zu beobachten, aber auch Phänomene (erneuter) *Ver*staatlichung[20] feststellbar. Wir haben es also nicht ausschließlich, wie Bourdieu (Bourdieu 1998a, 42) argumentiert, mit einer „Rückbildung des Staates" zu tun, sondern mit einer in Folge radikaler Transformationen qualitativ veränderten Topologie des Sozialen, in der die Grenzen zwischen Ökonomie, Staat und Gesellschaft neu gezogen und ökonomische Formen und Rationalitäten auf andere Bereiche des Sozialen ausgedehnt werden. Ein deutliches Indiz dafür ist etwa die Tendenz, bisher sozialstaatliche, auf der Idee gesellschaftlicher Solidarität basierende Verantwortungen in die Zuständigkeit nicht- bzw. semistaatlicher gesellschaftlicher Einrichtungen oder gar in die (nur noch bedingt sozialstaatlich gestützte) private Verantwortung der Individuen zu transferieren. Dies reicht von der Verantwortung, informiert zu konsumieren, über die Verantwortung für die eigene Beschäftigungsfähigkeit und das Management des eigenen „Gesundheitsportfolios" bis zur Verantwortung für die Reproduktion (von der genauen Planung von Schwangerschaften bis zur durch gentechnologische Entwicklungen nahe gelegten Verantwortung für „genoptimierte Nachkommen"). Ulrich Beck spricht hier von einer „politischen Ökonomie der Unsicherheit", in der „Risikoregime" - bei gleichzeitiger Umverteilung der Risiken vom Staat und der Wirtschaft auf die Einzelnen - immer mehr Bereiche des Lebens erfassen (Beck 2002, 7). Diese Prozesse können allerdings nicht als Verzicht des Staates auf Regieren verstanden werden, sondern indizieren eher einen „Formwandel in den Herrschaftstechniken" (Fach 2000, 113), eine „Verschiebung von formellen zu informellen Formen der Regierung" (Lemke et al., 2000, 26).[21]

Die staatlichen Machttechniken differenzieren sich dabei in einer neuen Weise aus, die sich mit der Unterscheidung von „Recht" und „Gesetz" fassen lässt: Rechte ermöglichen die Verwirklichung privater Freiheit (zum Konsum) für diejenigen, die „marktförmig" sind, und disziplinierende Gesetze und Maßnahmen werden denjenigen auferlegt, die aus den gesellschaftlichen Tätigkeitsformen und den dominanten Reproduktions- und Anerkennungssystemen hinausgedrängt bzw. erst gar nicht hineingelassen werden oder herausfallen; für diejenigen also, für die es, wie Robert Castel (2000a, 359) sagt, keinen „Platz gibt in der Sozialstruktur".[22]

Das Verschwinden des öffentlichen Sektors, die marktorientierte „Verschlankung" des Sozialstaates stellt mithin lediglich die Vorderseite einer Diätkur dar, auf deren Rückseite die repressiven und disziplinierenden Apparate des Staates gemästet werden. Wir haben es, wie Ralf Dahrendorf (2000) argumentiert, mit neuen „Formen des Autoritarismus" (Dahrendorf 2000, 1067) zu tun, die zunächst der Disziplinierung und Kontrolle der „Überflüssigen" dienen, insgesamt aber zu einer „Lockerung der institutionellen, organisatorischen und rechtlichen Grundlagen demokratisch verfasster Gesellschaften" (Vogel 2001, 60) führen. Loïc Wacquant (2000) hat dies als Politikwechsel vom sorgenden zum strafenden Staat beschrieben.[23] Statt durch Zentralisierung operiert dieser durch Deregulation, Flexibilisierung und Privatisierung einerseits, durch

Disziplinierung, Kontrolle und Segregierung „überflüssiger Populationen" andererseits.[24]

Begleitet werden diese Transformationen von politischen Diskursen sowohl im nationalen Rahmen als auch auf EU-Ebene, die in den vergangenen Jahren entlang rassisierter, aber auch vergeschlechtlichter und heterosexualisierter Linien verstärkt eine deutsche, bzw. europäische Identität geschaffen haben durch die Konstruktion von „Fremden", die nationale Sicherheit sowie Wirtschaft und Arbeitsmarkt „belasten". Aktuelle diskursanalytische Untersuchungen der parlamentarischen Diskurse zur Immigration in sechs europäischen Ländern - Österreich, England, Niederlande, Spanien, Frankreich, Italien - (Wodak et al. 2000), zeigen, dass „Fremde" nicht willkommen sind, es sei denn, „sie besitzen einen bestimmten Sachverstand, der aus ökonomischen Gründen gebraucht wird"[25].[26] Die in diesen Diskursen entwickelten argumentativen Muster und semantischen Verknüpfungen plausibilisieren und legitimieren ausgrenzende Maßnahmen sowie die diskriminierende Differenzierung in *citizens*, *aliens* und *denizens* (Hammar 1990).[27] Auch die deutsche Debatte zunächst um die *Green Card* und dann um die Ein- bzw. Zuwanderungsgesetzgebung zeigt nicht nur die Bedeutsamkeit der Unterscheidung zwischen „uns" und „denen", sondern vor allem die meist in modernisierter Rhetorik nur verklausuliert, oft aber auch sehr offen geäußerte Bedeutung der Unterscheidung zwischen „ökonomisch nützlichen" und „parasitären" Fremden.[28]

Wir gehen davon aus, dass durch diese Diskurse und sozialen Verwerfungen sowie die staatlichen, politischen und ökonomischen Transformationen das den „postliberalen Kompromiss" (Wagner 1995) kennzeichnende Bedingungsgefüge politischer Partizipation, demokratischer Handlungsmächtigkeit und gesellschaftlicher Teilhabe grundlegend verändert wird bzw. bereits verändert wurde. Wir haben es längst mit einem komplexen System differenzieller Teilhabe zu tun, d.h. verschiedenen Populationen wird ein je unterschiedliches Set von Rechten gewährt (und Pflichten auferlegt), die in einem System hierarchisch organisierter Abstufungen organisiert sind und vom Modell des mit allen Rechten (und Pflichten?) ausgestatteten „Vollbürgers" bis zum aller Rechte entkleideten Flüchtling in „Abschiebehaft" reicht. Dies zwingt dazu, die Frage nach angemesseneren Konzeptualisierungen der immer im Modus von In- und Exklusion operierenden Modelle von *Citizenship* zu stellen: Wovon etwa hängen die Chancen und Fähigkeiten zur Partizipation ab, welche Gruppen profitieren von einer privatwirtschaftlich statt sozialstaatlich organisierten Absicherung von Lebensrisiken; welche Gruppen werden benachteiligt, wer zählt überhaupt als rechtstaugliche Person, wer als Staatsbürgerin oder Staatsbürger, als *citizen*, *denizen* bzw. *alien*.

Nun ist es zwar in einem absoluten Sinne nicht möglich zu prognostizieren, welche Effekte Forderungen nach Inklusion haben werden. Denn Kämpfe um die Öffnung bzw. Erweiterung des politischen und sozialstaatlichen Gemeinwesens sind eben Kämpfe, d.h. immer umstritten, geprägt von konfligierenden Interessen und daher unabsehbar in ihrem Verlauf. Sie sind darüber hinaus, wie Peter Wagner (1995) gezeigt hat, situiert

in einem widersprüchlich organisierten Konnex von Emanzipation und Freiheit - Handlungsermöglichung - einerseits und Konventionalisierung und Disziplinierung - Handlungsbeschränkung - andererseits. „Wenn moderne Institutionen", so Wagners Schlussfolgerung, also „nicht einfach Freiheit befördern, sondern *bestimmte Beziehungen von Ermöglichungen und Beschränkungen* schaffen, dann werden *Gegenstand und Verteilung* von Ermöglichungen und Beschränkungen bedeutsam. Die Geschichte der Moderne kann daher nicht in Begriffen der Ausweitung von Autonomie und Demokratie ... geschrieben werden" (Wagner 1995, 16, Hervorh. d.A.). Es gälte folglich „so genau wie möglich zu bestimmen, wessen und welches Handeln unter welchen Umständen durch moderne Institutionen ermöglicht oder beschränkt wird" (ebd., 15).

Sexuelle Rechte und sexualpolitische (Rechts-)Politiken

Vor diesem Hintergrund wollen wir uns nun wieder dem Feld der Sexualität zuwenden und die sexualpolitisch codierten In- und Exklusionspraktiken in ihren jeweiligen Dimensionen der Organisation von *Citizenship* betrachten. Zwei Komplexe bilden den Ausgangspunkt unserer Befragung: Da bislang weder politisch noch inhaltlich gefüllt ist, was sexuelle Rechte sein können, soll dies zunächst geklärt werden. Hier interessiert uns, wie der Zusammenhang zwischen dem Regime der Sexualität auf der einen Seite und der Strukturierung des „politischen Gemeinwesens" und demokratischer Handlungsmächtigkeit auf der anderen Seite gedacht wird bzw. gedacht werden kann.

Damit stellen wir uns in die - primär im englischsprachigen Raum geführte - Debatte um Sexual *Citizenship*. Dort werden unter den Stichworten „Sexual Justice" (Kaplan 1997), „Intimate Citizenship" (Weeks 1995a) oder „Sexual Citizenship" (Evans 1993, 2000) Verbindungen zwischen dem Regime der Sexualität und *Citizenship* aufgeworfen, die über konkrete Rechtsforderungen hinausweisen. Wenn mit dem Begriff *Citizenship* die gesellschaftliche Organisation von Teilhabe, sozialer Mitgliedschaft *und* politischer Partizipation angesprochen ist, darüber hinaus *Citizenship* als ein historisch spezifisches gesellschaftliches Arrangement die Kriterien für Ein- und Ausschlüsse bestimmt, stellen sich hier zwei Fragen:

- Inwieweit sind demokratische (Rechts-)Strukturen heteronormativ verfasst bzw. durch Heteronormativität reguliert?
- Wie strukturiert die sexualisierte und vergeschlechtlichte Organisation des Politischen politische Handlungsmöglichkeiten bzw. wie strukturiert Sexualität und die hierarchische Geschlechterordnung das Feld des Politischen?

Damit lassen sich die verschiedenen Sexualpolitiken sowohl im Hinblick auf die Ermöglichung politischer Praxis unter restriktiven Bedingungen befragen als auch in ein Verhältnis von Ermöglichung oder Beschränkung setzen.[29]

Sexuelle Rechte

Wie also lassen sich nun sexuelle Rechte und lesbisch-schwule Rechts- und *Citizenship*-Politiken verstehen? Im Anschluss an Diane Richardson (Richardson 2000, 71 ff.) versuchen wir, das diesbezüglich sehr heterogene und zum Teil widersprüchliche Feld sexueller Politiken in drei Dimensionen analytisch und praktisch zu differenzieren.

Wir unterscheiden die konkrete Konzeption sexueller Rechte von denjenigen Debatten und Politiken, in der der Begriff *Citizenship* konzeptionell um „the sexual" erweitert wird.[30] Die dritte Dimension der *Sexual-Citizenship*-Debatte umfasst diejenigen Theorieansätze, die aus einer sexualpolitischen Perspektive Kritiken an den Ein- und Ausschlussprozessen liberaldemokratischer Gesellschaften formulieren. Hier dient die Beschäftigung mit dem (hegemonialen) Konzept von *Citizenship* oder Staatsbürgerschaft dazu, die regulative Bedeutung von (Hetero-)Sexualität für das gesellschaftliche Gefüge „unserer" Gesellschaften zu reflektieren.

(1) „Theorizing sexual rights" (ebd. 98 ff.), wie Richardson die erste Dimension überschreibt, ist als der Versuch zu verstehen, Rechte als sexuelle Rechte zu formulieren bzw. Rechte sexualpolitisch auszubuchstabieren und in das Set von (An-)Rechten und Pflichten zu integrieren. Innerhalb dieser Konzeption „sexueller Rechte", die, wie Richardson immer wieder hervorhebt, zum dominanten Diskurs über Sexualität und Sexualpolitik geworden seien (ebd. 98), sieht sie drei Felder, in denen sich spezifische Bedürfniskomplexe (*demands*) artikulieren: Forderungen nach Absicherung sexueller Praxen, sexueller Identitäten und sexueller Beziehungen. Diese Forderungen haben zum einen die gesetzlichen Regulierungen zum Gegenstand, die sexuelle Handlungen, Beziehungsformen und Identitäten restringieren - sei es durch die Kriminalisierung spezifischer sexueller Handlungen, durch unterschiedlich festgelegtes Alter für sexuelle Handlungen (*age of consent*) oder durch Einschränkung öffentlicher Präsenz (wie beispielsweise die Diskussion um Schwule und Lesben im Militär deutlich gemacht haben).[31]

Die Konzeption sexueller Rechte geht aber über die Kritik an restriktiven Gesetzen hinaus. Wenn das liberaldemokratische Konzept von Selbstbestimmung und Autonomie ernst genommen wird, muss dies auch körperliche, sexuelle und reproduktive Selbstbestimmung einschließen. Über die Abschaffung einschränkender Gesetze hinaus bedarf es also auch so genannter positiver bzw. Ermöglichungsrechte. Hier sind Rechtsforderungen einzuordnen, die eine öffentliche und finanzielle Absicherung lesbisch-schwuler Beziehungen und Elternschaft gewährleisten sollen, aber auch diejenigen Forderungen, die soziale und informationelle Ermöglichungsbedingungen ins Zentrum ihrer Politik stellen. Diese Forderungen reichen von der Unterstützung queerer Jugendlicher über finanzierte Safer-Sex-Aufklärung bis hin zu Gesundheits- und Schwangerschaftsberatung.

Trotz der Kürze der Darstellung zeigt sich hier das Spannungsfeld, in dem sich sexualpolitische „Rechtspolitiken" prinzipiell bewegen: An der Vielzahl der Forderun-

gen sowie der Dimensionen, in denen Rechte eingeklagt werden, wird deutlich, was es bedeutet, „Recht" als heteronormativ verfasst zu betrachten. Deutlich wird auch, dass Heteronormativität über Rechtsstrukturen und institutionelle Reglements in Alltagspraxen und Sozialität übersetzt wird. Rechte sind wirkmächtig insofern sie soziale Praxen der Menschen regulieren und ihnen Sinn und Form verleihen. Sie sind Produkte sozialer Verhältnisse, geschichtlicher Überhang, gleichzeitig sind sie produktiv. Insofern laufen die Forderungen nach Einschluss, Ermöglichung und Angleichung immer auch Gefahr, die heteronormative Ordnung nicht als ein (formendes) Privilegiensystem in den Blick nehmen zu können, das Strategien der Ent-Privilegierung und grundsätzlicher Umgestaltung braucht. Rechtsforderungen müssen deshalb nicht nur daraufhin überprüft werden, inwieweit sie individuell ein „gutes Leben" ermöglichen oder beschränken, sondern auch inwieweit sie dazu beitragen, in das gesellschaftliche Gefüge zu intervenieren, das dieses Privilegien- und Ordnungssystem herstellt und garantiert. Gerade letzteres beinhaltet allerdings auch die Frage, welcher möglicherweise auch juridischer Strategien es bedarf, um demokratische Handlungsmächtigkeit personal und institutionell, sozio-ökonomisch und politisch abzusichern und zu garantieren.

(2) An diese Herausforderung schließt sich der zweite Theorie- und Politikkomplex an, den Richardson innerhalb der Debatte um *Citizenship* als „extending citizenship" bestimmt. Hier geht es weniger um konkrete sexuelle (StaatsbürgerInnen-)Rechte, als darum, wie *Citizenship* um Sexualität als „sexual" bzw. „intimate citizenship" demokratietheoretisch erweitert werden kann. Angesprochen ist hier insbesondere die konstitutive Unterscheidung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit, die bezüglich der sexualpolitischen Implikationen für Konzepte von *Citizenship* problematisiert wird. Im Vordergrund stehen hier zunächst Versuche, *Citizenship* bezüglich eines substanziell abgesicherten Rechts auf Privatheit und die Möglichkeit von Selbstentfaltung sowie der Entwicklung anderer Praxisformen auszuweiten. Doch etliche neuere Theorieansätze zu Sexualität und *Citizenship* gehen über dieses liberaldemokratische Modell hinaus, indem sie die Bedeutung des so genannten Privaten für demokratische Handlungsmächtigkeit hervorheben.

Morris Kaplan formuliert diesen Ansatz in seinem Buch *Sexual Justice* (Kaplan 1997) folgendermaßen: „Recht" sei nicht allein, wie es der Liberalismus tut, als „negative Freiheit" zu denken, als rechtlich gesicherter Schutz vor staatlicher und gesellschaftlicher Einflussnahme. Vielmehr sieht Kaplan die (sexuell-soziale) Freiheit auf *öffentliche Praxis* als ein zentrales Element demokratischer, politisch aktiver Partizipation. Damit reartikuliert er das Verhältnis von „Staat" und „Zivilgesellschaft" auf zwei Ebenen: Zum einen denkt Kaplan politische und bürgerliche Rechte als sozial voraussetzungsvoll, was ihn von der Forderung nach Entkriminalisierung zu der Forderung nach konsequenten Antidiskriminierungsgesetzen führt (der Staat wird hier zum so genannten „zivilen Schild"). Zum anderen greift er den (liberalen) Demokratiegedanken offensiv auf, dass Grundvoraussetzung „gerechter" politischer Partizipation die autonome Selbstregierung der Individuen darstellt, die er jedoch als verletzliche und sexuelle begreift.

Um überhaupt in einer politischen Gemeinschaft aktiv in einen gemeinsamen Entscheidungsprozess eintreten zu können, müssen alle Individuen eines Gemeinwesens selbst bestimmen können, was wichtig für sie ist. Und das schließt die Entscheidung über sexuell-soziale Beziehungen zuvorderst ein. Das Recht auf Privatheit hat nach Kaplan insofern immer auch eine öffentliche Dimension; erst diese ermöglicht es, sich überhaupt als soziales und aktives Wesen zu denken.

Kaplan entwickelt damit ein Konzept von *Citizenship*, das sich nicht reduzieren lässt auf das Recht, „ein glückliches und privates Leben zu führen" (die US-amerikanische Idee des *pursuit of happiness*), sondern das den Kern in der öffentlichen Freiheit sieht, sich an der Gestaltung einer politischen Gemeinschaft zu beteiligen (Kaplan 1997, 38). Die durch staatliche Institutionen abgesicherte Anerkennung des ethischen und sozialen Status queerer Beziehungen und sozio-politischer Verbindungen wird so bei ihm zur Voraussetzung der Möglichkeit von Demokratie.

In dieser Konzeption wird deutlich, dass die private Sphäre und staatliche Regulierung nicht voneinander getrennt, sondern als konstitutiv miteinander verwoben gelten müssen. Aber auch Sexualität wird neu konzipiert: Nicht als Eigenschaft von Personen, sondern als Element sozialer Praxis, in der sich eine Form von „belonging" (Weeks 1995a), eine neue Politik des Alltags (Plummer 2000), aber auch die Demokratisierung sozialer Beziehungen (Giddens 1993) artikuliert. Diese sozialen Praxen werden wiederum als integraler Teil gesellschaftlicher Mitgliedschaft stark gemacht und als Vorbedingung demokratischer Handlungsmächtigkeit konzipiert.

Bislang haben wir in dem Komplex „Extending Citizenship" den Schwerpunkt auf Theorieansätze gelegt, die das Private unter den Gesichtspunkten politischer Handlungsfähigkeit und einer anderen Form von „Gemeinwesen" reformulieren. Aus der Kritik an der Trennung von privat/öffentlich und aus der historisch-materiellen Bedeutung von „Öffentlichkeit" sind aber auch Theorieansätze und Praxen entstanden, die daraus offensiv ein Recht auf Öffentlichkeit und den Widerstand gegen die Einhegung im „Privaten" (d.h. hier primär im Unsichtbaren) ableiten.[32] Auch wenn diese Ansätze gewöhnlich nicht unter *Citizenship*-Politiken verhandelt werden, wollen wir diese hier einordnen, denn es geht in ihrem Versuch der Reterritorialisierung des „Öffentlichen" nicht nur um das offensive Sichtbarmachen von „normabweichenden" Sexualitäten, Selbstverhältnissen und Communities, sondern auch darum, die heteronormative Strukturierung von Öffentlichkeit deutlich zu machen, in diese zu intervenieren und so die Bereichsaufteilung des Sozialen in Frage zu stellen.

Interessant sind in diesem Zusammenhang die neueren queeren Interventionen in die gesellschaftliche - kulturelle und ökonomische - Re-Regulierung von Öffentlichkeit.[33] Denn die Privatisierung öffentlicher Räume (Straßen, öffentliche Plätze, Universitäten usw.) hat auch sexualpolitische Implikationen. Nicht nur bedeutet eine am Markt orientierte Re-Regulierung öffentlicher Räume, dass Kriterien von Ein- und Ausschluss öffentlich nicht mehr angefochten werden können (bzw. nicht einmal mehr transparent gemacht werden müssen). Die Re-Regulierung zieht darüber hinaus auch

eine Veränderung der Zugangsbedingungen nach sich. Die Privatisierung und Kommerzialisierung von Räumen bedeutet zunächst eine Ausdifferenzierung in diejenigen, die sich den Zugang zu diesen leisten können, und diejenigen, die es eben nicht (mehr) können. Ein Effekt dieser Differenzierung ist, dass sich - neben der Prekarisierung von Lebenslagen - buchstäblich das Bild von Öffentlichkeit wandelt: Wo öffentliche (nichtkommerzialisierte) Plätze verschwinden, „verschwinden" auch die sich dort aufhaltenden Menschen - z.B. die queere *homeless youth*. Dies trägt nicht nur dazu bei, dass sie aus materieller Ressourcenverteilung herauszufallen drohen, sie verschwinden auch aus dem sozialen Imaginären. Welche Effekte dies wiederum für Community-Bildung hat, ist in Ansätzen immer wieder zu erkennen: „Community" meint immer weniger die Heterogenität von sozialen Lebenslagen als die zunehmende Formierung von Community durch einen marktvermittelten Prozess - mit allen bekannten Ein- und Ausschlussmechanismen (vgl. Duggan 2000, Sex Panic 1997).

Gleichwohl wir die Bedeutung der Regulierung öffentlicher Räume an dieser Stelle nicht weiter ausführen können, so verweist dies doch auf die Notwendigkeit, „sexual politics of citizenship" nicht jenseits der gegenwärtigen Transformationen zu denken und zu konzipieren. Und damit kommen wir zum dritten und letzten Aspekt, in dem das Konzept von *Citizenship* selbst aus sexualpolitischer Perspektive kritisch reformuliert wird.

(3) Hier geht es um diejenigen theoretischen Ansätze, die sich aus einer sexualpolitischen Perspektive mit *Citizenship* als Ensemble normativ-diskursiver und materiell-institutioneller Praxen beschäftigen. Gerade wenn das hegemoniale Konzept von *Citizenship* in den Kontext nationalstaatlicher Mitgliedschaft gestellt wird, zeigt sich, wie sehr die Idee der Nation, des Staates und „seiner Bürger" sich durch sexuelle „Unmoral", neue Verwandtschafts- und Reproduktionsformen herausgefordert und „beschmutzt" fühlt, bzw. wie sehr die Idee der heterosexuellen - weißen - Kleinfamilie mit der entsprechenden geschlechtlichen Arbeitsteilung Grundlage der Nation als vorgestellter Gemeinschaft ist (Anderson 1991). Diese homophobe und heteronormative[34] Konzeption von Staat und Gesellschaft bestimmt auch die konkreten Formen und Praxen der Verteilung von *Citizenship*-Status. Denn egal um welche Ebene es geht - ob um wohlfahrtsstaatliche Verteilungsregeln oder darum, was als Inhalt von Politik gilt -, immer wieder wird hierüber geordnet, wer als Teil der Gemeinschaft gemeint ist und wer nicht. Die konkrete Verteilung von „Status" hat deshalb auch nicht nur eine ausschließende Wirkung, sondern übernimmt eine Ordnungsfunktion. Sie reguliert und stabilisiert den Status Quo der Gemeinschaft und des Staates als letztlich natürlich heterosexuell.

Auch die derzeitigen Transformationen mit ihrer Rhetorik von Gleichheit und Toleranz einerseits und der Ausweitung einiger Rechte auf Lesben und Schwule ändern daran nichts, so David Evans (1993, 2000), der den Begriff des „Sexual Citizenship" als einer der ersten geprägt hat - allerdings in einer kritischen Absicht. Die gegenwärtigen neoliberalen Veränderungen lassen, wie wir gezeigt haben, auch (Staats-)BürgerInnenschaft nicht unberührt, denn diese wird verstärkt gemäß ökonomischen Imperati-

ven reformuliert. Nach Evans hat dies für die so genannten sexuellen Minderheiten eine spezifische Bedeutung. Während nämlich ökonomische Teilhabe nach „amoralischen" Prinzipien funktioniere (das permanente Bestreben des Marktes nach Ausweitung auch in „unmoralische" Zonen, was u.a. die Entkriminalisierung homosexueller und kommerzieller sexueller Praktiken ab Ende der Sechziger Jahre notwendig machte), trete der Staat als Moral sichernde Instanz auf. Politische und bürgerliche (und soziale) Mitgliedschaft bleibe weiterhin heteronormativ oder gar homophob verfasst. „Legitimierte" und „gleiche" Gesellschaftspartizipation für sexuelle Minderheiten realisiere sich nur im „ökonomischen Bürgerrecht" auf Marktteilhabe - also lediglich im Bereich sexueller Freizeit- und Lebensstilgestaltung oder im weiteren Sinne im Ausbau der „Pink Ökonomie" mit ihren vielfältigen Verästelungen. Vom zunehmend verschlankten Bereich des Politischen bleiben sexuelle Minderheiten im Sinne aktiver Mitgliedschaft und Sexualität als politisch gestaltbar weiterhin ausgeschlossen. Sexual *Citizenship* ist bei Evans insofern kein emanzipatorisches Konzept, sondern die Artikulation eines neoliberalen Verhältnisses.[35] „Sexual" bei Evans meint nicht eine positive - wünschenswerte - Ergänzung von *Citizenship*, sondern zeigt eine Verschiebung in Vergesellschaftungsweisen an, die einerseits bezogen auf die „sexuellen Minderheiten" ungleiche Verhältnisse strukturell aufrechterhält und andererseits bezogen auf die Re-Strukturierung des Sozialen neue gesellschaftliche Widersprüche verdeckt und deren Konflikthaftigkeit entlang heteronormativer Regeln ordnet.

Fassen wir an dieser Stelle zusammen: Unabhängig davon inwieweit wir die verschiedenen Ansätze teilen, sexuelle Rechte theoretisch zu konzipieren, *Citizenship* sexualpolitisch auszuweiten oder aber das Konzept von *Citizenship* zu verwerfen, zeigt sich in der Zusammenstellung die heteronormative Verfasstheit demokratischer Strukturen, die BürgerInnenschaft als *Status* differenziell ordnen und Gesellschaft (mit-)regulieren. Dies verweist umgekehrt darauf, welche Bedeutung Sexualität für jegliche Konzeption von gesellschaftlicher Mitgliedschaft, politischer Partizipation und Demokratisierung hat.

Darüber hinaus ist deutlich geworden, dass *Citizenship* auch in einer sexualpolitischen Perspektive keineswegs ein konsensuelles, einheitlich abgestimmtes Konzept darstellt, sondern als solches selbst umkämpft ist. An jedwede Konzeption von *Citizenship* muss also die Frage gestellt werden, woran sie Teilhabe knüpft und woran überhaupt teilgenommen werden soll. Darüber hinaus ist zu analysieren, welche Voraussetzungen und Konzepte gesellschaftlicher Partizipation an Gestaltung - also welche Vorstellungen von „Politik" - in die Konzepte eingehen. Wir müssen also nicht nur die Frage aufwerfen, wie *Citizenship* gesellschaftliche Mitgliedschaft durch rechtliche Ein- und Ausschlussprozesse reguliert, sondern auch, wie *Citizenship* als Ensemble normativ-diskursiver und materiell institutioneller Praxen *politische Praxis* reguliert.

Werfen wir vor diesem Hintergrund noch einmal einen Blick auf die vorgestellten Denkmodelle. Im Komplex der sexualpolitischen Ausweitung von *Citizenship* Konzepten wird die Interdependenz von sozialem und politischem Handeln hervorgeho-

ben, weder politisches noch soziales (oder so genannt privates) Handeln ist voraussetzungslos. Öffentliche Praxis braucht spezifische Bedingungen. Die Ausweitung von *Citizenship* um sexuelle Politiken und Rechte hat also politische Aktivierung und politische Praxis zum Ziel. Wird diese Konzeption von *Citizenship* allerdings konfrontiert mit der funktionalen Bedeutung von Homophobie und Heteronormativität für Staatlichkeit, Gemeinschaft und damit *Citizenship*, werden die Gefahren deutlich, die darin liegen, sich sexualpolitisch in Verhältnisse einzubinden, die eine deutlich andere Agenda vertreten. Der Staat ist alles andere als ein neutraler Rahmen für politisches Handeln. Dieser fungiert im höchsten Maße als gesellschaftsregulierende und durch die Einhegung von Kämpfen auch als unterwerfende Instanz. Gerade vor dem Hintergrund der Ökonomisierung des Sozialen, der damit einhergehenden Verlagerung gesellschaftlicher Verantwortungen, der zunehmenden Regulierung des Sozialen durch Marktlogiken und der gleichzeitigen „Entleerung des Politischen" (Schlüter 2001) sollte das im Hinblick auf die politische Reichweite und Differenzierung von Vorstellungen der Ausweitung von *Citizenship* nachdenklich stimmen. Allerdings bleibt gerade bei Evans das Element politischer Aktivität und Bewegungen außen vor. „Praxis" ist hier letztlich nur das, was vom Staat ausgeht, was unterwirft oder sich in ökonomischen Bewegungen artikuliert, (sexual)politische Praxis (und Lebenslagen) genauso wie staatliche (und soziale und ökonomische) Praktiken bleiben merkwürdig einheitlich und widerspruchsfrei. Vor dem Hintergrund der in diesem Text herausgearbeiteten verschiedenen Zerreißproben und gesellschaftlichen Widersprüche geraten dadurch diejenigen gesellschaftlichen Verschiebungen und Ungleichzeitigkeiten aus dem Blick, die eben auch sexualpolitische Konflikte hervorbringen[36] und politische Interventionen ermöglichen (Genschel 2000b).

Sicher ist, dass es sexualpolitisch weder mit der Ausweitung einer so genannten *Pink Ökonomie* getan ist noch mit einer Politik, die sich lediglich an „den Staat" wendet. Um allerdings in diese Verhältnisse einzugreifen, braucht es eben auch ein Modell politischer Ermöglichung, das an widersprüchlich erlebte Verhältnisse anknüpft und diese subjektiven und gesellschaftlichen Widersprüche im Sinne einer politischen Aktivierung stärkt. Genau das aber wäre vor dem Hintergrund des Verhältnisses von Integration und Desintegration, das sich durch die neuen (und alten) gesellschaftlichen Teilungs- und Ordnungsprinzipien artikuliert, was sich „uns" als politische und theoretische Herausforderung stellt.

Ausgehend von unserer Fragestellung nach politischen Gestaltungsmöglichkeiten, demokratischer Handlungsmächtigkeit und Gestaltungsgrenzen haben wir die Debatte um *Sexual Citizenship* zum Schluss bewusst im Hinblick auf Handlungsmöglichkeiten, Mobilisierungen, aber auch Handlungsnotwendigkeiten fokussiert. Dabei ging es uns auch darum, *Citizenship* als Problematik zu fassen, um spezifischer nach den politischen Einsätzen, der emanzipatorischen Reichweite und den Gestaltungsgrenzen sexueller Politiken fragen zu können. Denn einerseits lässt sich an einer kritischen Bearbeitung von *Citizenship* als Konzept und materieller gesellschaftlicher Praxis das „Unvollendete der Demokratie" in den Einzelheiten und in deren Verhältnissen

zueinander analysieren; zugleich lässt sich in der kritischen Analytik immer wieder hervorheben, dass „das Unvollendete" des Versprechens von gesellschaftlicher Mitgliedschaft und Partizipation von sozialen bzw. sexualpolitischen Bewegungen zum Anlass genommen wird, Demokratisierungs- und Handlungsmöglichkeiten auszuloten und einzufordern. Kämpfe um den Begriff und Gehalt von *Citizenship* sind selbst Teil der Praxen von *Citizenship* und Gegenstand der Analyse, insofern sie jeweils Auskunft über die Formbestimmtheit und die Bedingungen der Möglichkeit gesellschaftlicher Mitgliedschaft, Partizipation und Gestaltungsmacht geben. Insofern muss *Citizenship* selbst dialektisch gedacht werden und als Ensemble normativ-diskursiver und materiell-institutioneller Praxen Gegenstand der Untersuchung sein.

Rechtspolitiken in der Kritik

Doch treten wir hier einen Schritt zurück und fragen zum einen, was die Gründe dafür sind, dass die sexualpolitischen Kämpfe sich verstärkt rechtsförmig artikulieren und organisieren, also im Medium des Rechts für Anerkennung streiten.[37] Zum anderen wollen wir aber auch die politische Bedeutung und die politischen Implikationen der Wendung an das Gesetz und andere staatliche Institutionen zur Lösung antidemokratischer Verletzungen und Diskriminierungen diskutieren. Denn insofern Recht zwar ein Mittel von Gerechtigkeit, nicht aber ein politisches Ziel an sich ist, gerät dort, wo der Einschluss in ein bestehendes Bürgerrecht (z.B. Ehe) lediglich als Zeichen der Erweiterung von Emanzipation gewertet wird, aus dem Blick, dass diese Erweiterung ein neues Set der Beziehungen von Ermöglichung und Beschränkung initiiert. Salopp gesprochen: ein „Mehr" an Gerechtigkeit für die einen bedeutet womöglich ein „Weniger" an Emanzipation für andere.

Der am deutlichsten hervortretende Grund für die gegenwärtige Artikulation politischer Anliegen in der Sprache des Rechts ist natürlich ein Mangel an Rechten in einem politischen Universum, das von Rechten reg(ul)iert wird. Es ist dieser Mangel, der, wie Wendy Brown (1995, 115) es im Anschluss an Karl Marx (1843) nennt, erst das „Begehren nach Recht" produziert. Denn Rechte symbolisieren in den westlichen Demokratien den Eintritt in und die Zugehörigkeit zur Gesellschaft. Politische Partizipation, legitime Mitgliedschaft in der Gesellschaft, körperliche, sexuelle und emotionale Integrität, sozialer Respekt, Legitimität als Handelnde, Geschäftsfähigkeit, Autonomie, Privatheit und Sichtbarkeit sind in den westlich-demokratischen Gesellschaften rechtsförmig organisiert.[38] Was, so fragen daher die BefürworterInnen von Rechtspolitiken, passiert dagegen mit denjenigen, denen Rechte und Partizipation verweigert werden oder die in den so genannten privaten bzw. natürlichen Domänen situiert sind, in denen Rechte keine Gültigkeit haben?

Doch diese Argumentation ist in mehrfacher Hinsicht problematisch: Sie konzipiert das (zu Unrecht entrechtete) Individuum im Sinne der liberalen Tradition als „Besitzer" von Rechten[39], dem diese gewissermaßen qua Geburt zustehen, während es

doch tatsächlich das Rechtssystem selbst ist, das Rechte hervorbringt, indem es Klassen (oder Individuen) Rechte zuerkennt - und damit hierarchisierende Differenzierungen zwischen diesen Rechtsklassen schafft. „Rechtliche Anerkennung ist ein realer und kreisförmiger Prozess", anerkannt wird das, „was den durch die Anerkennung hervorgebrachten Definitionen entspricht" (Adams/Minson 1978, 99). Die Frage nach den jeweiligen Bedingungen von Teilhabe, danach, in welcher Gesellschaft man überhaupt leben will, ebenso wie die Tatsache, dass Rechte nicht nur Zeichen von Emanzipation und Ermöglichung, sondern auch von staatlicher Intervention und Regulierung sind, bleibt in dieser Sichtweise ausgespart.

Darüber hinaus argumentieren die BefürworterInnen von Inklusions- und Integrationspolitiken, dass die Macht des Rechts gerade in seinem universalistischen Anspruch liege. Es gäbe keine dem Recht innewohnenden Beschränkungen darüber, wer Rechtsforderungen erheben kann. Und in der Tat ist es die Kluft zwischen universalistischem Anspruch und der nur partikularen Realisierung des Versprechens von Gleichheit, Freiheit und Solidarität gewesen, die historisch immer wieder den Anlass etwa für die feministischen Kämpfe um die Beseitigung der Exklusion von Frauen aus den institutionalisierten (Staatsbürger-)Rechten gewesen ist. Die Einforderung von Rechten ist mithin ein Mittel, die Frage, wer dazugehört, immer wieder zu stellen, und die Legitimität anzuzweifeln, mit der der Staat selbst Fremde seines eigenen Rechts produziert, um so die Grenzen des politischen Gemeinwesens zu erweitern.

Das universalistische Idiom des Rechts aber verdeckt, was die Schwäche des Rechts ist: Es suggeriert, dass Recht für alle gleichermaßen gilt und wirkt, dass es *per se* schützt und das Geländer ist, das gefährdeten Leben Halt gibt.[40] Doch ungeachtet dessen, dass demokratisch erzeugte und legitimierte Rechte die Chance garantieren, selbstbestimmt und ohne Willkür den eigenen Lebensweg zu gestalten, verdunkelt das Recht gerade durch seinen universalistischen Gestus sein zweites Gesicht, nämlich Modus der Organisation von In- und Exklusion zu sein.

Rechte sind folglich, wie Wendy Brown ausführt, vielgestaltige und schwankende Zeichen, die nicht nur über und in Zeit und Raum variieren, sondern auch durch andere Vektoren der Macht (Geschlecht, Sexualität, Alter, Bildung, Einkommen) strukturiert werden.[41] Als Teil widersprüchlicher gesellschaftlicher Praktiken und Verhältnisse produziert Recht (unintendierte) Nebenfolgen, konstruiert Wirklichkeiten, hat als „besonders wirkmächtiger, institutionell produzierter und implementierter Diskurs" (Baer 1997, 82) Wirkungen auf Leben, organisiert unsere Existenzen als rechtsförmige, ja ermöglicht, be- und verhindert Existenzweisen. Recht zeitigt also paradoxe Effekte, es signalisiert nicht nur - und womöglich nicht einmal zuerst - die Macht des Staates zu schützen, sondern auch seine Macht zu regulieren. Mehr noch: Recht ist Zeichen dafür, dass es der Staat ist, der sich die (politische) Macht zur Einrichtung des Sozialen angeeignet hat.[42]

Dennoch kann es nicht darum gehen, Rechte und Rechtspolitiken zu disqualifizieren, sie als untauglich für demokratische Kämpfe und Emanzipation zu verwerfen.

Denn ein rechtloser Zustand, in dem, wie Hannah Arendt (Arendt 1949) formuliert, das „Recht, Rechte zu haben" nicht gegeben ist, ist ein gnadenloser und unbarmherziger Zustand der Willkür, der Enteignung und Abhängigkeit.[43] Doch gerade weil Recht nicht neutrales Mittel der Gerechtigkeit ist, sondern selbst als Resultat politischer Kämpfe, aber auch als Artikulation politischer Verhältnisse begriffen werden muss, müssen Rechtspolitiken unablässig fragend durchquert werden. Sie müssen daher etwa auf die in sie eingegangenen Normen, wie Vollbeschäftigung, Kleinfamilie, Alleinernährer-Ehe, Dominanz heterosexueller Beziehungen sowie auf die in ihnen artikulierten Strukturen sozialer Ungleichheit und politischer Desintegration untersucht werden. Sie müssen daraufhin befragt werden, ob sie Gleichheit und Gerechtigkeit für Verschiedene überhaupt erreichen können, unter welchen Bedingungen sie existierende soziale Verhältnisse bestätigen und maskieren oder wirkungsvoll und nachhaltig konfrontieren und verändern. Sie müssen auf ihre Macht hin analysiert werden, neue Identitäten zu schaffen (z.B. Lesben und Schwule als diskrete Minderheit zu entwerfen, die ein bestimmtes Merkmal, sexuelle Orientierung, teilt) und neue Grenzen zu ziehen zwischen sinnhaften Existenzen - also solchen, denen Rechte „zustehen" - und nichtsinnhaften Existenzen - also solchen, denen Rechte „zu Recht" verweigert werden.

Kurzum: In Frage steht, wie die doppelte Funktion des Rechts, zu schützen und zu regulieren, die gegenwärtigen Artikulationen lesbisch-schwuler Rechtspolitiken konfiguriert und wie diese kritisch überdacht werden können:

- Wie reguliert *Citizenship* entlang vergeschlechtlichter, sexualisierter, rassisierter und ökonomisch organisierter Linien politische und soziale Teilhabe?
- Für wen ist Schutz durch das Recht garantiert, wem wird er vorenthalten?
- Auf welche Diskurse und auf welche Begründungen greifen Lesben und Schwule im Kontext der skizzierten Formierungen nationaler bzw. europäischer Identität gegen ein rassistisch markiertes und ökonomisch deprivilegiertes „Anderes" zurück?
- Wer qualifiziert dazu, Rechtsansprüche zu formulieren? Tragen die rechtspolitischen Artikulationen von Lesben und Schwulen womöglich zur Verstärkung bestimmter Grenzziehungen zwischen respektablen und weniger respektablen, zwischen ökonomisch potenten und dauerhaft überflüssigen Mitgliedern der Gesellschaft bei?
- Was bedeutet es, das Projekt der Repräsentation bisher marginalisierter Gruppen sowie die Entscheidung über ihre temporären und konfligierenden Ansprüche von der relativ zugänglichen Sphäre öffentlichen politischen Widerstreits in die höchst restriktive Sphäre juridischer Autorität zu transferieren?

Paradoxien einer Politik der Rechte

Wie die Diskussion von Rechts- und *Citizenship*-Politiken deutlich gemacht hat, bewegen sich Politiken, die Forderungen nach Erweiterung von Demokratisierung in der Sprache des Rechts formulieren, ohne explizit die Frage nach der jeweiligen Konfiguration von *Citizenship* zu stellen, in einem Feld von Paradoxien. Bevor wir in einem

abschließenden Teil auf die Möglichkeiten einer radikaldemokratischen Reformulierung von *Citizenship* eingehen, wollen wir daher zunächst noch einige dieser Paradoxien genauer beleuchten.

(1) Die erste Paradoxie ist historischer Natur. Sie resultiert daraus, dass Schwule und Lesben zu einem Zeitpunkt für ihren Wiedereintritt[44] ins Recht kämpfen, da das soziale, rechtliche, ökonomische und normative Gefüge des „keynesianischen" Wohlfahrtsstaates längst brüchig geworden ist. Die skizzierten ökonomischen, rechtlichen und staatlichen Transformationen haben also womöglich den Citizen-Status, den Schwule und Lesben „begehren", historisch längst generalüberholt und marktkonform reformuliert.

Wenn nun Lesben und Schwule den Einschluss in bestehende Modelle von BürgerInnenschaft fordern, muss mithin gefragt werden, *wie Citizenship hier jeweils gedacht wird*. Denn insofern es zutrifft, dass bürgerliche Freiheitsrechte und soziale Rechte eingeschränkt werden bzw. (für bestimmte Gruppen) repressiv reartikuliert werden und, wie Evans gezeigt hat, „gleiche" Gesellschaftspartizipation für sexuelle Minderheiten sich bisher vor allem im „ökonomischen Bürgerrecht" realisiert, müssen wir fragen, welchen Status von BürgerInnenschaft Schwule und Lesben anstreben: Bisher liegt der Schwerpunkt lesbisch-schwuler Rechtsforderungen auf den privaten Freiheitsrechten. Werden nun private Freiheitsrechte – und auch hier nur bestimmte, etwa das Recht auf Eheschließung – isoliert gefordert, ohne gleichzeitig für soziale Rechte und den Erhalt und die Ausweitung politischer Partizipationsrechte zu kämpfen,[45] könnte das – entlang vergeschlechtlichter und ethnisierter, aber auch (hetero-)sexualisierter Linien – zu neuen Grenzen sowohl innerhalb lesbischer und schwuler Communities als auch gesamtgesellschaftlich führen. Mehr noch: Nehmen wir nicht in den Blick, dass auf anderen gesellschaftlichen Feldern und für marginalisierte Gruppen wie Flüchtlinge diese Freiheitsrechte radikal eingeschränkt sind, könnte die isolierte Forderung nach Aufnahme in bestehendes Recht eine Politik legitimieren, die andernorts neue Ausschlüsse produziert. Effekt einer solch isolierten rechtspolitischen Strategie, die die Reformulierung von Freiheitsrechten sowie den Abbau politischer und sozialer Rechte nicht thematisiert, wäre also unter Umständen die Inkorporierung konsumstarker Schwuler und Lesben, die den „richtigen" Pass besitzen, und eine Stärkung des ökonomischen Modells von *Citizenship*, nicht aber eine Politik, die insgesamt auf Gerechtigkeit – im Sinne von Anerkennung *und* Umverteilung, also Demokratisierung – zielt.

(2) Eine zweite Paradoxie einer Politik der Rechte ließe sich umschreiben mit dem, was Wendy Brown die „machtvolle Produktivität des Rechts" (Brown 1995, 120) genannt hat. Gemeinhin gehen wir davon aus, dass das Recht gleichsam neutral ist, ein Mittel der Repräsentation berechtigter Anliegen. Macht wirkt aber nicht (primär) repressiv, sie unterdrückt nicht etwas, das ihr vorgängig ist, sondern bringt durch eine Vielzahl regulierender Verfahren und Diskurse die Subjekte als unterworfene Subjekte erst hervor. Und Recht – organisiert in und durch *Citizenship* – ist eine der diskursiven Praxen, die uns als unterworfene Subjekte erst konstituieren. Es gibt keine Subjekte,

die „vor dem Gesetz" stehen, darauf wartend, dass ihnen Einlass gewährt wird - erst der Moment des Eintritts macht uns zu passend gemachten Subjekten des Rechts. Dieses Passend machen bedeutet z.B., dass wir unsere Forderungen in eine politisch-kulturell Sinn machende Form bringen müssen. Um ins Recht hinein zu kommen, muss man sich zunächst auf das beziehen, was bereits als sinnvoll anerkannt, also hegemonial ist. Nicht jedes Sprechen qualifiziert „vor dem Gesetz" als sinnvolles rechtliches Sprechen, nicht jede Konstruktion von Homosexualität ist eine rechtstaugliche Konstruktion. Daher muss die produktive und regulierende Seite von Recht kontinuierlich reflektiert werden, um Schließungen, d.h. wer aufgerufen wird und wer nicht, kritisierbar machen zu können. Die Frage, *welche* (lesbischen und schwulen) Subjekte durch Rechtsansprüche konstruiert werden und welche Kräfte die Chance haben, diese rechtsförmigen Subjektkonstruktionen zu produzieren, muss kontinuierlich Teil der politischen Artikulation von Rechtsansprüchen sein.

Die Konstruktion einer Klasse von Homosexuellen mit berechtigten Rechtsansprüchen hat darüber hinaus als ihre stillschweigende Voraussetzung die Annahme, dass es eine stabile und nicht zu hinterfragende Klasse von Heterosexuellen gibt - eine Klasse nach deren Rechtsstatus die Forderungen von Lesben und Schwulen modelliert sind. Politiken, die lediglich den Einschluss in bereits etablierte Rechte und Institutionen fordern, bestätigen folglich die Normalität und Normativität institutionalisierter Heterosexualität als „natürliche Kondition" der Mehrheit. Das Ziel der Rechtsgleichheit wird verfolgt, als könne Gleichheit für Lesben und Schwule innerhalb der existierenden heteronormativen Ordnung realisiert werden, ohne dass das heterosexuelle Privileg dekonstruiert werden müsse.

(3) Eine dritte Paradoxie einer Politik der Rechte resultiert aus der doppelten Funktion von Recht, nämlich zu schützen und zu disziplinieren. Lesben und Schwule gehören zu jenen Fremden des Rechts, die historisch als nicht dazugehörend klassifiziert wurden, sie waren lange ohne Rechtsansprüche bzw. galten als die Verkörperung von Unrecht (etwa im § 175). In den gegenwärtigen BürgerInnenrecht-Begehren von Lesben und Schwulen werden das Gesetz und der Staat dagegen entworfen als „ziviles Schild" (Morris Kaplan), als angemessene Beschützer vor sozialer Verletzung. Die Macht staatlicher Apparate und Bürokratien, selbst zu verletzen, ja Lesben und Schwule historisch zu allererst als welche, die legitim sozial verletzt werden dürfen, entworfen zu haben, bleibt in der eigenen Wendung an den Staat außen vor. Die Forderung, soziale Verletzungen zu illegalisieren, diese also nicht politisch, ethisch oder kulturell, sondern juridisch zu verhandeln, legitimiert mithin nachträglich den Staat als machtvollen Beschützer gegen diese Verletzungen.

Das heißt nicht, dass Diskriminierung und Belästigung nicht verletzend sind. Im Gegenteil, gerade weil sie sehr komplexe Orte politischer und historischer Macht sind, sind die Versuche, sie *rechtlich* zu verhandeln, so problematisch. Denn übergeben wir soziale Verletzungen dem Gesetz zur Lösung, besteht immer die Gefahr, dass politisches Terrain zugunsten von moralischem und juridischem aufgegeben wird. Was dann

in Zukunft als Verletzung gelten und wie darüber verhandelt und gesprochen werden kann, ist der Autorität juridischer Diskurse überantwortet und tendenziell der politischen Verhandlung entzogen.

Rechte befreien uns folglich nicht nur dazu, anerkannt und geschützt so zu leben, wie wir wollen; sie vermehren womöglich unweigerlich die Macht des Staates und seiner verschiedenen regulierenden und normalisierenden Diskurse und Praxen zu Lasten genau dieser Freiheit, sie reorganisieren das Verhältnis von Ermöglichung und Beschränkung. Denn die Ausdehnung existierender Rechtskategorien auf neue Identitäten ist nicht allein als Akt der Anerkennung dieser Identitäten zu verstehen, vielmehr werden diese Identitäten durch diese Rechtskategorien neu konstituiert und reguliert, um uns so, wie Foucault salopp formulierte, „in den Griff zu bekommen". Wenn dies zutrifft, könnten die progressiven Anstrengungen, Gerechtigkeit in der Form von legaler Anerkennung von Identitäten zu erlangen, gerade die politische Kontur von Unterwerfung bekräftigen, statt sie wirkungsvoll in Frage zu stellen.

Resümee

Rechtspolitiken sind Teil einer *politics of citizenship*. Vor dem Hintergrund der heteronormativen Ordnung, die sich auch im und durch das Recht ausbuchstabiert, müssen sie als politische Versuche verstanden werden, diese als naturalisierte Infrastruktur der Demokratie zu verändern. Rechtspolitiken sind allerdings auch als widersprüchliche Praxis innerhalb der *politics of citizenship* zu verstehen: Rechtsforderungen sind Artikulationen von politischen Anliegen *in* gesellschaftlichen Verhältnissen, die eine rechtsförmige Artikulation als besonders „sinnhaft" und legitim nahelegen. Zugleich sind sie Artikulationen *der* gesellschaftlichen Verhältnisse. Insofern explizieren sie nicht einfach das hegemoniale Modell von *Citizenship* - und verweisen damit (hier: sexualpolitisch) auf seine Grenzen und Möglichkeiten -, denn, wie wir deutlich gemacht haben, sie sind auch produktiv. Gerade in der Forderung nach Anerkennung und Inklusion liegt die Gefahr, „Identität" und deren Verletzungen durch das und im Recht zu zementieren - unter anderem darüber, dass das weitaus breiter zu fassende politische Anliegen struktureller Veränderung durch „Recht" und „Identität" lösbar scheint und nicht mehr als Kampf um Teilhabe-, Gestaltungs- und Entscheidungsmacht verstanden wird.

Wir haben dafür plädiert, *Citizenship* in Praktiken aufzuschlüsseln, um die Engführung gesellschaftlicher Gestaltungsmacht auf juridische Auseinandersetzungen zu vermeiden. Dabei ging es auch um den Versuch, der reduzierenden Darstellung politischer Kämpfe um gesellschaftliche Gestaltung als Rechtskämpfe etwas entgegenzusetzen. *Citizenship* haben wir verstanden als eine soziale Konstruktion, die sich als Effekt politischer Kämpfe und gesellschaftlicher Anforderungen historisch verändert. *Citizenship* als Set verschiedener gesellschaftlicher Praktiken zu fassen, ermöglicht zudem, politisches Handeln in seinen verschiedenen Dimensionen und deren Verhältnis

zueinander auszuloten. Um die Frage nach den Bedingungen gesellschaftlicher Gestaltung(smacht) gerade in ihrer Formbestimmtheit in den Blick nehmen zu können, wollen wir diese verschiedenen Dimensionen abschließend zusammenfassen.

Zunächst ging es um die Bestimmung des *konkreten Inhalts von Rechten und Pflichten* (z.B. die „Pflicht" geschlechtlich intelligibel und sexuell moralisch im öffentlichen Feld aufzutauchen oder aber - in Evans' Diktion - sich konsumstark an der Ausgestaltung der Communities zu beteiligen). Deutlich wurde, dass unter Maßgabe der formalen, rechtlichen Gleichheit als (Bürger- und Markt-)Subjekte deren soziale, ökonomische und politischen Ungleichheiten verdeckt werden. Dabei ist aber der *Citizenship*-Status nicht nur differenziert, sondern wirkt (weiter) differenzierend. Die konkreten Rechte und Pflichten wurden darüber hinausgehend befragt, in welcher *gesellschaftlichen Form* sie auftauchen. Eingebettet haben wir diese „Rechte und Pflichten" zunächst in eine Analyse derjenigen *gesellschaftlichen Kräfte* (Staat, Markt, soziale Bewegungen), die diese Formen und Praktiken hervorbringen, regulieren und gestalten. Und schließlich wurden die spezifischen *Anordnungen* deutlich, innerhalb derer die Praktiken ins Verhältnis zueinander gesetzt sind und die die Verteilung von Ressourcen (nicht nur ökonomischer Art) regeln.

Eine solche Analytik ermöglicht es, die für das Regime der Sexualität und die Geschlechterverhältnisse so zentrale gesellschaftliche Organisation in spezifische Sphären der politischen Verhandlung in den Blick zu nehmen. Denn diese bestimmt u.a., dass bestimmte Diskurse und Praktiken der gesellschaftlichen Gestaltung entzogen werden und nicht zur Disposition stehen. Die Aufrechterhaltung bestimmter Felder gewährleistet, dass weder die Organisation der Gesellschaft in Hetero- und Homosexualität noch die Ordnung nach zwei Geschlechtern mit ihren Verwerfungs- und Ausschlussakten im Bereich der politischen Verhandelbarkeit erscheinen, obwohl diese - oder gerade weil diese - voraussetzungsvolle regulative Praxen darstellen und selbstverständlich „die Gesellschaft" durchziehen. So ließ sich herausarbeiten, warum spezifische Problematisierungen nicht Teil zivilgesellschaftlicher Kämpfe werden können bzw. nur in bestimmter Form, nämlich als Rechtskämpfe, intelligibel werden.

Diese Aufschlüsselung eröffnet die Möglichkeit, den Blick auf die Verhältnisse zu lenken, in denen *politische Formen* reguliert werden und angeordnet sind, so dass sich die darin realisierenden heterogenen Praxen in spezifischer Weise artikulieren (müssen), andere Artikulationen ausgeschlossen werden oder unter der Dominanz besonders „sinnhafter" Formen an politischer Legitimität verlieren. Die Formbestimmtheit politischer Artikulationen hat also zwei Ebenen: Einerseits geht es um die Frage, wie politische Anliegen artikuliert werden müssen, so dass sie innerhalb des gesellschaftlichen Gefüges „Sinn" machen[46]. Insofern müssen wir die Artikulation politischer Anliegen als Teil der Regulierung hegemonialer *Citizenship*-Praxen verstehen. Damit verweisen sie - analytisch und politisch gesprochen - auf deren wirkmächtige Grenzziehungen und Ausschlüsse, gleichwohl aber auch auf deren Widersprüche. Andererseits macht die Dominanz von Rechtspolitiken - oder StaatsbürgerInnenschaftspolitiken - ein

weiteres Moment der Regulierung von politischer Praxis deutlich: Denn eine *politics of citizenship* ist mehr als der Kampf um Rechte. Wie wir zu zeigen versucht haben, ist *Citizenship* ein *Set von rechtlichen, ökonomischen, politischen, kulturellen und sozialen Praktiken*, durch die die Bedingungen gesellschaftlicher Gestaltung und Gestaltungsmacht in komplexer Weise reguliert, aber auch angefochten werden. Gesellschaftliche Kämpfe um die Transformation der Infrastruktur der Demokratie und deren enggeführte Repräsentation auf Rechtskämpfe oder Fragen der Rechtsverteilung[47] sowie der politische, ökonomische und soziale Kontext von Demokratie verweisen dabei aufeinander. *Citizenship* ist in diesem Sinne eben nicht nur ein „Status, der das Verhältnis zwischen einem Individuum und einer politischen Gemeinschaft vermittelt" (Faulks 1998, 4). Denn wenn dieser „Status charakterisiert [ist] durch ein komplexes Arrangement politischer Prozesse, die die Kämpfe zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Kräften, politische Kompromissbildungen und historische und ökonomische Umstände mit einschließen" (ebd., Ü.d.A.), gibt dieses Vermittlungsverhältnis Auskunft über die dialektische, umkämpfte Formierung gesellschaftlicher Mitgliedschaft und deren normativer und institutioneller Fundierung in und als *politische Praxis*.

Citizenship so zu verwenden bedeutet, sich einer Analytik zu bedienen, die die historisch gewordenen Bedingungen von Gestaltungsmöglichkeiten fasst. Insofern die institutionalisierten Formen stark gemacht werden, die den Raum öffentlicher Teilhabe an gesellschaftlicher Gestaltung regulieren und ordnen, geht es darum, die Bedingungen auszuloten, die politisches Handeln - oder die Politisierung alternativer Entwürfe und Kritiken - begrenzen oder ermöglichen.

Dies führt „in letzter Instanz" zur Frage von Macht und Herrschaft. Die Formen politischer Assoziation, die Regeln des zivilen Verkehrs sind Produkte einer gegebenen Hegemonie, Produkte von Macht- und Herrschaftsbeziehungen, von Unterdrückungs- und Ausbeutungsverhältnissen. Sie sind „vom Menschen gemacht" und insofern anfechtbar. Wenn der Inhalt von Politik die Einrichtung des Sozialen und die Konstitution der politischen Gemeinschaft ist, müssen sich Konzeptionen radikal-demokratischer BürgerInnenschaft mit verschiedenen Paradoxien, Ambivalenzen und Widersprüchen auseinandersetzen: Zum einen damit, dass demokratische Politik zwar die Schaffung einer alle einschließenden Gemeinschaft als Horizont hat - weshalb Prinzipien von Gerechtigkeit stets Ziel sein müssen, diese aber gleichwohl immer umkämpft sein werden - Gerechtigkeit aber nie vollständig realisierbar sein wird, da die Schaffung eines „Wir" nicht ohne Grenzziehung gegenüber einem „Ihr" gelingen kann. Konflikte und Antagonismen sind Teil des politischen Lebens und Ausgangspunkt aller Überlegungen zu dessen ziviler Umgestaltung, in dem Freiheit und Gerechtigkeit die verbindlichen politischen Prinzipien sind und zugleich die paradoxen Horizonte von Politik darstellen. Zum anderen müssen sie sich der Herausforderung stellen, Bedingungen zu schaffen, damit Kämpfe radikaler Umgestaltung „von unten" - ökonomische, politische, kulturelle und soziale - möglich werden. Wie also können Kämpfe „von unten" gestärkt werden, die in das herrschaftliche Bedingungsgefüge politischer Praxis ermög-

lichend eingreifen, um den Abbau der Herrschaft von Menschen über Menschen zu befördern?

Anmerkungen

1 Der vorliegende Aufsatz versteht sich als eine Weiterentwicklung der im Einleitungsaufsatz von *Queering Demokratie* (quaestio 2000b) begonnenen demokratietheoretischen Rahmung sexueller Politiken. Insbesondere im zweiten Teil dieses Textes, „Sexuelle Rechte und sexualpolitische (Rechts-)Politiken", finden sich einige Abschnitte, die wir aus *Queering Demokratie* leicht verändert übernommen und analytisch fortgeführt haben.

2 Giorgio Agamben (2002) weist darauf hin, dass Emmanuel Sieyes bereits in der Einleitung zur (französischen) Verfassung von 1798 aktive und passive Rechte unterscheidet: „die natürlichen und gesellschaftlichen Rechte [sind] diejenigen, *zu* deren Wahrung und Entwicklung die Gesellschaft gegründet worden ist, die politischen Rechte dagegen diejenigen, *durch* die sich die Gesellschaft bildet ... Alle Einwohner des Landes müssen in ihm die Rechte passiver Bürger besitzen ...; aber nicht alle sind Aktiv-Bürger. Die Frauen, die Kinder, die Ausländer und auch diejenigen, die nichts zu den öffentlichen Einrichtungen beitragen, dürfen keinen aktiven Einfluß auf das Gemeinwesen nehmen" (zit. nach Agamben 2002, 139, Hervorh. i. O.).

3 Vgl. z.B. Lister 1997, Yuval-Davis 1997, Feminist Review 57/1997, Appelt 1999, Benhabib 1999, Dackweiler 2001.

4 Wie weit entfernt die Frauen- und Geschlechterforschung davon ist, Sexualität als Kategorie der Macht zu denken, zeigt z.B. die Anordnung, die Regina Dackweiler in einem Beitrag zu Konturen einer feministischen Definition von Staatsbürgerschaft vornimmt. Als „Achsen sozialer Differenz" bestimmt sie „Klasse, Geschlecht, Hautfarbe und Ethnie", um dann mit „sexueller Orientierung als Lebensentwurf oder Behinderung" (2001, 182) fortzufahren. Ungeachtet dessen, dass sie weder diskutiert, ob die erst genannten Kategorien auf derselben Ebene liegen, noch auf deren unterschiedliche Konstitutions- und Herrschaftslogiken eingeht, denkt sie Sexualität nur als Orientierung, mithin als privates Merkmal - und in einer Reihe mit „Behinderung" -, und nicht als politische Kategorie.

5 Zehn Jahre nach Warners Kritik kommentiert Shane Phelan aktuelle Theorien der Anerkennung: „Contemporary discussions of recognition have ranged from the most general to those with a specific focus on racial, ethnic, and national minorities or gender or a combination of the above (e. g., Benhabib, Honneth, Taylor). Virtually none of these works has approached the question of sexual minorities in heterosexual regimes." (Phelan 2000, 431)

6 Zu der komplexen und verzweigten theoretischen und politischen Genealogie des queeren Projektes vgl. Quaestio 2000b, Jagose 2001.

7 Eve Sedgwick schreibt: „An understanding of virtually any aspect of modern Western culture must be, not merely incomplete, but damaged in its central substance to the degree that it does not incorporate a critical analysis of modern homo/heterosexual definition." (1990, 1).

8 Vgl. hierzu Butler 1995, 22f.; Genschel 2001; Hark 1998.

9 Zitiert nach Laclau/Mouffe 1991, 149.

10 Artikulation meint hier das Herstellen einer neuen Beziehung aus einer anderen: „Die Praxis der Artikulation besteht ... in der Konstruktion von Knotenpunkten, die Bedeutung teilweise

fixieren. Der partielle Charakter dieser Fixierung geht aus der Offenheit des Sozialen hervor..." (Laclau/Mouffe 1991, 165).

11 Z.B. die Kampagnen gegen Abtreibungsrechte oder das *Equal Rights Amendment* sowie Anity Bryants anti-schwuler und anti-lesbischer *Save our Children*-Feldzug.

12 In der Ausgabe der Zeitschrift *October*, AIDS: Cultural Analysis/Cultural Activism, von 1987 schrieb Douglas Crimp: „AIDS intersects with and requires a rethinking of all culture: of language, of science and medicine, of health and illness, of sex and death, of the public and private realms. AIDS is a central issue for gay men, of course, but also for lesbians. AIDS is an issue for women generally, but especially poor or minority women, for childbearing women, for women working in the health care system. AIDS is an issue for drug users, for prisoners, for sex workers." Siehe hierzu auch Genschel 1997, Jagose 2001, 121 ff.

13 1987 wurde ACT UP gegründet, eine Organisation, die durch eine direkte, öffentlichkeitswirksame Politik zunächst große Wirkung erzielte und erfolgreich die Grenzen zwischen Politik und Subkultur verschob. 1990 folgte die Gründung von Queer Nation, um jede Form des so deutlich zutage getretenen Heterosexismus zum Thema zu machen.

14 Hier wird deutlich, dass Nancy Frasers (2001) Unterscheidung von Anerkennung und Umverteilung aus zwei Gründen höchst problematisch ist (vgl. auch Becker-Schmidt 2001, Butler 1998, Engel 2002). Zum einen wird in den oben erwähnten Kämpfen offensichtlich, dass die ungenügende finanzielle Absicherung u.a. Effekt einer „Nicht-Anerkennung" ist und dass Frasers begriffliche Unterscheidung an dieser Stelle eine künstliche Trennlinie in eine sich überlappende Forderung einzieht. Zum anderen aber, wie Butler in Anschluss an Gayle Rubin überzeugend darlegt, bedeutet dies, das Regime der Sexualität als Modus gesellschaftlicher Regulation aus der Analyse der Produktionsweisen auszuschließen (1998, 42). Dies betrifft sowohl genauere Untersuchungen von Verwandtschaftsformen in ihrem Verhältnis zu (kapitalistischer) Vergesellschaftung als auch, Geschlecht und Sexualität als Eigenschaften der Arbeitskraft und als Teil neoliberaler oder „postmoderner" Konsumtions- und Individualisierungslogiken in den Blick zu nehmen – d.h. über Analysen sozialer Ungleichheit hinauszugehen (vgl. Genschel et al. 2001, 78 ff; Hennessy 2001; Wagenknecht 2001, 818). Wenngleich Frasers Formel von Anerkennung und Umverteilung „die kulturellen und sozioökonomischen Dimensionen sozialistischer Politik jenseits realer Politiken rein additiv" und eben höchst problematisch zusammenfügt, wird jedoch auch deutlich, wie Susanne Lettow formuliert, „dass Gerechtigkeit Fragen von Gesellschaftsveränderung aufwirft. Nicht ob der Begriff der Gerechtigkeit mit dem der Gleichheit verknüpft werden kann und soll, sondern inwieweit Gerechtigkeit mit Forderungen und Vorschlägen zum Abbau der Herrschaft von Menschen über Menschen artikuliert" wird. (Lettow 2001)

15 Vor diesem Hintergrund erstaunt es, dass Regina Dackweiler (2001) in ihrem Versuch, das Staatsbürgerschaftskonzept neu zu definieren, nicht weiß, wie sie u.a. Kämpfe um Frauenhäuser und gegen sexistische Werbung in Kämpfe um Staatsbürgerschaft einordnen soll (vgl. 181). Sicher müssen auch Fragen nach Reichweite und Geltungsbereich gestellt werden, aber sind diese Kämpfe nicht *par excellence* Kämpfe um die Bedingung der Möglichkeit gesellschaftlicher Partizipation sowie um eine Umgestaltung des Sozialen? Insofern machen ihre Fragen aber deutlich, dass die Konzeption von Citizenship als Set von Rechten (auch in dessen Erweiterung) schon konzeptionell grundsätzlichere Fragen nach gesellschaftlicher Mitgliedschaft immer wieder ins Abseits stellt.

16 Bower stellt die „Politik der direkten Ansprache" der „Politik der offiziellen Anerkennung" (damit meint sie primär juridische Kämpfe) gegenüber. Allerdings passiert in der Gegenüber-

stellung Ähnliches, wie wir oben bei Fraser ausgeführt haben. In gewisser Hinsicht zieht sie damit künstlich eine Trennung ein in existierende Kämpfe, in denen gerade das sich überlappende der Politikformen und Bedürfnisse artikuliert wird. Zudem bleibt in der Gegenüberstellung unthematisiert, inwieweit Kämpfe um juristische Absicherungen zum Teil erst ermöglichen, eine Politik der „direkten Rede" ausüben zu können, d.h. nicht lediglich als Kämpfe um Anerkennung dargestellt werden können. Für eine Problematisierung dieser Gegenüberstellung vor dem Hintergrund von Kämpfen um transgeschlechtliche Existenzweisen vgl. Genschel 2000a.

17 Wagner spricht hier von der „zweiten größeren Krise der Moderne" und nicht von deren Ende. Diese Krise umfasse „starke Tendenzen einer Dekonventionalisierung und Pluralisierung" bzw. der „Desorganisation der allokativen und autoritativen Praktiken" (1995, 44).

18 Begreift man mit Foucault Macht als strategische Situation, so kann man argumentieren, dass wir es mit drei differenten und diskontinuierlichen Technologien der Macht zu tun haben: Recht/Souveränität - Disziplin - Sicherheitstechniken/gouvernementale Führung». Vgl. Foucault 2000, 64.

19 Z.B. Privatisierung von Kommunikations- und Verkehrssystemen sowie Energieversorgung, Deregulierung und Flexibilisierung von Arbeit.

20 Etwa in Form zunehmender Verrechtlichung z.B. von Ehe und Familie (Gewaltschutzgesetz, Gesetz zur Ächtung von Gewalt in der Erziehung) bzw. lesbischen und schwulen Partnerschaften (Lebenspartnerschaftsgesetz), aber auch in Form der Einschränkung von Bürgerrechten durch Ausweitung der Sicherheitsgesetze in Folge des 11. September 2001.

21 So verdeckt etwa das aktuelle Leitbild des „aktivierenden Staates", das suggeriert, der Staat verzichte zugunsten der Unterstützung der selbstbestimmten Aktivitäten der Individuen aufs Regieren, dass das damit korrespondierende Leitbild des „aktiven (Unternehmer-)Bürgers" nicht keine Regierungstechnologie ist, sondern lediglich eine andere, eben eher „informell" zu nennende. Nikolas Rose beschreibt dies folgendermaßen: „Um weiter dazuzugehören, muss der Einzelne sich bewusst entschließen, sein Leben als 'Unternehmen' zu führen. Dabei hat er sich im Rahmen jener verbindlichen Begriffe und Grenzen zu bewegen, die mittlerweile das gesamte Alltagsleben durchziehen und von vielfältigen Bildern und Entwürfen zur Kultivierung des eigenen Lebensstils untermauert werden. Bei der Erziehung der Kinder, in Fragen der schulischen Bildung, bei der Berufsausbildung und im Arbeitsleben sowie beim unablässigen Konsum müssen jene, die integriert sind, ihr Handeln nach Maßgabe einer 'Investititon' in die eigene Person und ihre Familie kalkulieren und diese Investition unter Berufung auf die Codes der eigenen, je besonderen 'Community' maximieren." (2000, 94 f.)

22 Robert Castel (2000) unterscheidet die heterogenen Praktiken des Ausschlusses wie folgt: a) vollständige Ausgrenzung aus der Gemeinschaft (Vertreibung, Vernichtung), b) „Aufbau geschlossener Räume, die von der Gemeinschaft abgetrennt sind" (Ghettos, Gefängnisse, „Abschiebehaft"), c) Reservierung eines speziellen Status für bestimmte Gruppen der Gesellschaft, der es ihnen zwar ermöglicht, in der Gemeinschaft zu koexistieren, sie aber bestimmter sozialer und politischer Rechte beraubt. (vgl. 20 ff.)

23 Die von Wacquant beschriebene US-amerikanische Variante einer Politik von *Überwachen und Strafen* (Foucault 1976à), der stetige Ausbau eines rassistisch motivierten polizei- und strafrechtlichen Schlepp-Netzes („drag-net") bei gleichzeitigem Abbau des sozialen Netzes („safety-net") für diesen „Rand" der Gesellschaft ist hierfür wohl das abschreckende Modell der Zukunft. So hat sich zwischen 1980 und 1993 die Zahl der Gefängnisinsassen in den

USA verdreifacht. Rechnet man die nicht-einsitzenden Verurteilten sowie diejenigen auf Bewährung hinzu, so befinden sich laut Wacquant derzeit (d.i. 1997) 5,7 Millionen Amerikaner in den Händen der Justiz, das sind „annähernd 5% aller Männer über 18 Jahre und 20% aller männlichen Schwarzen" (2000, 72). Nach einer Statistik des Europarates wuchs die Zahl der Gefängnisinsassen zwischen 1983 und 1992 in Griechenland, Spanien, Portugal und den Niederlanden um 50%, in Frankreich, der Schweiz, Irland und Schweden um 20% bis 50%.

24 Foucault hat deshalb u.E. zu Recht darauf hingewiesen, dass Gesellschaften durch Ausschließungssysteme organisiert werden und funktionieren: „Durch welches Ausschließungssystem, durch wessen Ausmerzung, durch die Ziehung welcher Scheidelinie, durch welches Spiel der Negation und Ausgrenzung kann eine Gesellschaft beginnen zu funktionieren?" (Foucault 1976b, 57).

25 Ruth Wodak: Un/Gleichheit, Demokratie und Parlamentarische Diskurse. Abstract documenta-Plattform „Democracy Unrealized", Wien 15. März - 20. April 2001, http: www.documenta.de/data/german/platform1

26 Die europäische Flüchtlingspolitik konzentrierte sich in den vergangenen Jahren verstärkt auf Abschottung. Für Flüchtlinge verringerten sich in allen europäischen Staaten die Möglichkeiten drastisch, längerfristig einen geregelten Aufenthaltsstatus zu erwerben. Repressive Maßnahmen wurden stetig vermehrt ebenso wie die Zahl der Abschiebungen beständig anstieg. Für Deutschland lassen sich folgende Zahlen nennen: 1988 gab es knapp 3000 Abschiebungen, 1993 offiziell 47.000, 1994 über 50.000. In den folgenden Jahren waren es jeweils um die 35.000 Menschen, die zwangsweise ausgewiesen wurden (vgl. „kein mensch ist illegal"-AktivistInnen 2000, 100).

27 Tomas Hammar (1990) benutzt den Begriff *denizen* zur Beschreibung der so genannten „Nicht-Bürger mit festem Wohnsitz", also diejenigen, die sich entweder nicht naturalisieren lassen wollen (etwa aufgrund der Verweigerung doppelter Staatsbürgerschaften) oder aber von den Nationalstaaten, in denen sie ihren festen Wohnsitz haben, nicht als Staatsbürger aufgenommen und anerkannt werden.

28 Um nur zwei Varianten der bundesdeutschen Debatte zu nennen, die sich in der Rhetorik, nicht jedoch im Inhalt unterscheiden: „Sinnvoll sind hier flexible Teilquoten, die je nach ermitteltem Bedarf Zuwanderung aufgrund bestimmter Qualifikationen oder aufgrund eines konkreten Arbeitsplatzangebotes unbürokratisch regeln." (Müller 2001) „Wir müssen darauf achten, daß weniger Ausländer kommen, die uns ausnützen, sondern mehr, die uns nützen." (Günther Beckstein, zitiert nach Broschüre des Komitees für Grundrechte und Demokratie „Ein Deutschland für Einwanderer").

29 Vielleicht ermöglicht dieser analytische Zugriff zudem, die Debatte um Rechts- oder Inklusionspolitiken versus lokaler (nicht an den Staat gerichtete und auf Dekonstruktion setzende) queere Politiken in Bewegung zu halten. Für die Konturen des Streits und die verschiedenen Positionen vgl. Phelan 1997.

30 Diese Bewegung lässt sich auch analog zu (Denk-)Bewegungen anderer Citizenship-Diskussionen verstehen, in denen jeweilige Ausweitungen des zu engen liberaldemokratischen StaatsbürgerInnenkonzepts entwickelt werden (wie z.B. die Ausweitung um soziale Rechte).

31 Die Frage der „Identitätsabsicherung" ist insbesondere durch queere Theoriebildung und Aktivismus zum zentralen Gegenstand der Kritik geworden (s.o.). Gerade wenn die oben genannten Problemlagen und Bedürfnisse *als* „Identitätsabsicherung" in Gesetz gegossen wer-

den, muss abschließend definiert werden, wer gemeint ist und wer nicht, und das führt zu notwendigen Ausschlüssen und Entwürfen, die zudem von einer vermeintlich gegebenen „Identität" ausgehen. Aber auch die heteronormative Ordnung, die durch die Privilegierung heterosexueller Lebensarrangements diese verschiedenen Absicherungen immer wieder notwendig macht, gerät aus dem Blickfeld der Kritik. Insofern finden wir es an dieser Stelle problematisch, die (realen) Bedürfnisse nach Ermöglichung spezifischer Selbstverhältnisse von vornherein als Fragen um Identität zu fassen (wenngleich viele dies natürlich in der Praxis tun). Hier deutet sich das Problem an, wie man existierende Kämpfe auch in ihren Artikulationen fassen kann, ohne selbst diese Artikulationen mit ihren Engführungen zu übernehmen.

32 Vgl. hierfür Bell/Valentine 1997, Bell/Binnie 2000.

33 Hier sind insbesondere die queeren Aktionsformen der neunziger Jahre zu nennen, die mit der Besetzung der Börse, (heterosexuellen) Nachbarschaftskneipen, Schulbesuchen und Aktionen in Shopping Malls usw., aber auch mit offensiven Straßenpatrouillen auf die heterosexuelle Ordnung des Raumes aufmerksam machten (vgl. hierfür u.a. Berlant/Freeman 1993, Duggan/Hunter 1995, Genschel 1997). Auch die Etablierung von Frauenhäusern, Notrufen und lesbisch-schwulen Community-Einrichtungen muss hier genannt werden, denn sie alle sind auch als Versuche zu begreifen, „Öffentlichkeit" mit vermeintlich privaten Praxen und Zuweisungen zu konfrontieren.

34 In diesem Zusammenhang ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass hier eine spezifische - klassenpolitische und rassisierte - Heterosexualität Grundlage ist. Vgl. hierfür Alexander/Mohanty 1997, insbesondere Alexander 1997. Aber auch Cathy Cohen (1997) hat darauf aufmerksam gemacht, dass Heteronormativität gerade eine sehr spezifische rassisierte Heterosexualität zur Grundlage hat. Anhand einer Analyse des Diskurses um die Re-Strukturierung des Wohlfahrtssystems zeigt sie, wie dieses durch eine Dämonisierung primär schwarzer, so genannter *Welfare Mothers* legitimiert wird. Diesen wird durch eine konservative Propaganda eine exzessive sexuelle Aktivität unterstellt, deren Folge zu viele Kinder seien (ohne Männer), die dann dem Staat auf der Tasche lägen. „Hier zeigt sich, dass nicht eine vereinheitlichte Heterosexualität privilegiert wird, sondern dass die Hetero-Normativität (...) die Privilegierung einer spezifischen - weißen, mittelständischen, auf der Kleinfamilie basierenden - Heterosexualität meint." (Genschel et al. 2001, 177)

35 Hier liegt unseres Erachtens bei Richardson ein Missverständnis vor, wenn sie Evans immer wieder so versteht, dass er für die Erweiterung des Rechtssets um ökonomische Rechte eintrete und dieses für sexuelle Minderheiten stark mache. Dagegen scheint uns die Logik des Arguments zu sein: Die Expansion von Märkten bedeute auch für sexuelle Minderheiten ökonomische Partizipation, welche allerdings von diesen als ein Mehr an gesellschaftlicher Partizipation „verkannt" werde. Insbesondere hier sieht Evans die Notwendigkeit zu intervenieren. Vgl. auch Genschel 1997, 2000b, Engel 2002.

36 Für eine differenziertere Analyse der Veränderung des Regimes der (Hetero-)Sexualität in und durch spätkapitalistische Verhältnisse, insbesondere für die Veränderung kultureller Repräsentationen und die Kommodifizierung von Sexualität in ihrer Bedeutung für sexualpolitische Artikulationen sowie für „die Formierung einer hegemonialen postmodernen Kultur" vgl. Hennessy 2000, Wagenknecht 2001.

37 Siehe hierzu auch Beger/Baer/de Silva 2000, 182-208.

38 So argumentiert Patricia Williams, dass „für diejenigen, die historisch machtlos geblieben sind, die Verleihung von Rechten eine symbolische Bedeutung für alle ihnen verweigerten

Aspekte ihres Menschseins hat: Rechte bringen eine Achtung mit sich, die uns in den Bereich der Beziehungen zwischen Selbst und Anderen transportiert, die unseren Rang vom menschlichen Körper zum gesellschaftlichen Wesen erhebt" (Williams 1991, 153, Ü.d.A.).

39 Charles Macpherson (1962) hat gezeigt, dass in den liberalen politischen Diskurs der Gedanke des „possessiven Individualismus" eingeschrieben ist, d.h. Individuen werden definiert als Besitzer ihrer selbst, weshalb ihnen Rechte aufgrund dieses Besitz- und Verfügungsverhältnis zustehen: „The individual was seen ... as owner of himself. The relation of ownership, having become for more and more men the critically important relation determining their actual freedom and actual respect of realizing their full potentialities, was read back into the nature of the individual" (ebd., 3). Karl Marx (1976) hatte bereits in seinem Text „Zur Judenfrage" von 1843 darauf hingewiesen, dass die „Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte" in der Fassung von 1793 das Recht auf Eigentum gleichrangig mit Gleichheit und Freiheit (und Sicherheit!) deklariert. Vor diesem Hintergrund konstatiert Annamarie Smith (2000, 48), dass in jeder Forderung nach Rechten ein „imaginiertes normales Subjekt" impliziert ist, dass überhaupt nur als anerkennbares gelten kann: weiße, heterosexuelle, besitzende, erwachsene Männer. Dieses Idealsubjekt fungiert als, in Butlers (1990) Begriff, „regulatorisches Ideal", da andere Subjekte ihre Diskriminierungsbehauptungen unter Bezugnahme auf dieses Idealsubjekt gestalten müssen. Vor diesem Hintergrund argumentiert Smith: „Jede soziale Bewegung von Unterdrückten, die für bürgerliche, politische und soziale Rechte kämpft, muß sich mehreren Fragen stellen. Welche Art von Subjekt müssen wir werden, um uns als Individuen oder Gruppe, die mit bestimmten Rechten ausgestattet sind, zu bewähren? Zu welcher Art von Subjekt werden wir infolge eines bestimmten Kampfes für Rechte geformt werden?" (ebd., 45).

40 Mampela Ramphele argumentiert daher dafür, „Gleichheit [zu] problematisieren und einen Billigkeitsrahmen [zu] entwickeln, der uns und unsere unterschiedlichen Gesellschaften in die Lage versetzt, die Bedürfnisse von Menschen - Männern und Frauen - unter Berücksichtigung der differenzierenden Wirkungen von Rasse, Klasse, Alter und anderen Beschränkungen auf Machtverhältnisse recht und billig angehen zu können" (Ramphele 1997, 36, Ü.d.A.).

41 „The point is", argumentiert Brown, dass „rights converge with powers of social stratification and lines of social demarcation in ways that extend as often as attenuate these powers and lines" (ebd., 98).

42 Bourdieu kommentiert: „...kann man annehmen, daß in den differenzierten Gesellschaften der Staat in der Lage ist, im Rahmen seiner territorialen Zuständigkeit universell gleiche oder ähnliche Erkenntnis- und Bewertungsstrukturen durchzusetzen und für ihre Verinnerlichung zu sorgen, und daß er aufgrund dessen die Grundlage eines 'logischen Konformismus' und eines ‚moralischen Konformismus' ist, einer stillschweigenden, präreflexiven, unmittelbaren Übereinkunft über den Sinn der Welt, die der Ursprung der Erfahrung der Welt als eine 'Welt des *common sense*' ist. [...] In unseren Gesellschaften hat der Staat an der Produktion und Reproduktion der Instrumente zur Konstruktion der sozialen Realität einen entscheidenden Anteil." (1998a, 116, 117)

43 Es ist heute die Situation des (weiblichen) staatenlosen Flüchtlings, dem das Recht, in einer politischen Gemeinschaft zu leben, vorenthalten wird und der damit grundsätzlicher Bürgerrechte beraubt ist, die paradigmatisch für die Erfahrung steht, unter Bedingungen von Enteignung und Willkür zu leben.

44 Wiedereintritt deshalb, weil es zunächst darum ging, gewissermaßen aus dem Recht, nämlich dem Strafrecht, „auszutreten".

45 Den Konnex von privaten Rechten und politischer Partizipation verdeutlicht Jürgen Habermas: „Rechte können nur in dem Maße zu einer privatautonomen Lebensgestaltung ermächtigen, wie sie zugleich eine gleichberechtigte Teilnahme an der Praxis staatsbürgerlicher Selbstbestimmung ermöglichen, weil nur die Betroffenen selbst die jeweils 'relevanten Hinsichten' von Gleichheit und Ungleichheit klären können" (1998, 106).

46 Und das betrifft sowohl die Appellation an das Gleichheitsversprechen mit der darin liegenden „Gefahr" der Angleichung und Eingliederung in den Status Quo. Es betrifft aber auch die „Unterwerfung" unter ein Modell von Rechten als Anrechten oder unter ein Modell, dass das Individuum primär als einen „Besitzer" von Rechten begreift, die von oben nach unten „durchgereicht" werden. Weder sind Recht und das Individuum hier als Effekt sozialer Praxen gedacht, noch wirkt „das Recht", das man dann „hat", als soziale (und politische) Praxis.

47 So ist es beispielsweise aufschlussreich, wenn sexualpolitische Kämpfe derzeit in der BRD immer nur um den Komplex Homo-Ehe kreisen und daraufhin befragt werden, als würden sich in der Homo-Ehe alle Anliegen verdichten und als gäbe es nicht ein Vielzahl von Sexualpolitiken, die in die derzeitige Einrichtung des Sozialen intervenieren und diese „von unten" aus verschiedenen Perspektiven heraus zu demokratisieren versuchen. Es geht in diesem Sinne nicht nur um die subjektive Regulierung des „Begehrens nach Recht", sondern auch um das hegemoniale „Begehren", alle Anliegen als Fragen von Recht(sansprüchen) und Inklusionsforderungen zu artikulieren.

Literatur

Adams, P./Minson, J. (1978): The 'Subject' of Feminism. In: Adams, P./Cowie, E. (Hg.), The Woman in Question: m/f. Cambridge, 81-101.

Agamben, Giorgio (2002): Homo Sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben. Frankfurt/Main.

Alexander, Jacqui (1997): Erotic Autonomy as a Politics of Decolonization. An Anatomy of Feminist and State Practice in the Bahamas Tourist Economy. In: Alexander/Mohanty (Hg.), 63-100.

-/Mohanty, Chandra Talpade (Hg.) (1997): Feminist genealogies, colonial legacies, democratic futures. London/New York.

Anderson, Benedict (1991): Imagined Communities. London (dt. Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Berlin 1988, 2. Erw. Ausgabe).

Appelt, Erna (1999): Geschlecht. Staatsbürgerschaft. Nation. Politische Konstruktionen des Geschlechterverhältnisses in Europa. Frankfurt/Main u. New York.

Arendt, Hannah (1949) [1981]: Es gibt nur ein Menschenrecht. In: Otfried Höffe/Gerd Kadelbach/Gerhard Plumpe (Hg.), Praktische Philosophie/Ethik, Bd. 2 Reader zum Funkkolleg, Frankfurt/Main, 152-167.

- (1955) [1986]: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. München.

Baer, Susanne (1997): Geschlecht und Nation. Perspektiven feministischer Ansätze in der Rechtswissenschaft zu Fragen der Staatsangehörigkeit. In: Die Philosophin 8/15, 75-85.

Bauman, Zygmunt (1995): Ansichten der Postmoderne. Hamburg.

Beck, Ulrich (2002): Arbeit ist ein bewegliches Ziel. In: Die Zeit Nr. 7, 7.2.2002, 7.

Becker-Schmidt, Regina (2001): Was mit Macht getrennt wird, gehört gesellschaftlich zusammen. Zur Dialektik von Umverteilung und Anerkennung in Phänomenen sozialer Ungleichstellung. In: Gudrun-Axeli Knapp, Angelika Wetterer (Hg.), Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster, 91-131.

Beger, Nico/Baer, Susanne/de Silva, Angela (2000): Recht und Rechte. Zwischen legaler Anerkennung und kulturell-politischer „Revolution". Ein Podiumsgespräch. In: Queering Demokratie. Sexuelle Politiken. Berlin, 182-208.

Bell, David/Binnie, Jon (2000): The Sexual Citizen: Queer Politics and Beyond. Oxford.

Bell, David/Valentine, Gillian (Hg.) (1995): Mapping Desire: Geographies of Sexualities. London/New York.

Benhabib, Seyla (1999): Zu Begriff und Institution der Staatsbürgerschaft. In: Kulturelle Vielfalt und demokratische Gleichheit. Politische Partizipation im Zeitalter der Globalisierung. Frankfurt/Main, 79-108.

Berlant, Lauren/Freeman, Elizabeth (1993): Queer Nationality. In: Fear of a Queer Planet (Hg.)Warner, 193-229.

Bourdieu, Pierre (1998a): Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz.

- (1998b): Einige Fragen zur Schwulen- und Lesbenfrage. In: Liber 2, 205-210.

Bower, Lisa (1997): Queer Problems/Straight Solutions: The Limits of a Politics of „Official Recognition". In: playing with fire (Hg.) Shane Phelan. New York/London, 267-291.

Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hg.) (2000): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt/Main.

Brown, Wendy (1995): States of Injury. Power and Freedom in Late Modernity. Princeton.

Butler, Judith (1995): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin.

- (1998): Merely Cultural. In: New Left Review 1998/1 (227), 33-44.

Castel, Robert (2001): Die neue soziale Frage: Aushöhlung, Zusammenbruch oder Reorganisation der Erwerbsgesellschaft? Eine kritische Bilanz. In: Frankfurter Rundschau 04. 09. 2001.

- (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz.

Cohen, Cathy (1997): Punks, Bulldaggers, and Welfare Queens: The Radical Potential of Queer Politics? In: GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies 3:4, 437-466.

Cutler, Antony et al. (1977): Marx's Capital and Capitalism Today. London.

Dackweiler, Regina (2001): Konturen einer feministischen Re-Defintion von Staatsbürgerschaft als Konzept zur Analyse von Frauenbewegungen weltweit. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien, Heft 1+2, 173-187.

Dahrendorf, Ralf (2000): Globale Klasse und neue Ungleichheit. In: Merkur, Heft 11, 1057-1068.

Duggan, Lisa (2000): Das unglaubliche Schwinden der Öffentlichkeit. In: Queering Demokratie (Hg.) quaestio, 87-95.

-/Hunter, Nan (1995): Sex Wars: Sexual Dissent and Political Culture. New York/London.

Engel, Antke (2002): Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation. Frankfurt am Main/New York.

Evans, David (1993): Sexual Citizenship. The Material Construction of Sexualities. London/New York.

- (2000): Zwischen „moralischem" Staat und „amoralischem" Markt. In: Queering Demokratie (Hg.) quaestio, 67-82.

Fach, Wolfgang (2000): Staatskörperkultur. Ein Traktat über den „schlanken Staat". In: Bröckling, 110-130.

Faulks, Keith (1998): Citizenship in Modern Britain. Edinburgh.

Feminist Review (1997): Special Issue on „Citizenship: Pushing the Boundaries" Nr. 57.

Foucault, Michel (1976a): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/M.

- (1976b): Mikrophysik der Macht. Berlin.

- (2000): Die Gouvernementalität. In: Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt/Main, 41-67.

Fraser, Nancy (2001): Die halbierte Gerechtigkeit. Frankfurt/Main (engl.: Justice Interruptus: critical reflections on the „postsocialist" condition, 1997).

Genschel, Corinna (1997): Umkämpfte sexualpolitische Räume. Queer als Symptom. In: Freundschaft unter Vorbehalt. Berlin, 77-98.

- (1998): Von medizinischen Objekten zu politischen Subjekten: Die Formierung der Transgender Bewegung in den USA. In: Verqueere Wissenschaft? (Hg.) Ursula Ferdinand et.al., Münster, 309-320.

- (2000a): Wann ist ein Körper ein Körper mit (Bürger-)Rechten? In: Queering Demokratie (Hg.) quaestio, 113-129.

- (2000b): Umkämpfte Gestaltungsgrenzen. Kommentar zu David T. Evans. In: Queering Demokratie (Hg.) quaestio, 83-86.

- 2001: Erstrittene Subjektivität: Diskurse der Transsexualität. In: Das Argument 243, 821-833.

-/Lay, Caren/Wagenknecht, Nancy/Woltersdorff, Volker (2001): Anschlüsse. In: Annamarie Jagose: Queer Theory. Eine Einführung (Hg. und übersetzt von dens.), 167-194.

Giddens, Anthony (1993): Wandel der Intimität. Frankfurt/Main.

GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies (1998): The Transgender Issue, Nr. 4:2, hg. von Susan Stryker.

Habermas, Jürgen (1998): Faktizität und Geltung. Frankfurt/Main.

Hammar, Tomas (1990): Democracy and the Nation State: Aliens, Denizens, and Citizens in a World of International Migration. Avebury.

Hark, Sabine (1998): Technologien - Disziplinierung - Subjektivierung. Politik der KörperBilder: Stone Butch Blues. In: kea: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 11, 99-112.

Hennessy, Rosemary (1993): Materialist Feminism and the Politics of Discourse. New York/London.

- (2000): Profit and Pleasure: Sexual Identities in Late Capitalism. New York/London.

Jagose, Annamarie (2001): Queer Theory. Eine Einführung. Corinna Genschel, Caren Lay, Nancy Wagenknecht, Volker Woltersdorff (Hg.), Berlin.

Kaplan, Morris (1997): Sexual Justice. Democratic Citizenship and the Politics of Desire. New York/London.

Katz, Jonathan (1995): The Invention of Heterosexuality. New York.

„kein mensch ist illegal" - Aktivistinnen aus Berlin und Hanau (2000): Illegalisierung der Migration in Deutschland - sozialer und politischer Widerstand. In: Ohne Papiere in Europa. Illegalisierung der Migration - Selbstorganisation und Unterstützungsprojekte in Europa. (Hg.) AutorInnenkollektiv, Berlin und Hamburg, 97-124.

Komitee für Grundrechte und Demokratie (2001): Ein Deutschland für Einwanderer. (Broschüre)

Laclau, Ernesto/Mouffe Chantal (1991): Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus. Wien.

Lauretis, Teresa de (1991): Queer Theory. Lesbian and Gay Sexualities. In: differences. A Journal of Feminist Cultural Studies 3/2, iii-xviii.

Lefort, Claude (1990): Die Frage der Demokratie. In: Rödel, Ulrich (Hg.) Autonome Gesellschaft und libertäre Demokratie. Frankfurt/Main, 281-297.

Lehr, Valerie (1999): Queer Family Values. Debunking the Myth of the Nuclear Family. Philadelphia.

Lemke, Thomas/Krasmann, Susanne/Bröckling, Ulrich (2000): Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. In: Gouvernementalität der Gegenwart, Frankfurt/Main, 7-40.

Lettow, Susanne (2001): Gerechtigkeit, Gleichheit, Herrschaftskritik: Zur Kritik des neoliberalen Anti-Egalitarismus. In: Widerspruch 41 (21:2).

Lister, Ruth 1997: Citizenship. Feminist Perspectives. Houndsmills.

Macpherson, Charles B. (1962): The Political Theory of Possessive Individualism. Oxford.

Marx, Karl (1976) [1843]: Zur Judenfrage. In: Karl Marx, Friedrich Engels: Werke. Band 1, Berlin, 347-377.

Müller, Kerstin (2001): Wir brauchen zusätzliche Einwanderung. In: Frankfurter Rundschau, 14.03.2001.

Phelan, Shane (2000): Queer Liberalism? In: American Political Science Review 94/2, 431-442.

- (Hg.) (1997): playing with fire: queer politics, queer theories. New York/London.

Plummer, Kenneth (2000): Intimate Citizenship. In: Diane Richardson/Steven Seidman, Handbook of Lesbian and Gay Studies (Hg.) London.

Quaestio (2000b): Sexuelle Politiken. Politische Rechte und gesellschaftliche Teilhabe. In: Queering Demokratie. Sexuelle Politiken. Berlin, 9-27.

- (Hg.) (2000a): Queering Demokratie. Sexuelle Politiken. Berlin.

Ramphele, Mamphele (1997): Whither Feminism? In: Scott, Joan/Kaplan, Caren/Keates, Diana (Hg.), Transitions, Environments, Translations: Feminisms in International Politics. New York, 334-338.

Richardson, Diane (1996): Heterosexuality and social theory. In: Diane Richardson , Theorising Heterosexuality. Buckingham/Philadelphia, 1-20.

- (2000): rethinking Sexuality. London/Thousand Oaks/New Dehli.

Rose, Nikolas (2000): Tod des Sozialen? Eine Neubestimmung der Grenzen des Regierens. In: Gouvernementalität der Gegenwart, Frankfurt/Main, 72-109.

Schlüter, Christian (2001): Prinzip Ausschluss: Sozialhilfe und die Entleerung des Politischen. In Frankfurter Rundschau, 04.09.2001.

Sedgwick, Eve Kosofsky (1990): Epistemology of the Closet. Berkeley.

Seidman, Steven (1997): Difference Troubles: Queering Social Theory and Sexual Politics. Cambridge, MA.

Sex Panic! (Hg.) (1997): This is a Sex Panic! (selbstverlegte Broschüre, New York City).

Smith, Anna Marie (2000): Wider die depolitisierenden Effekte des liberaldemokratischen Pluralismus. In: Queering Demokratie. Sexuelle Politiken. Berlin, 45-62.

Stanton, Domna (1992): Introduction. The Subject of Sexuality. In: Stanton (Hg.) Discourses of Sexuality. From Aristoteles to AIDS. Ann Arbor, 1-46.

Turner, Bryan (1992): Contemporary Problems in the Theory of Citizenship. In: ders. (Hg.), Citizenship and Social Theory, London/Newbury Park/New Dehli, 1-18.

- (1993): Outline of a Theory of Citizenship. In: Mouffe (Hg.), Dimensions of Radical Democracy. Pluralism, Citizenship, Community. London, S. 23-62.

Vogel, Bernhard (2001): Überflüssige in der Überflußgesellschaft? Sechs Anmerkungen zur Empirie sozialer Ausgrenzung. In: Mittelweg 36, 1/2001, 57-62.

Wacquant, Loïc (2000): Elend hinter Gittern. Konstanz.

Wagenknecht, Nancy (2001): „(Hetero-)Sexualität" in einer Theorie der Geschlechterverhältnisse. In: Das Argument 243 (43:6), 811-820.

Wagner, Peter (1995): Soziologie der Moderne. Frankfurt/Main.

Warner, Michael (Hg.) (1993): Fear of a Queer Planet. Queer Politics and Social Theory. Minneapolis/London.

Weeks, Jeffrey (1995): Invented Moralities: Sexual Values in the Age of Uncertainty. New York.

Williams, Patricia (1991): The Alchemy of Race and Rights. Diary of a Law Professor. Cambridge/MA.

Wodak, Ruth/Dijk, Teun van (Hg.) (2000): Racism at the Top: Parliamentary Discourses on Ethnic Issues in six European States. Klagenfurt.

Yuval-Davis, Nira (1997): Mitglied einer Gemeinschaft oder vereinzeltes Individuum? Zur Citizenship-Debatte. In: Das Argument 218, 59-70.

Angelika Saupe

Verlebendigung der Technik – Gen- und Reproduktionstechnologien in gesellschaftstheoretischer Perspektive

Der feministische Diskurs über Gen- und Reproduktionstechnologien ist paradigmatisch geprägt von der Entgegensetzung 'Technik versus Leben'.[1] Damit nimmt die Diskussion immer wieder eine Wendung zurück zu Traditionen zivilisations- und entfremdungskritisch argumentierender Kulturkritik. Die Entgegensetzung von Technik und Leben ist jedoch unbrauchbar für die Kritik der patriarchalen Verhältnisse:

„Die Ineinssetzung von Frau, Natur und Leben, von der Substanz des Weiblichen mit den Inhalten des Lebens selbst, bürdet ihr die gesamte Widersprüchlichkeit auf; die Frau ist sowohl die leibhaftige Kritik einer objektivierten gesellschaftlichen Wirklichkeit als auch deren Abklatsch, in der Gegenüberstellung doch nichts anderes als diese selbst. (...) [So] wird Leben zu einer Kategorie, die Widersprüche in einem Dualismus stillstellt." (Scheich 1993, 270)

Diese hier so einfach klingende Einsicht hat sich meiner Erkenntnis nach in den feministischen Debatten über die Gen- und Reproduktionstechnologien noch keineswegs durchgesetzt. Die gängigen feministischen Begründungsmuster für eine Ablehnung dieser Technologien divergieren zwar je nach ethisch-moralischem oder politisch-praktischem Anliegen der Kritik(en), ihr gemeinsamer Tenor ist aber folgender: Das Leben wird heute mittels Genetik und Gentechnik analysiert, technisiert, nachgebaut, d.h. künstlich erzeugt und damit in seiner Natur zerstört. Der Vorwurf an die Technik in dieser Rede über Leben und Natur lautet, dass mit den Gen- und Reproduktionstechnologien gerade das „wirkliche" Leben sowie speziell der Körper der Frauen vernichtet würden. Die Kritik an den neuen Techniken in der Biomedizin impliziert so eine strikte Entgegensetzung der Zuschreibungen 'künstlich' und 'natürlich', wobei der Charakter dieser Dichotomie jedoch kaum ausreichend reflektiert wird.

Den Hintergrund für diese Einseitigkeit erhellt der Blick auf die früheren Ansätze einer radikalen feministischen Technikkritik in den 1980er Jahren. Diese kritisierte – im Einklang mit kulturpessimistischen Traditionen[2] – das immer weitere Vordringen der Technik in die Bereiche der so genannten Lebenswelt und setzte dieses Eindringen mit der Zerstörung von Natur gleich bzw. assoziierte es mit einer fortschreitenden Entfremdung von Natur. Diese Kulturkritik ging davon aus, dass die „technologische Rationalität" mittels ihres instrumentellen Charakters letztlich die Naturgrundlagen der Menschen zerstört. Im ökologischen und feministischen Diskurs wurde diese allgemeine Kritik an einem herrschaftsförmigen Naturverhältnis mit der Kritik am hierarchischen Geschlechterverhältnis verbunden: Die Produktion künstlicher, neuer Natur, die die Technisierung von Natur vorantreibt, bedeute ein Eindringen in die zuvor noch nicht technisch angeeigneten Lebenswelten sowie in die Körper der Frauen und damit deren Kapitalisierung und Verdinglichung. (vgl. u.a. Kollek 1985, Scheich 1989, von

Werlhof 1991, Mies 1992, Satzinger 1994). Diese Form der Technikkritik impliziert die Gleichsetzung von 'Naturbeherrschung' und 'Lebenszerstörung'. Sie verkettet Naturbeherrschung mit der Unterdrückung der Frauen als konstitutiver Bedingung des Vergesellschaftungsprozesses von Natur. Auf der Ebene praktischer Naturbeherrschung wurde besonders die Waffentechnologie als die lebensvernichtende Technologie par excellence im Rahmen dieser Kritik hervorgehoben und zum universellen Herrschaftsinstrument des Patriarchats erklärt. Leben wurde demgegenüber als das diametral entgegengesetzte und damit weibliche Prinzip, als materielle und naturale Grundlage aller gesellschaftlichen Produktion angesehen. (vgl. z.B. Mies 1988, 1992, 2001). Diese Kritik an Naturzerstörung zielt auf ein universelles Verschwinden von Natur überhaupt - und damit auch der Basis des Weiblichen.[3] Eine solche Fokussierung ist auch später noch bei Duden und List zu finden, auch wenn diese beiden Autorinnen in ihren historischen Analysen der Veränderungen moderner Technologien (Schwangerschaftsdiagnosetechniken und Medientechniken) gesellschaftstheoretisch nicht mehr ganz so technikdeterministisch argumentieren, wie u.a. Mies und von Werlhof es taten. (vgl. Duden 1991 u. 1996; List 1996 u. 1997)

Der Verortung von Natur als einer universell vom Verschwinden Bedrohten soll im Folgenden eine Perspektive gegenübergestellt werden, die den in den Konstruktions- und Konstitutionsweisen der Technoscience angelegten Aspekt einer kontinuierlichen (Neu-)Produktion von Natur als kulturelles bzw. gesellschaftliches Konstrukt einbezieht. Dadurch wird das Verschwinden von Natur als das 'Verschwinden' jeweils spezifischer Setzungen von Natur auf epistemischer Ebene in den Blick genommen, womit das im gleichen Vorgang vollzogene Entstehen jeweils neu produzierter Natur auf praktischer Ebene überhaupt erst entdeckt werden kann. Es geht also um eine Strategie gegen jegliche Essenzialisierung von Natur, Leben, Technik etc.

Der Transformationsprozess der späten Moderne scheint heute aber den klassischen Gegensatz von Technik und Leben aufzulösen. Die Verlautbarungen der Verfechter der neuesten technologischen Entwicklungen wie auch die Interpretationen der KritikerInnen führen die Rede von der Überwindung herkömmlicher Dualismen ins Feld: 'Natur und Kultur', 'Natürliches und Künstliches', 'Gewachsenes und Produziertes', 'Lebendiges und Technisches', 'Mensch und Maschine' sollen neu verortet, und d.h., nicht mehr als Oppositionen gedacht werden. Natur hat ihren Status als ultimatives Gegenteil alles Künstlichen eingebüßt. Natur als jeweils kulturell und historisch Produzierte verdoppelt die Dialektik von Künstlichem und Natürlichem und 'Kunst-Naturen' werden in spezieller Weise durch das technowissenschaftliche Wissen auf allen Ebenen gesellschaftlicher Wirklichkeit produziert - sowohl in materieller wie in diskursiver Hinsicht.

„Natur [ist] ein topos, ein Ort in dem Sinne, wie der Rhetor für die Erörterung allgemeiner Themen einen Ort, eine Topik benötigt; im strengen Sinn ist die Natur ein Gemeinplatz, dem wir uns (als Thema oder Topik) zuwenden, um unseren Diskurs zu ordnen, unser Gedächtnis zu sortieren. (...)

Die Natur ist auch ein trópos, eine Trope. Sie ist Figur, Konstruktion, Artefakt, Bewegung, Verschiebung. Die Natur kann nicht vor ihrer Konstruktion existieren. Diese Konstruktion beruht auf einer bestimmten Art von Bewegung – auf einem trópos, einer Wendung. (...) Die Trope vollziehend, wenden wir uns der Natur zu, als wäre es die Erde, der Urstoff. (...)
In ihren wissenschaftlichen Verkörperungen wie auch in anderen Formen ist die Natur etwas – jedoch nicht ausschließlich von Menschen – Gemachtes: sie ist eine gemeinsame Konstruktion von menschlichen und nichtmenschlichen Wesen." (Haraway 1995a, 13-15)

Die aktuellen Produktionen technowissenschaftlicher Artefakte bringen daher nicht nur neue Technologien, sondern besonders eine Verschiebung kultureller Setzungen in die Welt. Dabei unterliegt vor allem der Begriff des Lebens einer dieser von Haraway konstatierten tropischen Wendungen, die Trallori folgendermaßen beschreibt:

„Am Ende des 20. Jahrhunderts lautet die Bilanz, daß wir mit einem Begriff von 'Leben' konfrontiert sind, der ein Artefakt darstellt: Leben bedeutet Information. (...) Neu und brisant daran ist, daß [dieses Artefakt; A.S.] völlig neue Vokabeln, Grammatiken, Idiographien bereithält – kurzum, daß Sprache, Zeichen und die Begrifflichkeiten, in denen über das Leben erzählt, nachgedacht, geforscht und gehandelt wird, bisherige normative Orientierungen grundlegend umgestürzt haben. Welche Mächte auch immer das 'Leben' unter ihre hermeneutischen Fittiche nehmen, wer auch immer es neu kreiert, muß im Zeitalter des Codes weder auf Anfang und Ende, auf Genealogie und Herkunft, noch auf Irdisches und Transzendenz rekurrieren. Angesprochen ist damit die Logik der Technowissenschaften, die sich im Konzept des genetischen und binären Codes ihre Bahn bricht und als vorantreibende Kraft die Stoßrichtung der gesellschaftlichen Transformationen strukturiert." (Trallori 1996, 7-8)

Von der einen Seite her wird 'Leben' mittels Technik also „erobert", indem versucht wird, Lebendiges jenseits des organischen Substrats zu konstruieren und Bedingungen für eine künstliche Entfaltung des Lebendigen zu schaffen.[4] Das gilt für sog. Cybervisionen, in denen die Konstruktion von intelligenten Artefakten (z.B. Robotern) durch Simulation lebendiger Prozesse auf der Basis nicht-organischer Substrate, z.B. Computer angestrebt wird. Dort wird also Leben mit künstlichen bzw. kunstfertigen Mitteln nachgeahmt und Technik mit 'Leben' „aufgeladen". Andererseits gibt es Absichten der sogenannten Artificial Life und Artificial Biology-Forschung, mit denen jenseits der „natürlichen" Evolution aus organischen Substanzen biologische Geschöpfe hergestellt werden sollen. Das ist der Kontext von Gentechnik und Bioengineering. Hier wird Leben mit technischen Mitteln „aufgeladen" im Sinne einer vorerst partiellen Neuschöpfung im Bereich der „alten" Existenzweisen des Lebendigen und die Technik muss sich dem Leben „gewachsen" erweisen, sonst scheitert sie. Diese in beiden Varianten erzeugte technische Verschiebung der Dichotomien von natürlichen und künstlichen Prozessen soll im Folgenden nicht einseitig als Naturbeherrschung mit der Konnotation des Verschwindens und Auflösens von Natur bzw. als Prozess der Lebenszerstörung interpretiert werden, sondern ebenso als ein Prozess der 'Verlebendigung der Technik' (vgl. Saupe 1997), durch welchen die Transformationen der Technoscience insgesamt gekennzeichnet sind.

Anhand meiner These von der 'Verlebendigung der Technik' soll der kritische Impetus der so genannten 'Technisierung des Lebens' wiederum kritisch reflektiert wer-

den. Auf dieser Ebene geht es vor allem darum zu zeigen, inwiefern das Konzept der 'Verlebendigung der Technik' eine adäquatere Beschreibungsform der aktuellen technologischen Transformationen erlaubt als die Beschränkung der Kritik auf die 'Technisierung des Lebens'. Meine Intention zielt darauf, die feministische Technikkritik aus ihrem theoretischen Vakuum zu holen, das im Wesentlichen auf der kritisch gemeinten Überhöhung des Lebendigen, Natürlichen, Konkreten, etc. als politisch und theoretisch guter sowie richtiger Basis besteht.

Technologisierung des Lebens und Produktion künstlicher Natur

Um die aktuellen Verschiebungen im materialen sowie diskursiven Umgang mit dem 'Leben' zu umreißen, beziehe ich mich zunächst auf zwei Ebenen, die die ambivalente Diskussion über die Gen- und Reproduktionstechnologien prägen. Ich werde die Aspekte „Simulation und Maschinisierung" sowie „Produktion künstlicher Natur" genauer in den Blick nehmen, um zu zeigen, inwiefern die Kritik die Einschätzung der Produktion des Lebendigen immer wieder auf das abzulehnende Künstliche und damit auf den Impetus der Zerstörung von Natur und Leben zuspitzt. Die Konfrontation dieser Einschätzung mit den zu ihr konträr stehenden Auffassungen des Bezugs zwischen Leben und Technik auf der Seite der LaborwissenschaftlerInnen, TechnikerInnen und sonstigen ProduzentInnen des „neuen Lebendigen" zeigt zudem die Notwendigkeit einer neuen Verortung der Debatte, ohne die die Bedeutung von Gen- und Reproduktionstechnologien gesellschaftstheoretisch nicht zu verstehen ist.

An den Gen- und Reproduktionstechnologien wird deutlich, dass es um die Neu- und Umgestaltung von Naturprozessen geht. (vgl. Scheich 1989). Genetik und Fortpflanzungstechnologien bemühen sich von zwei Seiten um den Eingriff in die Evolution. Die aktuellen biologischen Theorien über das Leben bzw. die Lebensprozesse orientieren sich auf der einen Seite an holistischen und systemischen Sichtweisen der Natur als Organismus und seiner Selbstorganisation. Das Paradigma der Molekulargenetik auf der anderen Seite reduziert im Begriff des genetischen Codes 'Leben' auf die Funktionalität von Information[5], nivelliert Unterschiede zwischen Organischem und Anorganischem, zwischen Lebendigem und Nicht-Lebendigem[6] und reißt „das Individuum als Subjekt-Objekt in den Strudel entmaterialisierter oder technisch simulierter Geschehnisse hinein" (Trallori 1996, 8). Die neuen theoretischen Überlegungen über Natur finden dabei Entsprechungen in neuen Formen eines gesellschaftlichen Naturverhältnisses, welches eine Überschreitung der technisch-instrumentellen Naturbeziehungen der Moderne auf zwei Ebenen gleichzeitig vollzieht - als wissenschaftlich-theoretische und als technisch-politische:

„Die 'Lösungen', die von systemtheoretischen Konzeptionen für die erkenntnistheoretischen Probleme angeboten werden, haben noch eine weitere Dimension: unter der Perspektive technischer Verfügbarkeit wird die Vereinheitlichung von Natur und Technik vollzogen. Die Annäherung an die Naturprozesse geschieht durch Simulation der Wirklichkeit, die technische Nach-

bildung (mit Hilfe der Computertechnologie) bringt die Differenz von Modell und Realität, Naturerkenntnis und Technik zum Verschwinden. Äußerst problematisch ist daran, dass die Wirklichkeit zunehmend durch das Modell ersetzt wird, das zum Maßstab der Theoriebildung und Erkenntnisgewinnung wird. (...) Die wissenschaftstheoretische Gleichsetzung von Natur und Technik durch die kybernetischen und systemtheoretischen Modelle geschieht im Rückbezug auf im Forschungsprozess selbst produzierte Realität. Ein solches Vorgehen gewinnt seine Selbstverständlichkeit aus einer gesellschaftlichen Entwicklung, in der Naturerfahrung mehr und mehr begrenzt wird auf dramatische Erfahrungen mit der 'neuen Natur' und der Technisierung nahezu aller Lebensvollzüge." (Scheich 1989, 151)

So wird bspw. die Frage der Verbesserung der Lebens- und Umweltqualität unter dem Primat der Gene in den Hintergrund gedrängt, Sozialpolitik wird ersetzt durch Biomedizin und Genpolitik, Hilfe und Toleranz durch individuelle Haftung für die falschen Gene. (vgl. Kollek 1985, 85) Versinnbildlicht erscheint Satzinger diese Haltung in der Identifikationsfigur des einsamen Fötus, der auf den bekannten Fotos astronautengleich im menschenleeren Raum herumvagabundiert. Für sein Wohlergehen wird die patriarchale Fiktion Frau = Mutter = Natur verantwortlich gemacht, die im gleichen Prozess unsichtbar und entmachtet wird. 'Mann' trägt so keine konkrete Verantwortung und hält sich gleichzeitig allen emphatischen Welt- und Menschenbezug vom Leib. Eine neue individualisierte Verantwortungsethik drängt auf die technische Realisierung von Kontrolle als möglicher und notwendiger sowie sachlicher Sicherungsmechanismus gegen angebliche Verantwortungslosigkeit (von Frauen):

„Dieses psychische Grundmuster, die Geschlechterhierarchie bedingend und von ihr erzeugt, ist im Wirkungsgefüge der heutigen Wissenschaftsentwicklung eine wesentliche Determinante und für das Verständnis vom Lebendigen in der Molekularbiologie von zentraler Bedeutung. Dieses Grundmuster führt neben anderen Faktoren zu einer hochgradigen Gefährdung der Existenz des uns bekannten Lebendigen." (Satzinger 1994, 81)

Das Leben werde nun mutterlos und unsterblich, technisch und willkürlich herstellbar, lediglich eine besondere Eigenschaft oder Funktion von Atomen, die auf bestimmte Art und Weise angeordnet sind. Das Geheimnis der modernen Biologie bestehe gerade darin, von der Betrachtung des konkret Lebendigen wegzugehen und stattdessen abstrakte Eigenschaften des Lebens zu definieren, die wiederum mit dem Lebendigen (dem uns bekannten, sic!) nicht mehr viel zu tun haben, aber gerade deshalb seine grundsätzliche Veränderung erlaubten, resümiert Satzinger. (vgl. ebd. 82) Auch Trallori argumentiert in die gleiche Richtung wie Satzinger und Scheich:

„Erkenntnistheoretisch gesprochen wird die Möglichkeit der Manipulation, des Transfers genetischer Informationen von differenten Arten und ihre Neucodierung zur einzig sinnvollen Realität stilisiert. Dies birgt die Tendenz in sich, daß der technische Zugriff mit den manipulativ fabrizierten Produkten identisch gesetzt wird, wodurch die so konstruierte Technowelt als soziale Erfahrungstatsache gilt, mit anderen Worten: Entwurf, Darstellung und Wahrnehmung erhalten denselben Status. (...) So geraten Lebendiges und Lebloses, Subjekt und Objekt, Menschen und Werkzeuge zu einer immateriellen, von der Substanz abgekoppelten Botschaft. (...) Der Code, ein virtueller Ort, erlaubt es, unbelebte und belebte Materie egalitär zu behandeln, ebenso wie Zeichen unabhängig von ihren Bedeutungen." (Trallori 1996, 12)

Es entstehen maschinisierte „lebendige Systeme", menschliche Fähigkeiten wie Denken, Sprache, Bewusstsein werden auf Maschinen übertragen und ebnen allmählich die Gegensätze zwischen Natur und Technik, Materie und Geist ein. Die Kybernetik, die für sich beansprucht, Informationen in Lebewesen und Maschinen zu übertragen, setzte diesen Impuls zur Entdifferenzierung zwischen Technik und Leben. (vgl. ebd. 11-12) Diese „Logik der Technowissenschaften" (Trallori), die sich im Konzept des genetischen und binären Codes ihre Bahn bricht, strukturiert als vorantreibende Kraft die Stoßrichtung der gesellschaftlichen Transformationen. Ihr Resultat ist die „Eroberung des Lebens" (ebd. 7), in dem „Leben" millionenfach vermarktet, biologisiert, erneut vergesellschaftet und neu „erfunden" wird.[7] Und im Zuge dieser Eroberung ist der Streit um ihre Bedeutung als Heilsversprechen und Befreiung oder als endgültige Zerstörung und Vernichtung erst richtig ausgebrochen.

Seit Ende der 1980er Jahre stellt sich die Molekularbiologie affirmativ auf den Standpunkt, dass der Herstellung des organischen Lebens auf technischem Wege nichts mehr entgegensteht: Die Gentechnik könne dank der Universalität des genetischen Materials und der darin gespeicherten Information die lebende Natur über ihr ganzes Spektrum hinweg, vom einfachen Virus bis hin zum Menschen, gezielt verändern. (vgl. Trallori 1993, 54) Dass Wissenschaftler Natur entwerfen, d.h. entweder simulieren oder durch genetische Manipulation transgene Arten produzieren, beschränkt sich, so Trallori, nicht nur auf den Bereich der synthetisierenden Biologie, sondern umfasst auch die Entwürfe von computersimulierten „Organismen": „Dank computerunterstützter Techniken (CAMD) ist es möglich, völlig neuartige biologische Funktionen, Gen-Sequenzen, Chromosomen, Organsysteme hervorzubringen, sie mit 'optimaleren' Eigenschaften auszustatten, als es die Natur je tat." (ebd., 53)

Diese Projekte basieren auf einer Denkweise, in der Lebewesen bloß als Informationssysteme betrachtet werden. Ist ihr Code einmal für eine bestimmte Funktion identifiziert, kann er auch in einen artdifferenten Organismus übersetzt werden. So ist in der Verkündigung des genetischen Codes als universelles Sprachprinzip seine evolutionsübergreifende Anwendung bereits eingeschrieben. Aus diesen entwurfstechnischen Möglichkeiten leiten die beteiligten WissenschaftlerInnen schließlich ab, dass die Gentechnik ebenso komplex verfahre wie die lebende Natur. (vgl. ebd.)

Trallori und andere feministische Kritikerinnen halten diese Schlussfolgerung allerdings für ein typisches Phantasma androzentrischer Wissenschaft. Sie kritisieren nicht nur, dass sie auf expliziter Übertreibung beruhe[8], sondern insbesondere, dass das reduktionistische Verständnis der neuen Laborwissenschaften der altgedienten androzentrischen Logik entspreche:

„Im Sinne androzentrischer Logik gilt als Maßstab der Erkenntnis nicht der Wahrheitsgehalt biologischer Phänomene, wohl aber deren gewinnorientierte Produzierbarkeit. Basierend auf diesem verkürzt-ökonomisierten Naturverständnis begann der Siegeszug gentechnischer Produktionsweise. (...) Ergebnisse dieser Laborpraktiken beflügelten ihre Phantasie, den objektiven Wahrheitsbeweis ihres Forschungsansatzes erbracht zu haben, und ersparten den längst fälligen Diskurs mit den eigenen erkenntnistheoretischen Leitlinien." (ebd.)

Verbunden mit diesem reduktionistischen Erkenntnis- und Forschungstheorem ist eine nicht zu übersehende Machtoption: Wer den genetischen Code beherrscht, hat den Übersetzungsschlüssel zur Transformation der Natur, der nicht-menschlichen wie der menschlichen, buchstäblich in der Hand. Der Mensch, d.h. der moderne Bio-, Gen- oder Reproduktions-Forscher schreibt nun den Text der Evolution im Labor um und nähert sich damit dem technopatriarchalen Projekt der Autoevolution. „Nachdem die weibliche Genealogie gründlichst qua Technik getilgt und der Anteil der Frau an der Menschwerdung evolutionstheoretisch negiert wurde (...), kann er, der Mann, sich selbst aus seinem Wissen zeugen." (ebd. 58) Das Ergebnis solcher Forschungen ist nicht nur die Veränderung des Naturbegriffs, sondern der Natur selbst.

„Was hier stattfindet, ist die *Produktion* von Natur. (...) Heute wird (...) *wirklich* Natur hergestellt: Künstliche Isotope werden geschaffen, Kernprozesse werden in Gang gesetzt, die 'von Natur aus' gar nicht auf der Erde stattfinden. (...) Deutlicher noch als am Beispiel der Kernphysik wird an den Gen- und Reproduktionstechnologien, daß es nicht nur um die Herstellung neuer Natursubstanzen, *sondern ebenso um die Neu- und Umgestaltung von Naturprozessen* geht." (Scheich 1989, 134-135; Herv. i. Orig.)[9]

Diese Um- und Neugestaltung findet auf der Basis eines nicht mehr original mechanistisch-instrumentellen Naturverständnisses statt, sondern im Rahmen eines kybernetischen Naturbegriffs. Dieser geht von einer Offenheit, Dynamik und Historizität von Natur aus und ermöglicht so die Produktion von Natur im Sinne einer Prozessierung und Konvertierung statt im Sinne des älteren Verständnisses einer Generierung bzw. (Nach-) Schöpfung. (vgl. dazu Weber 2003) Dieses veränderte Naturverständnis ist die Grundlage für die Ausgestaltung von „Natur" im Prozess des Bioengineering, dem Versuch, jenseits der „natürlichen" Evolution aus organischen Substanzen biologische Geschöpfe herzustellen. Die neuen Techniken des Lebendigen wie die Entwicklung künstlicher Organe[10], Techniken des Klonierens, die Konstruktion kybernetischer Automaten und Visionen künstlicher Intelligenz führen dazu, „daß die Grenzen zwischen dem Künstlichen und dem Natürlichen, zwischen der intelligenten Maschine und dem Maschinenkörper (und damit auch zwischen Mensch und Tier) unscharf, fließend werden" (List 1994, 24). Das Spannungsverhältnis zwischen Natürlichem und Konstruiertem verlagere sich zugunsten des Artifiziellen, Hergestellten. Die alten Grenzziehungen zwischen Mensch und Maschine, Organismus und Artefakt scheinen im „Zeitalter der Technoscience" (Haraway) ihre Aussagekraft zu verlieren, die traditionellen Dichotomien zwischen Natürlichem und Künstlichem, Gewachsenem und Produzierten, Körper und Rationalität werden in neuen Körper- und Identitätskonzepten in Frage gestellt:

„Die Implosion der Dichotomien, der Zusammenbruch jener stabilen Trennungen, die kennzeichnend für die Moderne sind, rufen greifbare materielle Krisen hervor. In der Verschmelzung von abstrakt und konkret, global und lokal, von Schöpfung und Technologie, Kybernetik und Organismen sind Mischwesen entstanden, Cyborgs, deren Existenz eine materielle und epistemologische Neuordnung des Verhältnisses von Wissenschaft und Gesellschaft, von Labor und Lebensweise erzwingt." (Scheich 1996, 30)

Für Haraway, auf deren Texte sich Scheich hier bezieht, ist eine Aufhebung alter hierarchisierender Dichotomisierungen nicht nur eine Vision, sondern ein Konzept, das sowohl aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen richtig beschreibt als auch eine Gestaltungsperspektive für die Zukunft bietet oder doch zumindest in der Diskussion lassen sollte. Die feministischen Kritikerinnen hierzulande allerdings schätzen die benannten Grenzverschiebungen eher skeptisch ein. Sie sehen in der produzierten und konstruierten „künstlichen Natur" ein unwiderrufliches Indiz für Nicht-Natürlichkeit und lediglich die Fortsetzung von herrschaftsförmiger Naturaneignung durch die Technisierung von Natur:

„Konstruktivistische Argumente können der fortschreitenden Technisierung des Lebendigen in die Hände spielen. Fällt nämlich die Unterscheidung zwischen Natur und Kultur, steht der Gleichsetzung von Mensch und Maschine eine Grenze weniger im Weg; beides ist veränderbar, gestaltbar, das heißt, es kann manipuliert, vervielfältigt und ausgebeutet werden." (Bertrand 1994, 127)

Hier wird eine prinzipielle Skepsis oder gar Ablehnung gegenüber den Gen- und Reproduktionstechnologien deutlich.[11] Die feministische Kritik an den Gen- und Reproduktionstechnologien in der BRD schließt also weiterhin an den theoretischen Prämissen einer Kritik an, die auf den Fokus „Naturbeherrschung am Körper" ausgerichtet ist. Trotz unterschiedlicher politischer Strategien und Einschätzungen sind sich die Kritikerinnen meist darin einig, dass der „Umbau von Natur" durch die neuen Technologien deren Vernichtung bedeutet. Aus dieser Sicht heraus wird „das Leben" weiterhin als eine der Technik fundamental gegenüberstehende Instanz verortet, obwohl durchaus kritisch bemerkt wird, dass die technologischen Veränderungen auch die jeweils gültige Auffassung von Leben verändern.

Was sich damit prinzipiell auszuschließen scheint, ist ein gestalterischer Umgang mit den Gen- und Reproduktionstechnologien: eine aktive (Mit-)Gestaltung im Sinne einer progressiven Aneignung dieser Technologien scheint undenkbar[12], da einer Beteiligung am „technologischen Fortschritt" prinzipiell die gegenteilige Wirkung, nämlich „Vernichtung" von Natur und Stärkung des patriarchalischen und kapitalistischen Vergesellschaftungsprozesses von Natur unterstellt wird.

Es ist – übergreifend – in Hinsicht auf die Einschätzung der sog. neuen Technologien im feministischen Technikdiskurs eine interessante Diskrepanz zwischen den Perspektiven, die den IuK-Technologien, und denjenigen, die den Gen- und Reproduktionstechnologien zugewiesen werden, zu bemerken. Den einen wird mittlerweile ein potenziell grenzüberschreitender, progressiver oder gar subversiver Impetus zugeschrieben,[13] den letzteren dagegen lediglich die Stabilisierung oder Verschlimmerung des Status quo. Diese Diskrepanz ist zwar anhand einiger, an der jeweils ins Visier genommenen Praxis orientierten, Argumente nachvollziehbar, aber sie scheint letztlich doch nicht wirklich begründet. Beispielsweise sind die IuK-Technologien weder prinzipiell unabhängiger von ökonomischen, politischen (militärischen) etc. Interessen als die Gen- und Reproduktionstechnologien, noch sind sie per se ungefährlicher – siehe die Diskussion über Datenmissbrauch, Computerviren etc. Nur wird diese Kritik nicht

mehr so energisch thematisiert. Andersherum ist ebenfalls nicht einsehbar, warum trotz solcher (und weiterer) Einwände, die bei der Bewertung der Gen- und Reproduktionstechnologie gerade deren explizite Ablehnung hervorrufen, diese nicht doch auch als prinzipiell gestaltbar - sogar im Interesse von Frauen - begriffen werden könnten, ohne damit gleich in die These der Existenz einer neutralen Technik einstimmen zu müssen. Dem Phänomen einer so weit auseinanderfallenden Bewertung wäre m.E. weiter nachzugehen. (vgl. Saupe 2002, 91-92)

Strategien der Life Sciences

Im Kontext der Technoscience sind aus den Gen-, Bio- und Informationstechnologien heute zusammenfassend die sog. Life Sciences entstanden. Sie thematisieren inzwischen offensiv die Frage nach der Tendenz zur Auflösung der Dichotomie zwischen Natürlichem und Künstlichem, wie sie sich bspw. in der Annäherung neuer Maschinen an biologische Systeme ausdrücke. So besteht die Zielrichtung der Artificial Life-Forschung in der Erforschung und Entwicklung von technischen Systemen, die charakteristische Verhaltensweisen natürlicher lebender Systeme aufweisen, d.h. derjenigen, die man im „alten" Sinne als natürlich bezeichnet. (vgl. dazu Weber 2003)

„Wissenschaftler haben ihre Gedanken theoretisch gebündelt, um bestimmte Fragen an die Materie zu stellen, die sie sozusagen in ihrem Sinne informationstheoretisch beantwortet hat. Als Folge haben wir zu notieren: Das Gen figuriert als kleinstes Lebenspartikel, ausgestattet mit einem Code, der durch vier Buchstaben charakterisiert ist und das Modell einer universalen Sprache darstellt. (...) Das Konstrukt des Codes ist Ausdruck einer technischen Erschließung zwischen der transklassischen Maschine und dem Lebendigen. Nachdem das Leben als Sprachwerk und nicht mehr als Uhrwerk, jedoch als Botschaft von Elementen und Zeilen aufgefaßt wird, ist es analytisch partialisiert und damit entschlüsselbar geworden. (...) Der binäre Code und der genetische Code - Konzepte und Verfahren zur Entschlüsselung von formallogischen und biologischen Daten - schließen den Zirkel zwischen den Bio- und den Computertechnologien. Mit der Modellvorstellung der universalen Sprache wird eine neue Beziehung zwischen Technik und den 'lebenden Systemen' geknüpft. Diese Verbindung geht über einen metaphorischen Schulterschluß hinaus. Die Kybernetik, die für sich beansprucht, Informationen in Lebewesen und Maschinen zu übertragen, setzt den Impuls zur Entdifferenzierung von Technik und Leben." (Trallori 1996, 10-11)

Als einen Vertreter für die extreme Auslegung dieser Ziele rekapituliert Barbara Becker die Visionen Kevin Kellys, des Herausgebers der Internet-Zeitschrift 'Wired'. „Sie [die zu erwartenden neuen Maschinen] werden Eigenschaften haben, die sie in die Nähe von biologischen Systemen bringen: Sie werden adaptionsfähig sein, sie können sich aus sich selbst heraus entfalten (...), sie werden elastisch, unbeschränkt und unbegrenzt in ihren Möglichkeiten aufgrund hochkomplexer Verschaltungen werden. Darüber hinaus wird unterstellt, daß sie zu autonomen, nicht länger zentral gesteuerten und kontrollierten Aktionen in der Lage seien und überhaupt eine Offenheit und Durchlässigkeit aufzeigen würden, die unvorhersehbare Entwicklungen ermögliche. (...) Wenn diese [Entwicklung] weiter fortschreitet, (...) dann zerflösse die Grenze zwischen künst-

lichen und natürlichen Systemen, dann zeige Technik Eigenschaften, die traditionell der Natur zugeschrieben wurden." (Becker 2000, 49-50) Im Bereich der Life Science-Forschung sollen in Anlehnung an die Wirkungsweise und den Aufbau natürlicher Organismen in Zukunft autonome Artefakte konstruiert werden, die sich in ihren Umwelten eigenständig zurechtfinden und in Anpassung an die jeweiligen Bedingungen komplexe Eigenschaften herausbilden. Das autonome, selbstorganisierte Verhalten solcher Artefakte ist dabei bislang das wesentliche Kriterium und verweist auf die Wandlung des Lebensverständnisses überhaupt: 'Leben' gründet sich hier nicht mehr wesentlich auf die Entwicklung von hochkomplexen Strukturen aus einer Keimzelle, sondern allein auf die Aspekte Selbstorganisation und Selbststeuerung. Der Aspekt der Selbsterzeugung bleibt dabei ein orientierendes Fernziel.

Die Gen- und Biotechnologie beinhaltet eine weitere Schwerpunktsetzung des Life Science-Denkens:

„Die avancierteste Interpretation [der Funktionsweise lebender Organismen] kappt den Ursprung, die Keimzelle, und generiert Leben zu einem sich selbst herstellenden Subjekt: 'Leben organisiert sich selbst', heißt es dann (...). In diesem Konzept wird die Materie als purer Ideenträger, als immaterielles Programm begriffen und die systematische Überbrückung des cartesianischen Dualismus angebahnt: Die Materie 'hat die Idee ihrer Selbstorganisation, ihrer Entfaltung, aller Baupläne und Aus-Formungen in sich'. (...) Gemäß diesem wissenschaftslogischen Postulat vollzieht sich die gentechnische Praxis: Genetische Informationen aus den verschiedenen biologischen Medien können im Labor zu neuartigen, trickreichen Varianten synthetisiert werden." (Trallori 1996, 11-12)

Trallori erklärt hier zwar treffend die Struktur der modernen Biologie, aber sie interpretiert die Produkte dieser Synthesen im Weiteren doch einseitig als Manipulationen, die den technischen Zugriff mit den fabrizierten Produkten identisch setzen. Es werde nämlich die Neucodierung genetischer Informationen zur einzig sinnvollen Realität stilisiert. Ihr Vorwurf lautet, dass die so konstruierte Technowelt dann als soziale Erfahrungstatsache gelte, womit Entwurf, Darstellung und Wahrnehmung denselben Status erhielten. Sie vergleicht diese Einebnung von Wirklichkeit mit den Realitätskonstruktionen im Computer:

„Auch die transklassische Maschine spiegelt diese Wirklichkeitskonstruktion wider. Der Computer rechnet, gestaltet und setzt Zeichen um, ohne Referenz auf irgendeine Aussagekraft der zu verarbeitenden Informationen, er ist ein 'universeller Zeichenmanipulator' (...). Sofern Informationen in Bits, 'die Atome der Computerwissenschaft' (...), transferierbar sind, können sie beliebig ausgetauscht und verändert werden. (...) Der Code, ein virtueller Ort, erlaubt es, unbelebte Materie und belebte Materie egalitär zu behandeln, ebenso wie die Zeichen unabhängig von ihren Bedeutungen. (...) Maschinisierte 'lebendige Systeme' und 'verlebendigte Maschinen' bewegen sich aufeinander zu." (Trallori 1996, 12)

Trallori sieht hier in der Entwicklung der neuen Technologien – ebenso wie ich – eine Tendenz zur 'Verlebendigung der Technik'. Allerdings verrät ihre Interpretation dieses Geschehens eine eher wieder entfremdungskritische Konnotation, indem sie die Attitüden der Life Science-ForscherInnen und -TechnologInnen einseitig als Manipulati-

on und Verfälschung von Wirklichkeitskonstruktionen kritisiert. Damit verfehlt sie aber die m.E. gebotene Beschreibung der Dialektik des aktuellen Geschehens.

Ihre Einschätzung ließe sich nämlich auch anders wenden. Für eine solche Wendung möchte ich an einen spezifischen Aspekt der von Trallori zitierten Ausführungen noch einmal anknüpfen. In einem Nebensatz spricht Trallori davon, dass Leben in den modernsten Definitionen der Biologie wie ein Subjekt definiert werde: eben als autonom, selbstorganisiert und selbstreproduzierend. Genau dieser Aspekt verweist auf einen besonderen Status dieser Definition. Einerseits ist es zwar trivial, dass wir das Leben oder das Lebendige mit diesen Eigenschaften von Subjektivität[14] verbinden, denn schließlich ist damit exakt das Paradigma von Subjektivität und Leben in der Moderne beschrieben. (vgl. Eisel 1991) Was jedoch nicht trivial ist, ist die Tatsache, dass Trallori treffend beschreibt, wie genau diese moderne Ausdeutung des Lebendigen, des Subjektiven heute in die Idee von Maschine eingeht. Das heißt, dass Maschinen heute auch solche Eigenschaften zugewiesen werden sollen, die bisher dem Subjekt vorbehalten waren. Es werden heute nicht von ungefähr - besonders in den Informationstechnologien - deren „kreative", „autonome", ja „lebendige" Fähigkeiten und nicht mehr ihre reine Funktionalität und Linearität konstatiert. Die Umstellung von einer rein mechanistischen bzw. kybernetischen Vorstellung auf eine der „Subjektivität" von Maschinen bzw. des Maschinellen haben auch die französischen Philosophen Felix Guattari und Pierre Lévy thematisiert. Guattari fasste dabei das Konzept der autopoietischen Maschine sogar als eine allgemeine Erweiterung des Verständnisses von „Maschine" zu einem maschinischen Gefüge auf, wobei er feststellte, dass diese Gefüge Individuierungsprozesse durchlaufen, die „alle Arten von Beziehungen zu sozialen Komponenten und individuellen Subjektivitäten" (Guattari 1995, 118) einbeziehen. Guattaris Kollege Lévy beschreibt die Konsequenzen dieser Neuformulierung des Maschinischen folgendermaßen:

„Tatsächlich würde eine rein 'objektive' Maschine, die nicht von Subjektivität durchdrungen, belebt und gefüttert würde, nicht eine Sekunde lang halten, dieses leere und trockene Gehäuse würde sofort zerfallen. Die Subjektivität kann also nicht im Blickwinkel oder in der ‚Repräsentation' bestehen, sie instituiert und realisiert. [Das heißt also auch, sie ist materialisiert und funktioniert nicht immateriell. Anm. A.S.] Andererseits formt und erhält sich Subjektivität nur in verschiedenen maschinischen Gefügen, unter denen im menschlichen Maßstab die biologischen, symbolischen, medialen und sozio-technischen Gefüge einen zentralen Platz einnehmen." (Lévy 1995, 107)

Diese Art und Weise, den autopoietischen Maschinentypus einzukreisen, erinnert stark an Haraways Idee, den Cyborgs sowohl objektive als auch subjektive Aspekte zuzuschreiben. (vgl. Haraway 1995) Die inhaltlichen Abgrenzungen zu einem rein mechanistischen Verständnis von Maschine sind allen hier zitierten Protagonisten gemein. Sie behaupten, dass ein Paradigmenwechsel gewissermaßen „in der Technik selbst" stattgefunden habe. So bleibt die Beschreibung des Subjektstatus' von „Maschinen", nicht in einer metaphorischen Kritik am Technologischen hängen, wie ihn besonders die entfremdungstheoretisch orientierte Technikkritik lange vertreten hat. Vielmehr

wird hier nicht nur ein Technizismus beklagt, der die sozialen Verhältnisse okkupiert und zerstört, sondern auch den neuen 'verlebendigten Maschinen' tendenziell ein optimistischer Impetus gegeben, ohne grundlegende gesellschaftliche, entmenschlichende Strukturen zu ignorieren Diese können gerade erst im Kontext einer vollständigeren Beschreibung hervortreten. So ist auch das fortschreitende Eindringen der Maschine in den Körper, wie es beispielhaft am Phänomen der Produktion von Cyborgs debattiert wird, ebenso als eine 'Verlebendigung der Technik' charakterisierbar. Und zwar gerade von demjenigen Standpunkt aus, der das mechanistische Paradigma des Technologischen kritisierte, könnte die/der Cyborg nicht lediglich als eine konsequente Fortführung der mechanistischen Okkupation des Organischen, sondern ebenso als eine Annäherung der Maschine an das Organische bzw. das 'Leben' interpretiert werden. So verschwindet nicht das Lebendige endgültig in der Maschine, wie viele KritikerInnen argumentieren, sondern Maschinen werden 'verlebendigt'.

Haraway und die zitierten französischen Philosophen fordern, sich auf die neuen Artefakte im Sinne einer gezielten Selbstbefreiung durch reflektierte Wiederaneignung von Technik einzulassen. Es geht ihnen um Maschinen, die sich begehren lassen, ohne das Begehren zu eliminieren. Diese Art und Weise, sich Maschinen anzunähern, impliziert jedoch kein unkritisches Unterfangen, sondern, worum es den zitierten AutorInnen m.E. geht, ist ein vielseitiges, gesellschaftspolitisches und darin der gegebenen technologisch-ökonomischen Rationalität kritisch gegenüberstehendes „Gestalten". (vgl. Saupe 1998)

Vergesellschaftung von Natur und die Thermodynamik der Ausbeutung reproduktiver Systeme

Einen Ansatz zu einer explizit gesellschaftstheoretischen Verortung der bisher beschriebenen Prozesse in der Technoscience bietet die konstitutionstheoretische Sichtweise, wie sie Scheich und Eisel/Schultz für die Reflexion der Vergesellschaftung von Natur eingenommen haben.

Scheich beschreibt drei Ebenen der Vergesellschaftung von Natur, die sich historisch im neuzeitlichen Prozess von „Naturbeherrschung" herauskristallisiert haben: Erstens die Verwandlung von sog. primärer in abstrakte, gesellschaftliche Natur, wie sie dem mathematischen Denken bzw. der naturwissenschaftlichen experimentellen Praxis inhärent ist. Zweitens die Umformung dieser abstrakten Natur in ihre Realabstraktion (als eine Form der Konkretion), wie sie exemplarisch als Konstitution von industrieller Technik beschreibbar wird. Drittens verfolgt Scheich den Prozess der Objektivierung von gesellschaftlicher Natur. Diese Objektivierungen von gesellschaftlicher Natur werden durch die Naturwissenschaften in Form von Naturalisierungen von Gesellschaftlichkeit produziert. D.h., neben den Formen abstrakter Vergesellschaftung auf den Ebenen von Politik (d.i. das bürgerliche Subjekt) und Ökonomie (d.i. die Arbeitskraft als Ware) werden Körperlichkeit, Geschlechterverhältnisse, Psyche, usw.

als neue Naturformen konstituiert sowie naturwissenschaftlich konstruiert. (vgl. Scheich 1993)

Scheichs Erkenntnisse können hier nur kurz zusammengefasst, bilden jedoch die wesentliche Grundlage für meinen theoretischen Ansatz: Ausgangspunkt der erkenntnistheoretischen Position Scheichs bildet die Analyse des Zusammenhangs zwischen Warenform und Denkform durch Alfred Sohn-Rethel (1978). Für die Entstehung neuzeitlicher Naturwissenschaft beschreibt Sohn-Rethel die Konstitution einer zweiten Gesellschaftlichkeit im Experiment. Diese bewirkt eine Verdopplung der Gesellschaftlichkeit der Warendinge; ihre erste Gesellschaftlichkeit besteht in ihrer durch formale Vergesellschaftung konstituierten, während die zweite Gesellschaftlichkeit ihrer Naturalform entspricht. Mit dieser Unterscheidung gelingt eine differenziertere Betrachtung des Antagonismus von Natur und Gesellschaft. Denn nicht nur, was Gesellschaft(lichkeit) ist, hat sich verdoppelt, sondern auch, was Natur „ist"! Das heißt, unter den fortgeschrittenen Bedingungen formaler Vergesellschaftung ist nun das, was zuvor als erste, nicht beachtete Natur dem Gesellschaftlichen gegenüberstand, selbst (teilweise) unter die Prinzipien formaler Vergesellschaftung subsumiert und zur zweiten gesellschaftlichen Natur, zur Naturalform, geworden. (vgl. dazu Scheich 1993 u. Saupe 2002, Kap. 4.1)

Letztlich bedingt - Scheich zufolge - die Tatsache der Verdopplung der Gesellschaftlichkeit in formale Vergesellschaftung auf der Ebene abstrakter Naturerkenntnis und in produzierte Gesellschaftlichkeit, die sich in den Naturalformen technisierter Naturaneignung zeigt, den Prozess der Ausgrenzung aller „noch nicht-formalisierter Bereiche" der Gesellschaft. Diese Bereiche sind diejenigen, die die Reproduktionssphäre der Gesellschaft bilden, wie z.B. die Sphäre der weiblichen Reproduktionsarbeit. Sie werden als „Natur" ausgegrenzt:

„[D]iese Dimensionen von Gesellschaft und ihres Verhältnisses zur Natur sind einem Gesellschaftsverständnis, das an formale Vergesellschaftung oder auch an rein arbeitsteiliger Warenproduktion orientiert ist, fremd, mehr noch: sie erscheinen dem Gesellschaftlichen entgegengesetzt [nämlich als Natur; A.S.]." (Scheich 1993, 37)

Mit der Evolutionstheorie erfolgt - so Scheich weiter - ein spezifischer Schritt der durch Naturwissenschaft vollzogenen Aneignung von Natur. Die Evolutionstheorie (also Darwins Theorie und die ihn umgebende zeitgenössische naturwissenschaftliche Theoriebildung) hat zum einen an der Konstitutionsgeschichte der - erneuten - Ausgrenzung der Frauen durch die Festschreibung des biologisierten Geschlechterverhältnisses Teil und ist zum anderen Reflexion der sozialen Wirklichkeit der allgemeinen Diskriminierung der „weiblichen Reproduktivität":

„Im evolutionären Denken und in den gesellschaftlichen Verhältnissen, die es ermöglichen wie begrenzen, ist das spezifisch Weibliche, die Verknüpfung von Frau und familialer Reproduktion als Naturideal weiblicher Bestimmung, nicht Produkt, sondern Voraussetzung. Die biologischen Grundkategorien repräsentieren zentrale Bedingungen der bürgerlichen Vergesellschaftung, die in der Realabstraktion [in Form der objektivierten biologischen „Naturtatsachen"; A.S.] zwar negiert werden, jedoch im Entstehungszusammenhang der Evolutionstheorie als gesellschaftliche Strukturmomente sichtbar gemacht werden können und die konstitutiv in das biologische Denken einge-

gangen sind. (...) Die vorausgegangenen patriarchalen Traditionen fortführend, war die Biologie vor das Problem gestellt, mit der Gleichzeitigkeit von Negation und Aneignung weiblicher Produktivität umzugehen, die Tatsache weiblicher Beteiligung an der natürlichen Fortpflanzung auf eine Weise zu ihrem Gegenstand zu machen, dass die gesellschaftliche Vorrangstellung des Mannes nicht in Frage gestellt wird. Die Identifizierung des weiblichen Geschlechts mit den gesellschaftlichen und biologischen Funktionen der Reproduktion erlaubte das Resultat, einen Begriff der Natur, der die menschliche Existenz mit einbezieht durch die *Funktionalisierung* des Weiblichen für eine männliche Genealogie." (ebd. 266/267, Herv. i. Orig.)

Die naturwissenschaftliche Objektivierung der Geschlechter*differenz* „erzeugt" so eine neue gesellschaftliche Realität, die das Geschlechterverhältnis sowohl ideologisiert als auch biologistisch naturalisiert. Dies geschieht auf der Basis der im Begriff der „Art als Reproduktionseinheit" (Scheich) zum naturwissenschaftlichen Fakt gewordenen Geschlechterdifferenz und zum Nachteil der Frau(en), die darin als „objektiv" reproduktives gegenüber dem männlichen als „objektiv" produktivem Geschlecht *gesetzt* wird. Gerade diese Sichtweise, dass aus ideologisierten Vorstellungen und Begriffen reale, „objektive" empirische Fakten werden, ist - erkenntnistheoretisch betrachtet - im üblichen Konzept von Ideologiekritik, mit der bislang meist biologistische Implikationen kritisiert wurden, gar nicht enthalten. Deshalb erweitert Scheich mit der konstitutionstheoretischen Analyse das Wirkungsspektrum feministischer Kritik. Sie kann auf diese Weise den Vorgang der Objektivation von ideologischen Grundannahmen in der Biologie über die Durchsetzung von Ideologie hinaus als 'Realabstraktion' interpretieren mit folgendem Resultat:

Abstraktion von Konkretheit ist hier im selben Vorgang ihrer Verwirklichung die Konkretion des Abstrakten.[15] Dieser Abstraktions- und Konkretionsprozess verweist im Laufe der geschichtlichen Entwicklung zunächst die Frauen unter den Primat von Weiblichkeit in den Status von Natur, während die Kategorie Geschlecht im Zuge der Verwissenschaftlichung der Biologie als naturwissenschaftlich verobjektivierte Form von sexueller Differenz zur Naturalform gemacht wird. 'Geschlecht' wird also durch Abstraktion als neue Idee von konkreter Natur konzipiert.

Scheich entwickelt auf dieser Basis einer konstitutionstheoretischen Analyse der wissenschaftlichen Verobjektivierung von Natur eine Systematik, mit der diese Dynamik der Konstitution von Naturalformen verstanden werden kann. Allerdings beschreibt sie selbst diese nicht explizit als eine „Verallgemeinerung" der Naturalform, wie ich sie in meiner Arbeit interpretiert habe. (vgl. Saupe 2002, 268ff.) Scheichs Überlegungen laufen nämlich implizit darauf hinaus, dass auch das modernste naturwissenschaftliche Denken eine neue Form von „Natur" konzipiert. Diese zuletzt in der Technoscience neu konzipierte Form von Natur ist - meiner Interpretation nach - „das Leben", welches den gesellschaftlichen Ort der Ökonomie des Kapitals als „Ressource" zugrundeliegenden „reproduktiven Ökonomie" (Eisel 1986) einnimmt. „Leben" ist dabei mit Frauen („weiblicher Produktivität") und ökologischer Natur besetzt. Im aktuellen Schritt der Vergesellschaftung wird diese Form von Reproduktivität wiederum ökonomisch integriert, d.h. ausbeutbar gemacht. Gesellschaftlicher Ausdruck dieser Form sind bspw.

der Kampf um die biotechnologischen Produkte und „Gesundheit" als Ware sowie die Konvergenz genetischer und künstlicher (binärer) Programme in Hinblick auf „Information" und „Intelligenz".[16]

Insofern konnten Scheichs Ausführungen in Hinblick auf die Strukturen in der Technoscience „verlängert" werden, womit sie zu einer entscheidenden Differenz des Verständnisses von Technik/Technologie im Kontext der aktuellen Vergesellschaftungsdynamik von Natur beitragen: Diese Sichtweise ermöglicht es schließlich, die heute erfolgenden Aneignungsformen von Natur nicht als strengen Bruch, wie er z.B. in der Formel von der Zerstörung des Lebendigen vorliegt, zu interpretieren, sondern vielmehr als sich wandelnde Struktur des (kapitalistischen) Vergesellschaftungsprozesses von Natur in ihrer doppelten Form als „Ausgrenzung durch Naturalisierung" und gleichzeitiger „Integration durch Aneignung" (Scheich).

Mit Eisel lässt sich diese Theorie um einen wesentlichen Aspekt ergänzen, nämlich um den der *technologischen Subsumtion* von „Natur". Eisel entwickelt anhand der Analyse der Struktur des Mensch-Maschine-Systems als Subjekt des Kapitals einen gesellschaftstheoretischen Rahmen zum Verständnis der Aneignung und Subsumtion so genannter „reproduktiver Systeme" der Gesellschaft. Er bezeichnet diejenigen Bereiche, die dem produktiven System der Arbeit bzw. dem Produktionsprozess vorgeordnet sind, als reproduktive Systeme. Als solche Bereiche nennt er nicht nur die Reproduktionsfunktion der Frau(en) und die ökologische Natur, sondern auch die Landschaft/Landwirtschaft, die Kopfarbeit im Sinne von Kreativität und die so genannte Dritte Welt (vor allem unter dem Aspekt der Subsistenzwirtschaft). (vgl. Eisel 1986, 151ff.)[17] Meiner Erkenntnis nach ist eben auch „das Leben" gesellschaftsthoeretisch als reproduktive Ökonomie zu betrachten.

Während im kapitalistischen Produktionsprozess die Ausbeutung darin besteht, die Produktivität der Arbeit im Rahmen der Aneignung des absoluten und relativen Mehrwerts innerhalb des Mensch-Maschine-Systems kalkuliert zu nutzen, liegt im Fall der reproduktiven Systeme die Ausbeutung darin, dass die Produktivität zwar „genutzt" wird, aber gleichzeitig als Nicht-Produktivität gesellschaftlich gesetzt ist, also ökonomisch nicht als Wertgröße auftritt.[18] Die Produktivität wird genutzt, indem die Leistungen der reproduktiven Systeme ohne Entlohnung und ohne Rücksicht auf ihre Reproduktionserfordernisse angeeignet werden, wie dies anders bei der Lohnarbeit der Fall ist. Die reproduktiven Systeme haben - aus dieser Perspektive gesehen - Anteil an der Wertproduktion allerdings insofern, als ihre Produkte „geraubt" werden. Das heißt, sie werden in anderer Art und Weise angeeignet als die Lohnarbeit vom Kapital ausgebeutet wird, nämlich nicht vertraglich geregelt, sondern durch „etablierte" Strukturen direkter Machtausübung. Die Möglichkeit überhaupt sowie die Art und Weise der Ausbeutung der produktiven Tätigkeiten in der Arbeit impliziert dabei das Aneignungsverhältnis mittels Raub gegenüber den reproduktiven Ökonomien.

Für die Arbeit folgt daraus, dass sie vollständig aus dem Naturzustand gelöst ist, denn sie hat einerseits *ökonomische Wertform* und andererseits *technologische Wert-*

form erhalten. Ökonomische Wertform hat sie in Gestalt des Lohns und als variables Kapital. Sie „existiert" als Ware innerhalb des Tausches, in der Zirkulationssphäre und als Kostenfaktor im Kapitalumschlag. Technologische Wertform hat sie als Teil des Mensch-Maschine-Systems in Gestalt von 'Kraft' erhalten. Sie wird innerhalb der Produktionssphäre als „konkrete Arbeit" an die Maschine angehängt und zur Steigerung der (Mehr-)Wertproduktion als Kraft optimiert.

Eisel behauptet im Rahmen seiner Analyse der Marxschen Werttheorie, dass das 'produktive System' (Kapital und Arbeit) aus dem 'reproduktiven System' Produktivität schöpft, dies aber verschleiert. Ohne Antrieb von „außen" kann das produktive System nicht „arbeiten", deshalb muss es auf die Produktivität seiner „Umwelt" zurückgreifen, auch wenn es diese Produktivität gesellschaftlich als „Natur" und damit als unproduktiv betrachtet. Bei der Ableitung dieser These interpretiert Eisel die Mehrwerttheorie in Analogie zur Thermodynamik. Die Thermodynamik formuliere nämlich als physikalische Theorie dasselbe Verhältnis zwischen produktivem System und Systemumgebung, wie es sich in der Mehrwerttheorie wiederfinde:

„Die thermodynamischen Sätze machen Aussagen über Wertgrößen von Energie unter folgenden Systembedingungen: In einem geschlossenen Arbeitssystem wird Arbeit geleistet; sie wird als Energie konvertiert in eine andere Form. Diese Aussage über die Wertgröße lautet, daß von der ursprünglich geleisteten Energiemenge etwas rechnerisch verloren geht, ein 'Rest', der quasi fehlt, wenn man diese konvertierte Energie in einer Art Kreisprozeß wieder in das Ausgangs-System zurückführt. [Daraus folge,] daß, wenn dieser Kreisprozeß als stabiles System von Arbeitsleistung/Energieaustausch faktisch funktionieren soll, das System, was Arbeit leistet, immer mehr Arbeit leisten muß, als es an äquivalenten Energiegrößen zurückerhält." (ebd. 147)

Der „Rest", der dem Arbeit leistenden System rechnerisch in einer fiktiven Bilanz abhanden kommt, muss daher faktisch in der Systemumgebung erarbeitet und dem Arbeitssystem zugeführt werden.[19]

Eisel dekliniert diesen Ansatzpunkt in seiner Analyse für die Kategorien Arbeit, Mehrwert und Kapital auf politökonomischer Ebene für die Implikationen der Thermodynamik mit ihrem Problem des - unerklärten - Verlustes von Energiepotenzialen (Entropie) durch und kommt zu folgender Einsicht: Im thermodynamischen System reicht der Energiebetrag, der in einem Kreisprozess von Energieumwandlungen zurückgeführt werden kann, nicht für die unveränderte Stabilität im System der Arbeitsleistungen aus, da der Betrag der in Entropie verwandelten Energie fehlt. Deshalb muss Energie von außen zugeführt werden, denn es gibt - physikalisch gesehen - kein Perpetuum mobile: Arbeitende Systeme arbeiten nur, weil und solange ihnen Energie zugeführt wird. Der ökonomische Prozess dagegen erscheint und funktioniert *wie* ein Perpetuum mobile, da die über den Lohn zurückgeführte „Energie" ausreicht, um den Arbeitsprozess unverändert in Gang zu halten. Während also im thermodynamischen System die Entropie als Mangel an erzeugter Energie auftritt, tritt sie in der politökonomischen Betrachtung der Einheit des Systems von Kapital und Lohnarbeit als Mehrwert und damit quasi als zusätzliches und scheinbares Plus an „Energie" auf. So wird der Mangel gar nicht spürbar, weil das System selbst als ganzes wiederum auf einem

System aufsitzt, aus dem es unbezahlte Arbeit schöpft, die des reproduktiven Systems „weiblicher Produktivität":

„Es ist als ökonomisches Basissystem permanenter so genannter 'erster ursprünglicher Akkumulation' von Arbeitsleistung, Emotionalität, Erotik, Fürsorge usw. verbunden mit dem anderen Energiesystem und zwar als systematisch atomisierte, weil 'private', also nicht als gesellschaftliche 'Ökonomie' ausgebildete, Reproduktion des 'Agenten' dieses 'thermodynamischen' Werteproduktionssystems." (Eisel, zit. n. Schultz 1993, 107)

Eisel zeigt, dass sich der Lohn zur Reproduktion des Arbeiters deshalb als Äquivalent für seine Arbeit ergibt, weil ihm die unbezahlte Reproduktionsarbeit der Frauen als Gebärerinnen, Hausarbeiterinnen und Liebhaberinnen zur Verfügung steht. Der „Mangel" an Arbeitsleistung im System, der durch den fehlenden „Energiebetrag" entsteht, wird auf der Wertebene nicht durch den Mehrwert, der vom Kapitalisten reinvestiert wird, abgedeckt, da diese Investition zur Rationalisierung und damit zur Wachstumsankurbelung des Systems dient, sondern - bezogen auf den Status quo der Systemstabilität - durch die reproduktive Arbeit der Frau. Einerseits merkt der Arbeiter also nicht, dass er „unbezahlte Arbeit" leistet, da er ja mehr oder weniger „gerechten" Lohn (gemessen an den durchschnittlichen Lebenshaltungskosten) bekommt. Andererseits wird das Faktum, dass der Arbeiter „zu viel" arbeitet, also auch einen höheren Bedarf an „Energie" für die Reproduktion zur Verfügung hat, durch das reproduktive System ausgeglichen.[20]

Das ökonomische System verhält sich damit „gewitzter" als die Natur in der Physik, indem es einerseits einen Modus gefunden hat, jene „Entropie", die von außen kompensiert wird, zu reinvestieren, um das Arbeit leistende System intensiver arbeiten zu lassen, und indem es andererseits die Systemumwelt als ausgegrenzte über ausbeuterischen Raub unerkannt eingrenzt. Die Grundlage des Wachstums bildet somit die Arbeit der Frau als reproduktives „Wärmereservoir", die es ermöglicht, den „Mangel" nicht spürbar werden zu lassen und den eigenen „Wärmetod" aufzuschieben. Damit wird die Fiktion der Existenz eines Perpetuum mobile erstellt und aufrechterhalten. Das ökonomische Perpetuum mobile ist deshalb eine Fiktion, weil es - als physikalisches System - als „äußeren Antrieb" die Ausbeutung des reproduktiven Systems braucht.

Diese thermodynamische Interpretation im Rahmen der Analyse der Kritik der politischen Ökonomie durch Eisel erklärt m.E. deutlicher - da auf einer internen Ebene der Kapitalkritik - als Scheich es tut, inwiefern die Raubsphäre im Kapitalismus nicht nur ein „Abfallprodukt" der Verwertungsrationalität des Kapitals ist, sondern eine unmittelbare Notwendigkeit des Systems im Sinne eines gesicherten Systemerhalts.[21] Reproduktionsnotwendigkeit besteht nicht nur im Innern des Systems als Reproduktion der Arbeitskraft, sondern ebenso für das System „als Ganzes", d.h. es muss eine gewisse „Nachhaltigkeit" in Hinsicht auf die Existenz der reproduktiven Systeme gewährleistet sein. Es lässt sich also im Rahmen der Interpretation von Natur als reproduktivem System zeigen, „daß es eine Notwendigkeit für das kapitalistische System gibt, 'Natur' ohne Reproduktionskalkül als notwendigen externen Input für die innere

Dynamik des Systems zu nutzen" (Schultz 1993, 112). Auf der Ebene der Thermodynamik kann diese Notwendigkeit rekonstruiert bzw. unmittelbar einsichtig gemacht werden. Insofern bestätigt diese Argumentation einerseits die Analyse Scheichs, indem sie zeigt, dass ihre Interpretation einer permanenten Ausbeutungsrelation gegenüber Frauen und „Natur" (verallgemeinert also gegenüber den reproduktiven Systemen) gegeben, also keine Fiktion ist. Andererseits konnte auf der Basis der Analogisierung von Thermodynamik und Politischer Ökonomie jedoch deutlicher als mit Scheich gezeigt werden, dass die Reproduktionssysteme der kapitalistischen Ökonomie in deren übergreifender System-Logik gänzlich integriert sind (Subsumtionsmodell von Wert), weshalb Eisel die 'reproduktiven Systeme' allgemein als 'reproduktive Ökonomien' kennzeichnet. (vgl. Eisel 1986)

Von daher ist die Analyse „weiblicher Produktivität" zwar als ein paradigmatischer, weil für die Entwicklung der industriekapitalistischen Produktionsweise konstitutiver „Fall" eines solchen reproduktiven Systems anzusehen, es wird jedoch auch klar, dass die „weibliche Produktivität" nicht als einzige zur Erklärung der Ausbeutungsrelation gegenüber Natur im Industriesystem herangezogen werden kann.[22] Vielmehr ist das Feld der reproduktiven Systeme auf der werttheoretischen Ebene als eine allgemeine Reproduktionsnotwendigkeit des Industriekapitals zu betrachten.[23] Das impliziert, dass sich die „Inhalte" eines reproduktiven Systems, gemessen an den Formen der kapitalistischen Verwertungsmechanismen, verschiedenartig erweisen können und historisch wandelbar sind.

Schultz analysiert diesen Zusammenhang für das im ökologischen Kontext relevante Problem der Nutzung von Naturproduktivität. Bei dieser handelt es sich ebenso wie bei der Ausbeutung der Arbeit der Frau(en) um „vermiedene Kosten", die allerdings nicht bezogen auf das variable Kapital, sondern bezogen auf das konstante Kapital eingespart würden. Es sei (noch) nicht notwendig, Anteile des erwirtschafteten Mehrwerts in Maschinen, die die Erhaltung der Umweltmedien berücksichtigen, zu investieren, sondern die natürlichen Systeme könnten (noch) einfach genutzt werden. Maßgebend ist jedoch, dass die ökologische Natur zunehmend nicht kostenlose Produktivkraft bleibt, sondern analog zur Arbeit als produktive und zu reproduzierende Einheit in den Verwertungsprozess einbezogen wird. Dies entspricht ihrer Subsumtion „als Maschine" in die Verwertungsrationalität des Kapitals. Ob die technologische Subsumtion der ökologischen Natur auch ihre ausreichende Reproduktion gewährleistet (als Basisproblem gilt hier die „Umweltkrise"), ist dabei zunächst gleichgültig. (vgl. Schultz 1993, 121ff.)

Fazit

Die „weibliche Produktivität" sowie die ökologische „Naturproduktivität"[24] wurden (bisher) als 'reproduktive Systeme', d.h. als aus der Sphäre der Gesellschaftlichkeit ausgeschlossene, über Raub angeeignet und dabei selbst *nicht* - wie die Arbeitskraft -

reproduziert. Deshalb kann auch davon gesprochen werden, dass sie allmählich „zerstört" werden. Der Diskurs über die ökologische Krise handelt genau davon, dass ökologische Natur zerstört wird, wenn sich in Hinsicht auf die Ausbeutungsform von Natur nichts ändert. Genau dies geschieht jedoch heute im Kontext des Diskurses einer Ökologisierung von Gesellschaft und Ökonomie. Natur wird funktional integriert und technologisch subsumiert. Parallel dazu wird zwar gesellschaftskritisch nicht im selben Sinn von der Zerstörung weiblicher Produktivität geredet (warum diese unerschöpflich sein soll, ist vielleicht eine relevante Frage), aber der Diskurs über die Zerstörung bzw. über das Verschwinden des weiblichen Körpers, wie er in der Kritik an den Gen- und Reproduktionstechnologien geübt wird, weist in eine vergleichbare Richtung - wie ich oben gezeigt habe. Hierbei würde es sich, wie feministische Kritikerinnen häufig argumentieren, allerdings nicht um eine „unbedachte" Zerstörung von Ressourcen (ökologische Natur) durch Umweltverschmutzung und Raubbau handeln, sondern um eine mutwillige Vernichtung weiblicher Reproduktivität als „Natureigenschaft" durch patriarchale Machtausübung.

Parallel zur Subsumtion ökologischer Natur kann auch für das gesamte Spektrum weiblicher Produktivität von einer (ökonomischen) Wandlung gesprochen werden. Im Prinzip korrespondiert ihr Status mit demjenigen der ökologischen Naturproduktivität, denn sie sind beide der (männlichen) Produktivität in der Arbeitskraft bzw. in der Mensch-Maschine-Einheit als reproduktive Systeme „angehängt": Weibliche Produktivität ist es in Form der „inneren" Reproduktivität der Arbeitskraft, die „Fürsorge" als Existenzgrundlage und die unendliche generative Reproduktion (der Frauen) voraussetzt, so wie für die ökologische Natur ihre Reproduktivität in Form stets vorhandener Ressourcen vorausgesetzt wird. Eine logische Konsequenz bei der Parallelisierung dieser ausgegrenzten Produktivitäten besteht nun in Analogie zur These von der Endlichkeit der ökologischen Naturressourcen darin, dass weibliche Produktivität ebenfalls als - im Prinzip - *nicht* unendlich vorhandene Ressource verstanden werden dürfte.

Eine solche Ansicht widerspricht jedoch denjenigen feministischen Analysen, die die weibliche Produktivität gerade als fundamentale ewige Ressource diagnostizieren -, solange es Frauen gibt. Es muss jedoch beachtet werden, dass unter dem Synonym weibliche Produktivität auf der Basis der Kritik der politischen Ökonomie bzw. der bürgerlichen kapitalistischen Verhältnisse in der Industriegesellschaft explizit diejenige Form weiblicher Produktivität thematisiert wird, die empirisch als Hausfrauenarbeit beschrieben wird. Von dieser Form der Arbeit hat sich nun im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts, speziell seit den 1970er Jahren ein großer Teil der Frauen in den Ländern der so genannten ersten Welt weitgehend emanzipiert, zum einen, indem Frauen größtenteils nicht mehr ausschließlich auf die Hausarbeit verwiesen sind, sondern primär Lohnarbeiterinnen oder ökonomisch Selbstständige geworden sind, zum anderen deshalb, weil sie sich auch nicht mehr ungebrochen mit den bürgerlichen Idealen von Weiblichkeit identifizieren bzw. sogar zunehmend die Eindeutigkeit der Zuschreibung „Frau" in Zweifel gerät. Alle diese Indizien sprechen dafür, dass auf der Ebene der hier

vorgestellten Theorie gefolgert werden muss, dass weibliche Produktivität ebenfalls einen neuen Status innerhalb des Mensch-Maschine-Systems erhalten hat. Meine These hierzu lautet folgendermaßen:

Das 'Kapital' hat die weibliche Produktivität formell subsumiert, indem es Frauen aus ihrer einseitigen Verwiesenheit auf die herkömmliche familiale Reproduktionsarbeit „entlassen" hat und Frauen nun doppelt ausbeutet. Überwiegend leisten sie sowohl entlohnte Arbeit als auch zusätzliche nicht-entlohnte Arbeit als Familienarbeit, wie die feministische Theorie schon lange kritisiert hat. Gerade in dieser Doppelbelastung erhält weibliche Produktivität 'ökonomische Wertform', auch wenn sie weiterhin nicht adäquat bezahlt wird.[25] 'Technologische Wertform' erhält sie - ebenfalls in Parallele zur ökologischen Naturproduktivität - indem die „Naturkraft" der Frauen in Form ihrer Generativität (Gebären) heute industriell angeeignet wird, wenn z.B. Körperfunktionen und auch ganze Körper in der Reproduktionstechnologie den Status einer physikalisch-biologischen „Kraft" erhalten bzw. darauf reduziert werden. Dies zeigt sich ebenso in den Versuchen zur Erzeugung „künstlichen" menschlichen Lebens wie in Strategien der Umweltökonomie. Insgesamt bekommt also „das Leben" nun technologische Wertform.

Das bedeutet jedoch nicht, dass weibliche Produktivität in ihren besonderen Qualitäten nun endgültig zerstört wird, wie es viele feministische Theoretikerinnen argwöhnen, sondern es bedeutet zunächst „nur", dass sie, statt wie ehedem schlicht ausgeraubt zu werden, nun systematisch kapitalisiert wird - indem sie ökonomisch ausgebeutet und „nachgebaut" wird. Das entspricht der Ebene des Integrationsaspekts. Paradoxerweise trägt gerade dieser Vorgang dazu bei, weibliche Produktivität als reproduktive und sich selbst reproduzierende „Kraft" zu erhalten - in Parallele zur ökologischen Naturproduktivität, die dazu heute ebenfalls „nachgebaut" werden muss. Das 'Kapital' hat demnach die Notwendigkeit der Reproduktion weiblicher Produktivität erkannt und sorgt nun auf seine Weise (Wertform) dafür, dass ihm die Potenziale dieser Produktivität nicht verloren gehen. So fällt die dem Kapital adäquate Nutzung (Ausbeutung) der weiblichen Produktivität mit ihrer Reproduktion zusammen - wie auch im Falle der Nutzung der (männlichen) Arbeitsproduktivität, denn beide Aspekte sind immer unmittelbar aneinander gekoppelt. Zugleich entspricht dies allerdings ihrer weiterhin restriktiven Aneignung durch „Herrschaft".

Offen bleibt auf der Ebene dieser Betrachtung des Gesamtsystems nun allerdings die Frage, welche Veränderungen bei diesem Transformationsprozess zur Mensch/Öko/FrauenMaschine-Einheit in Hinsicht auf die Konstitution einer neuen, ausraubbaren „Natur" eintreten bzw. welche Sphäre von (ausgegrenzter, naturalisierter) Gesellschaftlichkeit deren Funktion übernehmen wird, denn zur funktionalen Integration muss die konstitutive Ausgrenzung von Natur weiterhin die komplementäre Ergänzung bleiben, sonst stirbt das System den „Wärmetod".

Vielleicht kann heute eine Vermutung in dieser Hinsicht geäußert werden: „Information" kann eine solche Sphäre von Natur sein. „Information" umrankt zwar der

Mythos des „in der Natur" vorfindbar Faktischen, dennoch ist sie per naturwissenschaftlich-technischer Objektivation konstituierte Natur. (vgl. u.a. Haraway 1995c, Keller 1998, Trallori 1996) Interessant ist dabei, dass sie nicht mehr in der klassischen Form als materiell beschrieben wird, sondern als immaterielle Basis von „Materieproduktion". Dieser Bruch mit dem traditionellen Paradigma von Materialität kann jedoch auf der Ebene der Dingkonstitution (Sohn-Rethel) verstanden werden[26]: Es muss danach gefragt werden, in welcher Form „Information" verdinglicht bzw. wie sie gesellschaftlich als Realabstraktion verwirklicht wird. Auf diese Weise lässt sich erkennen, dass die Informationsgesellschaft (mit ihren Körperpolitiken) beispielsweise den Gen-Code als ein „Ding" produziert: Gene bspw. sind solche als Natur konstituierte, natur-wissenschaftlich-technisch verobjektivierte „Informationsdinge", die die Bedingung der Möglichkeit von natürlichen Systemen im Produktivitätszustand in sich tragen. Damit erst liegt „Information" (zukünftig) auch in Gebrauchswertform für die Verwertung vor und kann vom 'Kapital' subsumiert werden.

Ebenso beschreibt dies Haraway, wenn sie argumentiert, dass die Herstellungspraktiken der Technoscience nicht etwa auf „Natur" zurückgreifen können, sondern Natur/Materialität als performative überhaupt erst konstituieren. Eine dieser konstituierten, neuen Materialitäten realisiert sich für Haraway auch im Programm des Genoms: In ihm wird der Mensch „leibhaftig" künstliche Natur, was aber wirkliche Natur und wirkliche Technik bedeutet - und zugleich verwirklichte „Erzählung":

„Tatsächlich sind, aus Sicht der herrschenden Narrationen über die menschliche Genom-Initiative, die Menschen selbst die Lese- und Schreibtechnologien ihrer Gene. Die Natur ist eine Technologie, und das ist eine ganz besondere Art von verkörperter gesellschaftlicher Kategorie. 'Wir' (wer?) sind zu einem Moment 'unserer' (wessen?) Technologie geworden." (S. 105) (und einige Zeilen zuvor) „Soll der Wert des Genoms 'realisiert' werden, so verlangt dies eine vollständige Materialisierung des Genoms in einer bestimmten historischen Form. Instrumentalismus und vollständiger Konstruktivismus sind keine körperlosen Begrifflichkeiten. Das Genom herzustellen und es zu lagern heißt, es als bestimmte Entität anzueignen. Das ist historisch spezifische menschliche Selbst-Produktion und Selbst-Beherrschung oder Besitzerschaft." (Haraway 1995b, 98)

Haraway erkennt demnach ebenso wie Scheich und Eisel/Schultz die Doppelstruktur der Integrations-/Aneignungspraxis als eine Konstitutionspraxis von Abstraktion und Konkretion. Sie verkürzt die Struktur der Vergesellschaftungspraxis nicht einseitig auf einen der beiden Aspekte. Zudem wird hier auch die Strategie der Verlebendigung der Technik von Haraway bestätigt, indem sie auf die Anknüpfung der Prinzipien des Lebendigen (im genetischen Code, also dem Buch des Lebens) an ihre technologische Erkenntnisform (im binären Code der Computer) hinweist. Ohne diese Anknüpfung von Technik an Leben kann die Molekulargenetik aber über das Leben nicht „sprechen".

Auf der Kehrseite dieser Konstitutionsleistung wird auch die Rolle und Entfunktionalisierung der Frauen klarer: Ihre Macht über die „Informationen" der Fortpflanzung verschwindet durch die Machtergreifung der Wertform - und das Patriarchat „lebt".

Die vorangegangenen Ausführungen über den Prozess der Konstitution von Natur als reproduktiver Ökonomie sowie ihrer technologischen Subsumtion haben - zusammenfassend betrachtet - für die (feministische) Debatte um Gen- und Reproduktionstechnologien folgende Relevanz: In den Kritiken an der so genannten Technologisierung des Lebens wird eine reduktionistische Sichtweise der Bedeutung von Leben insofern eingenommen, als die Funktion von Leben überhaupt auf ihren Status als reproduktive Sphäre verkürzt wird. Nur deshalb kann Leben als ein Gegenmodell zur ausbeuterischen Ökonomie und technologischen Produktion ideologisch stilisiert werden. Diese Kritik manifestiert die Differenz von Reproduktivität und Produktivität in einem Modell, das die Basis dieser Differenz, die ausbeuterische Aneignungsrelation von Natur übersieht. So greift diese Art der Technikkritik zu kurz und missachtet, dass Leben heute „in der Technik" als spezifische Organisationsweise des Ökonomischen produziert wird. Das bedeutet, Leben wird nicht länger nur geraubt, d.h. als vorliegende Ressource bzw. ausgegrenzte Natur lediglich benutzt, sondern nun als wertförmig anerkannt, d.h. als produktive Instanz selbst ökonomisch-technisch ins Visier genommen. Auf dieser Basis entsteht eine neue Form der Technik, die nicht allein auf Instrumentalisierung ausgerichtet ist, sondern eine Verlebendigung beinhaltet.

Frauen stehen daher - wie z.B. im Diskurs über Technikgestaltung in der Informatik postuliert wird - nicht mehr (nur) auf der Gegenseite des Technischen: Es wird ihnen zugetraut, dass sie den positiven Sinn von Technik als „Gestaltung des ganzen Lebens" ausführen können. (s.o. im Text) Sie „verlebendigen" so die Technik, indem sie die Seite des Lebens, auf die sie zuvor restriktiv verwiesen waren, heute aktiv in die Technik integrieren (wollen). Das zeigen - wie nun erkennbar wird - solche prinzipiell neuen Erscheinungsformen von Natur und Geschlecht wie z.B. die Figur des Cyborgs. Allerdings wird in den euphorischen Fokussierungen einer Lebendigkeit der Technik - wie sie die Beschreibungen der TechnowissenschaftlerInnen leichterdings hervorbringen - nicht reflektiert, inwiefern der Prozess der (Selbst-)Integration von Natur bzw. Leben in die Technik keinesfalls per se eine Überwindung (patriarchaler) Herrschaftsmodi voranbringt.

Anmerkungen

1 Der vorliegende Text greift Ergebnisse meiner ausführlichen Auseinandersetzung mit der feministischen Technikkritik auf und fokussiert sie für die Debatte über Gen- und Reproduktionstechnologien. (vgl. Saupe 2001 u. 2002)

2 Die ideengeschichtlichen Wurzeln des Rekurses auf Technik versus Leben reichen vor allem in die Lebensphilosophie und daraus resultierende kulturkonservative Gesellschaftstheorien. (vgl. dazu Kluge 1985). Jedoch taucht dieses Kontroverse auch in der - aufgeklärten - Tradition der Kritischen Theorie immer wieder auf, indem die Probleme des entfremdeten Menschen auf die Logik des technischen Fortschritts bezogen werden. Es wird dort der Übergriff instrumenteller Vernunft in die Lebenswelt beklagt und die Technisierung dieser Lebenswelt als Versachlichung und Universalisierung von Herrschaft kritisiert. (vgl. u.a. Habermas 1969, Horkheimer 1974, Marcuse 1967, Mumford 1974, Ullrich 1979)

3 Vgl. zu den naturalistischen Reduktionismen dieser Kritikstrategie ausführlich Saupe 2002, Kap. 1.2.1.

4 Ich unterscheide hier nicht zwischen Leben und Lebendigem, so wie z.B. eine Differenz zwischen Alltagsleben (Lebenswelt) und (organischer) Essenz bestimmt werden könnte. Leben ist in der hier eingenommenen gesellschaftstheoretischen Perspektive als strukturelles Element eines Systemzusammenhangs zu verstehen. (vgl. Eisel 1986, Sohn-Rethel 1978)

5 „Das Wesentliche des Lebendigen wurde neu im genetischen Material verortet und das Lebendige wurde neu definiert als ein in den Genen verschlüsselter Informationscode." (Satzinger 1994, 81)

6 Vgl. hierzu auch Satzinger 1994 und Keller 1998.

7 Aus einer gesellschaftspolitischen (z.B. hinsichtlich der Bevölkerungspolitik) und ökonomiekritischen Perspektive untersucht vor allem Maria Mies die Auswirkungen dieser Eroberung des Lebens. (vgl. Mies 1992 und 1996; und Trallori 1993) Regine Kollek ist feministische Protagonistin der „Risikodebatte" in Bezug auf die Gen- und Reproduktionstechnologien. (vgl. Kollek 1985, 1990) Eine weitere Fokussierung betrifft die These von der Zerstörung des Körpers, der paradigmatisch bei Duden und List kritisiert wird. Dabei gehe das potenzielle Verschwinden des Körpers bzw. Leibes mit einer radikalen Transformation von Natur einher, die in ihrer Umformung zur künstlichen Natur und des Verlustes von 'Leben' überhaupt bestehe. (vgl. z.B. Duden 1991 u. 1997; List 1996 u. 1997; dazu Saupe 2002, S. 97-104)

8 „Von den phänotypischen Wissensdefiziten einmal abgesehen, entziehen sich die Gene weitgehend dem Verständnis der Forscher; DNS-Sequenzen bleiben zu 90 Prozent 'stumm' (...). Das spärliche Restwissen darüber wird ausschließlich an der technischen Nutzung und Verwertbarkeit überprüft." (Trallori 1993, 53)

9 Dass diese Einschätzung auch von nicht-feministischen KritikerInnen der Gentechnik geteilt wird, soll folgende Darstellung hier beispielhaft belegen: „Gegenstand der Biotechnologie ist (...) die Herstellung bzw. Isolation von Naturprodukten, Lebensmitteln, Medikamenten oder seltenen Chemikalien mit Hilfe von Mikroorganismen, in den letzten Jahrzehnten in zunehmendem Maße auch mittels pflanzlicher oder tierischer Zellkulturen, deren biologische Fähigkeiten technisch genutzt werden (...) Die Gentechnologie bezieht ihre Sprengkraft gegenüber der modernen Biotechnologie (...) aus der seit Beginn der siebziger Jahre heranwachsenden Möglichkeit, über Isolierung und Analyse, gezielte Neukombination und gesteuerten Transfer von Erbmaterial den Evolutionsprozeß belebter Materie nicht mehr nur analytisch zu begleiten und in den beschriebenen Grenzen technisch zu nutzen, sondern ihn selbst zum künstlich form-, konstruier- und reproduzierbaren Gegenstand zunächst von (experimenteller) Labortätigkeit und zunehmend auch von (industriellen) Produktionsvorgängen und Produktinnovationen zu machen." (Dolata 1996, 15f.)

10 Die meisten KritikerInnen sprechen in diesem Zusammenhang von der Herstellung künstlichen Lebens. (vgl. z.B. Trallori 1996) Einerseits bezieht sich dies zwar auf die Selbstbeschreibung der Artificial Life-Forschung, die - wie der Name schon sagt - selbst auf die Konstruktion künstlichen „Lebens" fokussiert, andererseits ist in der feministischen Kritikperspektive immer die Tendenz enthalten, dieses künstliche Leben einer Vorstellung eines explizit natürlichen (ursprünglichen) Lebens entgegenzustellen, die dann jedoch - erkenntnistheoretisch betrachtet - in Widerspruch zur prinzipiellen „Historizität" bzw. „Konstruiertheit" von Natur gerät.

11 Dass diese Ablehnung nicht etwa nur intuitiv begründet ist, sondern ebenso auf fundiert begründeten Reflexionen der Risiken sowie einer sozialen wie historisch kritischen Verortung

der Gen- und Reproduktionstechniken als „harten Fakten" basiert und sie damit eine ernsthafte und notwendige Opposition gegenüber den herrschenden gesellschaftlichen Durchsetzungsstrategien dieser Techniken bildet, bringt Stellmach überzeugend auf den Punkt. (vgl. Stellmach 1999)

12 Der in den 1970er Jahren in dieser Hinsicht unternommene Versuch Firestones, zu vertreten, dass Empfängnisverhütungs- und Geburtstechnologien Frauen von der „Tyrannei der Fortpflanzung" befreien könnten (vgl. Firestone 1972), wurde im feministischen Diskurs vollständig verworfen. (vgl. auch Hofmann 1999) Der Streit mit liberal gesinnten BefürworterInnen einer „kontrollierten" Zulassung bestimmter reproduktionstechnologischer Verfahren wird um die freien Entscheidungsmöglichkeiten von Frauen geführt. Er impliziert jedoch eine Tendenz zur Implikation einer neutralen Technik, die Wajcman eingehend kritisiert. (vgl. Wajcman 1994, 79ff.)

13 Dies zeigt die so genannte Gestaltungsdebatte in der Informatik: Unter dem Primat eines in frauengerechte Aktion umzusetzenden 'doing gender' eröffnet sie den Versuch einer Art nachholender Entwicklung der Technikkompetenz von Frauen. Anvisiert ist damit eine sozialverträglichere, Frauen nicht beherrschende und ausgrenzende Technikentwicklung. (vgl. bspw. Schelhowe 1992, 1998; Erb 1996) In diesen Versuchen, gegen die auf einer politisch-praktischen Ebene natürlich nichts einzuwenden ist, wird nicht primär eine Zerstörung der Lebenswelt durch Technik beklagt, sondern versucht, die „Reste" bzw. Spezifika sog. weiblicher Lebenswelten „in die Technik" zu integrieren. Zur Kritik auf einer strukturellen Ebene an diesem Versuch vgl. Saupe 2002, Kap. 1.2.2.

14 Ich gebrauche den Begriff Subjektivität hier im Sinne der Charakterisierung eines Subjektstatus und nicht als psychologisch reflexiven Begriff.

15 Diese Einsicht beruht auf Eisels Interpretation des Aspekts der Dingkonstitution bei Sohn-Rethel: Die „Dingkonstitution" vollzieht sich nach Sohn-Rethel im Akt der Vergegenständlichung der Tauschabstraktion, also im Geld. „Ein Ding ist nicht, was produziert, sondern erst, was getauscht wird. Seine Dingkonstitution ist funktional." (Sohn-Rethel 1978, 34). Das heißt, als Konstitutionsakt bedeutet Dingkonstitution in diesem Vorgang nicht nur Abstraktion, indem im Tausch von dem Gebrauchsaspekt abstrahiert wird, sondern ebenfalls als Konkretion. Denn indem die Wertform nicht mehr nur in der Tauschhandlung real wird, sondern auch im Geld, entsteht das Gegenständliche, das 'Ding', als gesellschaftliche Existenzform von allem nicht rein wertförmig Existierendem. Das bedeutet, dass die gegenständliche Seite des Geldes seine „konkrete Natur" darstellt. Konkrete Natur ist daher keine ontologisch gedachte „Natur an sich", sondern Eisel zeigt, dass „Natur an sich" eine Fiktion ist, die in ihrem ungesellschaftlichen Schein als „konkrete" gedacht gerade abstrakt ist, wenn man sie aus gesellschaftlicher Perspektive betrachtet. (vgl. zu weiteren Implikationen dieser Einsicht Eisel 1986 u. Saupe 2002, S. 253f.)

16 Diese Thesen werden im Fortgang der weiteren Argumentation näher erläutert.

17 Diese hier auf einer „empirischen Ebene" als Sammelsurium erscheinenden Bereiche reproduktiver Systeme werden von Eisel als strukturelle Elemente angeführt. Die benannten Bereiche sind damit weder ahistorisch noch unspezifisch. Meines Erachtens können mit Eisels Sichtweise bestimmte Systemzusammenhänge in den Blick genommen werden, die so in den feministischen Theorien nicht thematisiert werden. Diese Zusammenhänge werden im Folgenden erläutert.

18 Das entspricht im Ergebnis dem Aspekt, der von Scheich als Naturalisierung gekennzeichnet wird.

19 Hier wird deutlich, dass Eisels Analogie ebenso wie Scheichs Ansatz darauf abzielt, die Diskrepanzen bei der Erklärung der Mehrwertproduktion zum Anlass zu nehmen, sie auf ihre gesellschaftliche Hintergrundstruktur zu befragen. Dass dabei jeweils „Reste" in den Blick genommen werden, wird in beiden Theorien zum strukturellen Aspekt.

20 Die feministische Diskussion über den Status der Hausarbeit bzw. allgemein der reproduktiven Arbeit kommt in Hinsicht auf die Leistung, die sie für das Kapital erbringt, zum gleichen Ergebnis. Allerdings haben die feministischen Theoretikerinnen den systematischen Aspekt dieses Ausbeutungsverhältnisses im Sinne einer allgemeinen Theorie der Aneignungspraxis von Natur m.E. nicht in entsprechender Weise ausgearbeitet wie Eisel. Sie haben ihm gegenüber eher soziologisch als systematisch polit-ökonomisch argumentiert: Der Stellenwert der reproduktiven „weiblichen Produktivität" wird zwar soziologisch als Ausbeutung erklärt, jedoch wird nicht geklärt, was dies mit „industrieller Technik" als Systemkomponente der kapitalistischen Gesellschaft zu tun hat: der Nexus, den die Technik bereitstellt, ermöglicht in einem Praxisakt, „Wert" (Tauschwert = reine Gesellschaftlichkeit), „Ding" (Gebrauchswert = Nexus von Gesellschaft und Natur) sowie „Raub" (Vermittlungsform von Natur in der Gesellschaft) als getrennte Ebenen zu überbrücken und Natur gegenüberzustellen.

21 Maria Osietzkis Interpretation der androzentrischen Implikationen der Gesetze der Thermodynamik im Rahmen einer metaphernorientierten Kritik liegt quer zu dieser ökonomietheoretischen Ebene. Sie analysiert vor allem die ideologische Übersetzung des „patriarchalen Impetus" dieser Gesetze in die sozial-psychologische Selbstkonstitution des modernen, bürgerlichen Mannes und wie dieser Zusammenhang selbst wieder ideologisch verschleiert wird. (vgl. z.B. Osietzki 1995, 1996, 1999) Ihre Texte bestätigen allerdings die dichte Verzahnung von „Denkform" und „Warenform", wie sie hier behauptet wird.

22 Dies könnte unter Umständen als ein Gegenargument für die Relevanz einer speziell feministischen Analyse der Ausbeutung von Natur angesehen werden, da der Sonderstatus von Frauen als betroffener Gruppe dieses Ausbeutungsprinzips nicht mehr nur für sie allein gültig erscheint. Ich denke jedoch, dass ein solches Vorgehen verfehlt wäre. Vielmehr lässt sich unschwer behaupten, dass die feministische Kritik der Kritik der Politischen Ökonomie Wesentliches zur Erkenntnis des allgemeineren Raubverhältnisses beigetragen hat. Eine nunmehr allgemeinere Sichtweise entspricht wiederum durchaus den Erkenntnissen und Fragestellungen des neueren feministischen Diskurses, der den Sonderstatus von Frauen als vermeintlich „einheitlicher Gruppe", z.B. in Relation zur so genannten Dritten Welt, selbst zu differenzieren beginnt.

23 Inwiefern genau dafür dann das Geschlechterverhältnis wiederum das „Modell" abgibt, muss auf einer anderen als der politökonomischen Ebene geklärt werden.

24 Im Weiteren verzichte ich auf die Kennzeichnung durch Anführungsstriche, da die Betonung einer tendenziell ideologischen Konnotation der Begriffe geklärt ist.

25 Zum Beispiel, indem seit einiger Zeit Erziehungszeiten auf die Rente anrechenbar sind. Dass die Rente selbst ihren Versorgungsstatus verliert und zum Anhängsel der Sozialhilfe bzw. Aktionsfonds degradiert wird, zeigt, inwieweit die ökonomische „Anerkennung" der bürgerlichen Hausarbeit auf der allgemeinen Entwertung und Entrechtung der Lohnarbeit basiert.

26 Vgl. Fußnote 15.

Literatur

Becker, Barbara 2000: Cyborgs, Robots und „Transhumanisten" - Anmerkungen über die Widerständigkeit eigener und fremder Materialität. In: Becker, Barbara/Schneider, Irmela (Hg.): *Was vom Körper übrig bleibt. Körperlichkeit - Identität - Medien.* Frankfurt a.M./New York, 41-71.

Bertrand, Ute 1994: Die Modellbauer oder Der Glaube an die Macht der Gene. In: beiträge zur feministischen theorie und praxis, 17. Jg., H. 38 *Schöpfungsgeschichte: Zweiter Teil- Neue Technologien*, 119-130.

Duden, Barbara 1991: *Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben.* Hamburg/Zürich.

- 1996: 'Das Leben' als Entkörperung. Überlegungen einer Historikerin des Frauenkörpers. In: Trallori, Lisbeth N. (Hg.): *Die Eroberung des Lebens: Technik und Gesellschaft an der Wende zum 21. Jahrhundert.* Wien, 99-110.

Dolata, Ulrich 1996: *Politische Ökonomie der Gentechnik. Konzernstrategien, Forschungsprogramme, Technologiewettläufe.* Berlin. (zit. n. Stellmach 1999)

Eisel, Ulrich 1986: *Die Natur der Wertform und die Wertform der Natur. Studien zu einem dialektischen Naturalismus.* Berlin.

- 1991: Warnung vor dem Leben. Gesellschaftstheorie als „Kritik der Politischen Biologie". In: Hassenpflug, Dieter (Hg.): *Industrialismus und Ökoromantik. Geschichte und Perspektiven der Ökologisierung.* Wiesbaden, 159-192.

Erb, Ulrike 1996: *Frauenperspektiven auf die Informatik. Informatikerinnen im Spannungsverhältnis zwischen Distanz und Nähe zur Technik.* Münster.

Firestone, Shulamith 1972: *Dialectic of Sex.* New York. (auf deutsch 1978: Frauenbefreiung und sexuelle Revolution. Frankfurt a.M.)

Guattari, Félix 1995: Über Maschinen. In: Schmidgen, Henning (Hg.): *Ästhetik und Maschinismus: Texte von und zu Félix Guattari.* Berlin, 115-132.

Habermas, Jürgen 1969: *Wissenschaft und Technik als 'Ideologie'.* Frankfurt a.M.

Horkheimer, Max 1974: *Kritik der instrumentellen Vernunft.* Frankfurt a.M.

Haraway, Donna 1995: Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften. (Orig. 1985) In: dies.: *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen.* Frankfurt a.M./New York, 33-72.

- 1995a: Monströse Versprechen. Eine Erneuerungspolitik für un/an/geeignete Andere. (Orig. 1992) In: dies.: *'Monströse Versprechen'. Coyote-Geschichten zu Feminismus und Technowissenschaft.* Argument-Sonderband AS 234, 11-80.

- 1995b: Jenseitige Konversationen; irdische Themen; lokale Begriffe. (Orig. 1992) In: dies.: *'Monströse Versprechen'. Coyote-Geschichten zu Feminismus und Technowissenschaft.* Argument-Sonderband AS 234, 81-112.

- 1995c: Die Biopolitik postmoderner Körper. Konstitutionen des Selbst im Diskurs des Immunsystems. In: dies. 1995: *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen.* Frankfurt a.M./New York, 160-199.

Hofmann, Heidi 1999: *Die feministischen Diskurse über Reproduktionstechnologien Positionen und Kontroversen in der BRD und den USA.* Frankfurt a.M./New York.

Lévy, Pierre 1995: Fraktale Faltung oder Wie Maschinen uns helfen können, heute das Transzendentale zu denken. In: Schmidgen, Henning (Hg.): *Ästhetik und Maschinismus: Texte von und zu Félix Guattari.* Berlin, 95-114.

Keller, Evelyn Fox 1998: *Das Leben neu denken. Metaphern der Biologie im 20. Jahrhundert.* München.

Kollek, Regine 1985: Zerschneide und herrsche. Von den neuen Reproduktionstechniken, den Visionen der Genetiker und den Instrumenten der Biopolitik. In: Feministische Studien, 4. Jg., H. 1 *Naturwissenschaftlerinnen: Einmischung statt Ausgrenzung*, 78-86.

- 1990: „Ver-rückte" Gene: die inhärenten Risiken der Gentechnologie und die Defizite der Risikodebatte. In: Herbig, J./Hohlfeld, R. (Hg.): *Die zweite Schöpfung. Geist und Ungeist in der Biologie des 20. Jahrhunderts.* München/Wien, 386-401.

List, Elisabeth 1994: Wissende Körper – Wissenskörper – Maschinenkörper. Zur Semiotik der Leiblichkeit. In: Die Philosophin, 5. Jg., H. 10 *Körper*, 9-26.

- 1996: Der Körper, die Schrift, die Maschine. Vom Verschwinden des Realen hinter den Zeichen. In: Trallori, Lisbeth N. (Hg.): *Die Eroberung des Lebens. Technik und Gesellschaft an der Wende zum 21. Jahrhundert.* Wien, 191-207.

- 1997: Telenoia – Lust am Verschwinden? Technologie als Substitution des Lebendigen. In: Das Argument, 39. Jg., H. 4, 495-505.

Marcuse, Herbert 1967: *Der eindimensionale Mensch. Studien zur fortgeschrittenen Industriegesellschaft.* Darmstadt/Neuwied.

Mies, Maria 1988: Gesellschaftliche Ursprünge der geschlechtlichen Arbeitsteilung. In: Werlhof, Claudia/Mies, Maria/Bennholdt-Thomsen, Veronika (Hg.): *Frauen, die letzte Kolonie.* Reinbek, 164-193.

- 1992: *Wider die Industrialisierung des Lebens. Eine feministische Kritik der Gen- und Reproduktionstechnik.* Pfaffenweiler.

- 2001: Hausfrauisierung, Globalisierung, Subsistenzperspektive. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): *Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik.* Münster, S. 157-187.

Mumford, Louis 1977: *Mythos der Maschine.* Frankfurt a.M.

Osietzki, Maria 1995: Vom Perpetuum mobile bis zur Energietechnik. Leibliche „Beharrlichkeiten" in männlichen Phantasmen. In: metis. Zeitschrift für historische Frauenforschung und feministische Praxis, 4. Jg., H. 1 *Technik*, S. 18-28.

- 1996: Energie und Entropie. Überlegungen zu Thermodynamik und Geschlechterordnung. In: Meinel, C./Renneberg, M. (Hg.): *Geschlechterverhältnisse in Medizin, Naturwissenschaft und Technik.* Bassum/Stuttgart, S. 182-197.

- 1999: Das Subjekt im exakten Wissen zwischen Erhaltung und Endlichkeit. Das Beispiel der Thermodynamik. In: Mittelstraß, Jürgen (Hg. zus. mit Allgemeine Gesellschaft für Philosophie in Deutschland e.V. in Verbindung mit der Universität Konstanz): *Die Zukunft des Wissens.* XVIII. Deutscher Kongreß für Philosophie, Workshop Beiträge, Konstanz 1999, S.1023-1030.

Satzinger, Helga 1994: Feministische Naturwissenschaftskritik am Beispiel der Gentechnik. In: Buchen, Judith et.al. (Hg.): *Das Umweltproblem ist nicht geschlechtsneutral.* Bielefeld, 67-86.

Saupe, Angelika 1997: 'Leben' im Zeitalter der Technoscience. In: Das Argument 221, 39 Jg., H. 4, 523-532.

- 1998: Mythos Cyborg - Zur Politik der Dekonstruktion technologischer Rationalität. In: Freiburger FrauenStudien, Jg. 4, H. 1 *Frauen und Mythos*, 167-188.
- 2001: Technik oder Leben? Life Science, Technoscience und feministische Technikтheorie. In: Krüger, Marlis; Wallisch-Prinz, Bärbel (Hg.): *Erkenntnisprojekt Feminismus.* Bremen, 224-238.
- 2002: *Verlebendigung der Technik. - Perspektiven im feministischen Technikdiskurs.* Bielefeld.

Scheich, Elvira 1989: Frauen-Sicht. Zur politischen Theorie der Technik. In: Beer, Ursula (Hg.): *Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik.* Bielefeld, 132-161.

- 1993: *Naturbeherrschung und Weiblichkeit. Denkformen und Phantasmen der modernen Naturwissenschaften.* Pfaffenweiler.
- 1996: Denken im Kaleidoskop. Zu den Voraussetzungen feministischer Kritik an der Entwicklung moderner Wissenschaft. In: dies.: *Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie.* Hamburg, 9-38.

Schelhowe, Heidi 1992: Technikgestaltung und „weibliche" Moral. In: *Dokumentation des 18. Bundesweiten Kongresses von Frauen in Naturwissenschaft und Technik.* Bremen.

- 1998: Anwenden - Verstehen - Gestalten. Informatische Bildung in der Informationsgesellschaft. In: Winker, G./Oechtering, V. (Hg.): *Computernetze - Frauenplätze. Frauen in der Informationsgesellschaft.* Opladen, 99-113.

Schultz, Stefanie 1993: *Natur als gesellschaftliches Verhältnis. Zur Kritik der Naturwerttheorie. Wiesbaden.*

Sohn-Rethel, Alfred 1978: *Warenform und Denkform.* Frankfurt a.M.

Stellmach, Claudia 1999: Technik ohne Inhalt und Geschichte? Kritik geschlechtsblinder Analyse der Gentechnik-Formierung und geschlechtertheoretische Gegenfragen. In: Collmer, S./ Döge, P./Fenner, B. (Hg.): *Technik - Politik - Geschlecht. Zum Verhältnis von Politik und Geschlecht in der politischen Techniksteuerung.* Bielefeld, 173-207.

Trallori, Lisbeth N. 1993: Politik des Lebendigen - Zur Logik des genetischen Codes. In: Fleischer, E./Winkler, U. (Hg.): *Die kontrollierte Fruchtbarkeit: neue Beiträge gegen die Reproduktionsmedizin.* Wien, 49-64.

- 1996: Im Zeitalter des Codes. (Vorwort) in: dies. 1996: *Die Eroberung des Lebens. Technik und Gesellschaft an der Wende zum 21. Jahrhundert.* Wien, 7-32.

Ullrich, Otto 1979: *Technik und Herrschaft.* Frankfurt a.M.

Wajcman, Judy 1994: *Technik und Geschlecht. Die feministische Technikdebatte.* Frankfurt a.M./New York.

Weber, Jutta 2003: *Umkämpfte Bedeutungen. Naturkonzepte im Zeitalter der Technoscience.* Frankfurt a.M./New York.

Werlhof, Claudia von 1991: *Männliche Natur und künstliches Geschlecht. Texte zur Erkenntniskrise der Moderne.* Wien.

Jutta Weber

Hybride Technologien. Technowissenschaftsforschung als transdisziplinäre Übersetzungspolitik

Den Terminus der 'hybriden Technologien' habe ich als Ausgangspunkt gewählt, um Verknüpfungen zwischen den Feldern der Human-[1] und Technowissenschaften, der Geschlechter- und Wissenschaftsforschung[2] und um transdisziplinäre Überschreitungen in den Technowissenschaften selbst - vor allem an der Schnittstelle von Bio- und Informationswissenschaften - *herzustellen und aufzuzeigen.* Es sollen Querverbindungen zwischen und unter diesen Feldern, schon längst vorhandene, *'reale' Hybriditäten bzw. die hybriden Technologien* deutlich werden, *die unser Denken und Handeln durchziehen und bestimmen.*

Sicherlich ist hierbei der Begriff des Hybriden und der Hybriditäten nicht unproblematisch, da er freiwillig oder unfreiwillig mit rassistischen Diskursen und Debatten zur Reinheit der Art, mit den problematischen Taxonomien eines Linné, Mendel oder de Vries[3] verbunden ist und die Konnotation des Bastardischen, der unreinen Vermischungen transportiert. Gleichzeitig ist mir dieser bittere Beigeschmack recht, insofern dieser ex negativo die Konsequenzen einer disziplinären Politik der Reinigung und der Abgrenzung nur verdeutlicht und ich zugleich die Hoffnung habe, diese Grenzen des Reinen und Vermischten mit einer transdisziplinären, erkenntniskritischen Technowissenschaftsforschung zu unterlaufen.

Die Reflexion auf die Hybriditäten und Übersetzungsbewegungen zwischen den Human- und Technowissenschaften scheint mir einerseits Voraussetzung für eine kritisch-transdisziplinäre Wissenschaftsforschung, die nicht nur Selbstverständnis und Grundlagen der Technowissenschaften in Frage stellt, sondern auch die der Humanwissenschaften. Letztere liefern traditionellerweise das methodologische und sprachliche Rüstzeug für die Wissenschaftsforschung und sind dabei selbst zutiefst von der aktuellen Wissenschafts- und Technikentwicklung beeinflusst - meistens, ohne dessen gewahr zu sein.

Andererseits ist die Analyse dieser Hybriditäten nicht nur wichtig in erkenntnistheoretischer Hinsicht, für die Entwicklung eines Denkens, das neuen Problemlagen gerecht wird, sondern es ist auch unabdingbar aus einer gesellschaftstheoretischen Perspektive. In einem Zeitalter, das von vielen unterdessen als das der Technoscience[4] bezeichnet wird, in der gesellschaftliche Bereiche wie Staat, Technologie, Wissenschaft, Militär und Industrie sich immer enger verflechten und tief greifende strukturelle und organisatorische Umwälzungen in den Bereichen von Wissenschaft und Technik zu beobachten sind und eine umfassende Verwissenschaftlichung und Technisierung aller Lebensbereiche, ist die Analyse der Hybriditäten auf ontologischer, erkenntnis- und gesellschaftstheoretischer Ebene conditio sine qua non.

Fusionierung von Wissenschaft, Technik, Militär, Industrie etc., die Technisierung von Gesellschaft und Vergesellschaftung von Technik lassen sich gewissermaßen als

Rückseite der Hybriden und Hybridisierungen begreifen, welche sich auch in der Rekonfiguration grundlegender Kategorien wie z.B. Geschlecht, Subjekt, Maschine oder Körper niederschlagen. Ein Wort von Horkheimer variierend könnte man behaupten, dass, wer über Gesellschaft im 21. Jahrhundert sprechen will, über die Technoscience und ihre Hybridisierungen nicht schweigen darf.

Nicht von ungefähr ist sich also die heutige Debatte um Transdisziplinarität darin einig, dass sich „die Probleme der gegenwärtigen Welt (...) nicht (länger) disziplinär definieren" (Hark 1998, 13) lassen. Doch die „Schwierigkeiten des Durchquerens der Disziplinen" (Wenk 1998) sind groß - nicht zuletzt angesichts aktueller Bildungspolitik, der Neustrukturierung der akademischen Wissensproduktion bei gleichzeitiger „Re-Disziplinierung" (ebd.), aber auch der Verfangenheit in der eigenen wissenschaftlichen Sozialisation. Diese Schwierigkeiten scheinen sich zu potenzieren, wenn es darum geht, nicht nur innerhalb der Felder der Sozial- und Humanwissenschaften transdisziplinär zu arbeiten, sondern Human- *als auch* Technowissenschaften zu durchqueren. Hier verdichten sich die Widerstände gegen nomadisches Denken und Arbeiten - nicht zuletzt angesichts des traditionellen tiefen Grabens zwischen den sogar als unterschiedliche Kulturen deklarierten Wissenschaften. Ihre andauernde Hierarchisierung in Zeiten verschärfter Ressourcenkämpfe macht die Vermittlungsarbeit nicht einfacher. Wie diese Vermittlungsarbeit zwischen den Human- und Technowissenschaften zu leisten wäre, wird wiederum nur selten und am Rande in feministischen Debatten - und schon gar nicht im Mainstream - thematisiert.

In meinem Beitrag wird es mir darum gehen, diese Leerstelle ein wenig zu füllen, vor allem aber Denkmöglichkeiten der Transdisziplinarität zu öffnen, indem ich deutlich zu machen versuche, dass die 'kulturübergreifenden' Grenzüberschreitungen ubiquitärer sind, als es viele kritische DenkerInnen glauben - und ihnen bei genauerer Betrachtung sogar lieb sein mag. Der Wunsch nach Bedingungen und Möglichkeiten eines radikal transdisziplinären Arbeitens und Denkens wird sich im Folgenden vermischen mit der These, dass die Diskurse der Humanwissenschaften in unserer heutigen Kultur schon längst und zutiefst mit denen der Technowissenschaften verflochten sind. Letztere sträuben sich gegen das Eingeständnis ihrer kulturellen, historischen etc. Konstruiertheit und ihre immanent politische Dimension, während die Humanwissenschaften häufig ignorieren, dass ihre Denkweisen, Methodologien und Perspektiven von denen der Technokultur (mit-)geprägt sind.

Das *Herausarbeiten der Verschränkungen unterschiedlichster Felder, Denkweisen und Technologien im Zeitalter der Technoscience* halte ich für eine wesentliche Voraussetzung reflexiver Transdisziplinarität, die alte Muster der Dichotomisierung und Ausgrenzung überwindet und eine Erkenntnis- und Übersetzungspolitik zwischen den unterschiedlichen Disziplinen ermöglicht. So können neue Themenfelder, Fragen und Antworten entwickelt werden, wie auch neue Formen des Wissens und der Wissensvermittlung. Auch wenn Anspruch und Formen der Transdisziplinarität in den unterschiedlichen Wissenschaften und Forschungskontexten sehr unterschiedlich aussehen

mögen, so verbindet sie auf jeden Fall die Notwenigkeit, neue Instrumentarien - eben hybride Technologien - für innovative und komplexe Forschungsfragen in einer komplexer werdenden Welt zu entwickeln.

Der Terminus der hybriden Technologie übernimmt in meinem Text die Funktion des roten Fadens. Damit dies plausibel wird, werde ich den *Begriff der Technik bzw. der Technologie* im Folgenden relativ weit fassen und in vielfältigen Konstellationen verwenden. Der angloamerikanischen Debatte der Wissenschaftsforschung folgend werde ich den Begriff der Technik und der Technologie im Folgenden identisch verwenden. Ziel dieses Vorgehens ist es, leichter das Crossover zwischen den unterschiedlichen Feldern der Human- und Technowissenschaften, der Geschlechter- und Wissenschaftsforschung und transdisziplinäre Überschreitungen in den Diskursen und Praktiken der Technowissenschaften selbst herauszuarbeiten und kritisch reflektieren zu können.

> *„many empirical studies of technoscience have disabled the notion that the word technical designates a clean and orderly practical or epistemological space. Nothing so productive could be so simple."*
> Donna Haraway

Technologie

Nicht nur aktuell, sondern auch historisch gesehen hat der Begriff der Technologie eine Vielzahl von Bedeutungen. Der Begriff der *Technik* bzw. der *Technologie* kann sich sowohl auf physische Artefakte, auf bestimmte Formen von Tätigkeiten bzw. Prozessen, auf das nötige Wissen zur Bemächtigung der Welt und zur Produktion technischer Artefakte[5] als auch auf komplette sozio-technische Systeme[6] beziehen. Doch während in der Neuzeit die Bedeutung des technischen Artefakts und in der Antike die Konnotation von Kunstfertigkeit bzw. Wissen dominierte, wird in der Spätmoderne zunehmend die Dimension der System- und Prozesshaftigkeit der Technik betont:

„Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wurde die Technologieentwicklung in die Industrie- und Staatsforschung und damit in die Rationalität ökonomischer und politischer Planung institutionell eingebunden. Aber in demselben Maße wurden Industrie und Staat von Forschung abhängig. In diesen Wechselwirkungen veränderte sich das Verständnis der Technik grundlegend *vom Artefakt zum System*. Die neuzeitliche Einengung des Technikbegriffs auf von Naturgesetzen und mechanischen Konstruktionsprinzipien abhängige Artefakte wurde rückgängig gemacht und die methodischen und organisationalen Aspekte der Technik (wieder-)entdeckt. (...) [So; J.W.] schiebt sich im 20. Jahrhundert die systemische Vernetzung von Techniken in den Vordergrund und wirft das Problem auf, diese Vernetzung *selbst als Technik* zu sehen." (Krohn 1989, 34)

Der Begriff der Technologie verliert seine scharfe Abgrenzung von der Wissenschaft, wie es Haraway par excellence in ihren Darstellungen der Technoscience beschreibt.[7] Technologie selbst bekommt die Konnotation des Systemischen, Methodischen, der

Vernetzung und der Organisation. Die Vernetzung von Techniken wird wiederum eine eigene Kunst bzw. Technik.

Die Idee von Technologie als das nötige Wissen zur Bemächtigung der Welt, aber auch als soziotechnisches System findet sich nicht nur in der Wissenschaftsforschung im engeren Sinne, sondern spiegelt sich auch in Foucaults Verwendung des Technologiebegriffs im Sinne von Selbst- und Herrschaftstechnik oder in Haraways Rede von semiotischen, materialen und literarischen Technologien als Konstituentien der Technoscience. Für sie sind Technologien „Lebensweisen, soziale Ordnungen und Visualisierungspraktiken" (Haraway 1995a, 87) bzw. „spezifisch ausgebildete Praktiken" (ebd.).

Diese vielschichtige Begriffsbestimmung der Technologie mag den Verdacht eines inflationären Gebrauchs erwecken, doch mein Misstrauen gegen abschließende Definitionen sei mit Verweis auf Adornos Idee eines Denkens in Konstellationen gerechtfertigt: „Konstellation ist nicht System. Nicht schlichtet sich, nicht geht alles auf in ihr, aber eines wirft Licht aufs andere, und die Figuren, welche die einzelnen Momente mitsammen bilden, sind bestimmtes Zeichen und lesbare Schrift." (Adorno 1971, 342)

Feministische Forschung als hybride Technologie

Meinem Verständnis nach war bzw. ist feministische bzw. Frauen- und Geschlechterforschung schon immer hybride Wissenschaften bzw. Technologien. Von den ersten Anfängen feministischer Theoriebildung an stand die Suche nach 'hybriden Technologien' im Mittelpunkt, d.h. es ging darum, *inter- bzw. transdisziplinär Werkzeuge und eine gewisse Kunstfertigkeit* zu entwickeln, die es ermöglichten

- einen anderen, nicht-androzentrischen Blick auf Gesellschaft und Wissenschaft zu entwickeln
- überkommene Denkverhältnisse zu dekonstruieren
- neue Formen der Wissensproduktion und -vermittlung zu entwickeln
- die Theorie-Praxis-Trennung zu überwinden

Dies wurde bei der Entstehung feministischer Wissenschaft nicht mit dem Begriff des Hybriden oder der Transdisziplinarität, wohl aber mit dem der Interdisziplinarität belegt.[8] Die Forderung nach Grenzüberschreitung, des Denkens des vermeintlich Undenkbaren und das Fordern des Unmöglichen ist von Anfang an immanenter Bestandteil feministischer Theorie gewesen. Dabei war das Einklagen von Interdisziplinarität sicherlich auch ein geschicktes Verfahren, welches aus der Not eine Tugend machte, insofern zu Beginn der zweiten Frauenbewegung es nur wenige Wissenschaftlerinnen – verstreut in den unterschiedlichsten Disziplinen – gab, die sich zu Koalitionen zusammenfinden und dabei unweigerlich interdisziplinär arbeiten mussten.

In einem anderen Sinne schwang das Hybride aber von Anfang im Projekt feministischer Theorie und Praxis mit: „Hybrid" hat im Griechischen die Bedeutung von „hochmütig und vermessen" – die Forderung nach dem Unmöglichen, der radikalen Infragestellung patriarchalen Denkens bzw. überkommener Denkverhältnisse wurde

von vielen Seiten so interpretiert. Von Anfang an stellte es klassische Disziplingrenzen in Frage und wollte und will nicht nur innovatives und kritisches Wissen produzieren, sondern vor allem auch alternative Formen von Wissensproduktion und Wissensvermittlung hervorbringen. Dass man viel erreichen kann, wenn man eine gewisse Hybris pflegt und das Unmögliche fordert, hat feministische Forschung in den letzten Jahrzehnten deutlich gemacht. Durch neuere Entwicklungen in der feministischen und Queer-Theorie sind allerdings auch wesentliche Selbstverständnisse dieser Forschung in Frage gestellt worden.

> *„In the future, transhumans may still want to perform the traditional types of sex – meaning rubbing mucus membranes against one another – or we may want to participate in the reconstituted and reconfigured gender roles and sexuality that will radically change us. We may do away with our bodily nerves, but keep some sensations, the ones for pleasure of perhaps some for pain, as a safety measure. Yet, eventually we will begin to shuttle more and more parts of ourselves as we become post-biological."*
> Natasha Vita-More

Doing Post/Trans/Gender/Sex/Queer: Geschlecht als hybride Technologie

Was bedeutet heute – dreißig Jahre nach Beginn der zweiten Frauenbewegung und den wissenschaftlichen Anfängen feministischer Forschung (noch) die Kategorie Geschlecht? Diese Frage wird allerorten gestellt.

Nicht nur Ziel und Werkzeug(e) feministischer Forschung lassen sich als hybride Technologie(n) ansehen, sondern offensichtlich auch ihr Gegenstand. Spätestens seit den neunziger Jahren wird nicht nur das soziale, sondern auch das biologische Geschlecht von der Geschlechterforschung als eine konstruierte, sich permanent verschiebende Kategorie verstanden, die ihren Ort in den Kämpfen um Definitionsmacht und Ressourcen hat. Der lange als natürlich interpretierte biologische Dimorphismus der Geschlechter gerät als „kulturell spezifische Form der Klassifikation" (Knapp 2001a, 67) in den Blick. Eine zentrale Rolle bei dieser Entwicklung hat das Konzept des *doing gender* – wie es von Arbeiten im Gefolge der Ethnomethodologie vorangetrieben wurde, aber auch durch konstruktivistische, dekonstruktivistische und wissenschaftshistorische[9] Arbeiten. Candace West und Don Zimmermann entwickelten im Rahmen dieser Diskussion eine Neufassung des sex-gender-Verhältnisses, das „dem Kriterium der Reflexivität Rechnung trägt, ohne 'natürliche' Vorgaben auskommt und die Konstruktion des Geschlechts deshalb an Interaktion bindet. Ihr Ansatz ist in dem Sinne 'distinctively

sociological', als sie von der interaktiven Konstruktion der sozialen Wirklichkeit ausgehen und konsequenterweise auch 'Geschlecht' als soziale Konstruktion begreifen." (Gildemeister/Wetterer 1992, 212).

Diese Entwicklung hat es erst ermöglicht, die biologische Kategorie Geschlecht radikal in Frage zu stellen, auch Sex als soziale Konstruktion, als „generatives Muster der Herstellung sozialer Ordnung" (Gildemeister / Wetterer 1992, 230) zu begreifen. Würde man es radikal formulieren, könnte man diese neue Position, die sich dann im Rahmen von Queer-Theorie weiter ausdifferenziert, genauso als *doing sex* wie als *doing gender* markieren. Beide Kategorien werden nun als *kulturelle* Kategorie verstanden, allerdings wird meist sex als kulturelles Phänomen der Kategorie des Gender subsumiert. Die Infragestellung von sex als natürliche Kategorie ist meiner Meinung nach eng mit der Technoscience, der Verschiebung der ontologischen Grundlagen der Technowissenschaften und der Entstehung neuer Technologien verknüpft, durch die alte humanistische Vorstellungen von Natürlichkeit, körperlicher Integrität etc. unterminiert werden. Leider wird dieser Zusammenhang in der Queer-Theorie leider bisher nur vereinzelt thematisiert. Bernice Hausman hat schon 1995 darauf aufmerksam gemacht, dass die Debatten um Transsexualität und Transgender im engen Zusammenhang mit der neueren Medizintechnik stehen.[10] Und Cathy Griggers hat auf die Reterritorialisierung, aber auch Reifizierung des Verhältnisses von biologischen Beziehungen und sozialen vergeschlechtlichten Rollen durch die neuen Reproduktionstechnologien wie künstliche Befruchtung, IVF, Leihmutterschaft, etc. verwiesen:

„The body is breaking up. I'm not talking just about the working body, the confessing body, the sexual body. These are old tropes (...) In postmodernity, even the organs are separating from the body. That these organs are literal makes them no less organs of power. The womb is disjunct from the breast, for example, the vagina from the mouth that speaks, the ovaries and their production from the womb, etc. etc." (Griggers 1992, 3)

Die Auswirkungen dieser Entwicklung interpretiert sie folgendermaßen:

„The point is that the bodies that are the supposed ground of identity in essentialist arguments - arguments that assert we are who we are because of our bodies - are both internally fragmented in response to the intrusions of bio-technologies and advanced surgical techniques, including transsexual procedures, and externally plied by a variety of technologically determined semiotic registers, such as the sex-toy industry and broadcast representation." (Griggers 1992, 4)

Durch die neuen Technologien werden Körper fragmentiert, segmentiert und flexibilisiert. Dabei wird auch die Kategorie Geschlecht, die Relation von Körper und Identität, radikal umgeschrieben und verändert. Klassische Dualismen wie Körper / Geist bzw. Körper / Identität, Mensch / Tier oder auch Mensch / Maschine etc. rekonfigurieren sich - oder lösen sich auf, während neue entstehen. Donna Haraway hat das sehr überzeugend schon 1985 in ihrem Cyborg-Manifest beschrieben. Auch sie verband die technowissenschaftlichen Entwicklungen mit der Hoffnung auf eine „Post-Gender-Welt"[11] - wenn diese auch weniger als eine individuell zu lebende und zu verwirklichende gedacht ist, wie es in manchen Diskursen der Queer-Theorie der Fall zu sein

scheint. Oft ohne der technowissenschaftlichen Verwicklungen des Begriffs des Post- oder Transgender gewahr zu sein, sind diese heute zentrale Kampfbegriffe in der feministischen und Queer-Theorie und -Politik, in den aktuellen Debatten um Post-/Transsexualität, sexuelle Identitäten etc. geworden.

Die Affinitäten und Berührungspunkte zwischen Technoscience und queeren Sexualitäten deutet sich u.a in Sandy Stones „Transsexual Manifesto" an, in dem sie/er Posttranssexuelle als die 'Promises of Monsters' benennt, als die „physicalities of constantly shifting figure and ground that exceed the frame of any possible representation" (Stone 1993, 20). Stone plädiert für eine sexuelle Verortung jenseits der Transsexualität (im Sinne von Mann zu Frau-Umwandlung und vice versa) und der ihr eingeschriebenen Zweigeschlechtlichkeit. Zum 'Monster' werden dann diejenigen, die eine Posttranssexualität oder Transgender-Identität leben, insofern sie den Rahmen der Zwangsheterosexualität, des Selbstverständlichen, die Beschränkungen einer polarisierten und dichotomisierenden Denkens überschreiten.

Während auf der einen Seite die radikale Infragestellung einer natürlichen bzw. biologischen Zweigeschlechtlichkeit politisch vielversprechend ist, stimmt es mich zugleich nachdenklich, wenn die Auflösung der Kategorie Geschlecht, wenn die Transgender-Existenz zur kritischen, alternativen Option just in dem Moment wird, in dem auch die Konzepte von Natur und Körper in den Diskursen und Praktiken der Technowissenschaften entschieden flexibler und dynamischer werden. Und dabei denke ich nicht an die neuen medizinischen und Reproduktionstechnologien allein, sondern an ähnliche Tendenzen in Technowissenschaften an der Schnittstelle von Cyber- und Life Sciences oder in Medientechnologien, die sich auch in einer posthumanen Konzeptionalisierung und Rekonfiguration von Körpern und Identitäten niederschlagen. Ein Beispiel wären die euphorischen Träume vom Genderbending im Cyberspace, aber auch in den Diskursen und Praktiken der Artificial-Life-Forschung, Neuroinformatik und neueren Robotik lässt sich unschwer nachvollziehen, wie Körper als informatisierte, offene, multiple und parallel verteilte Systeme gedacht werden. Diese biokybernetischen Körper werden bei weitem offener und flexibler konzipiert und konstruiert als noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Im 'postmechanischen' Zeitalter ist die Produktion des Neuen und Unvorhersehbaren - eben des Emergenten - das viel versprechende Moment des Lebendigen, insofern es nun auch instrumentalisierbar und formalisierbar wird - oder zumindest werden soll. In gewisser Weise bleiben aber die Technowissenschaften - anders als die 'Transgender-Monster' - dem Wunsch der Repräsentation verhaftet, insofern TechnowissenschaftlerInnen die Resultate der Simulationen und Experimente, die intendierten Evokationen von evolutionären Sprüngen im Nachhinein analysieren wollen, um sie nutzbar zu machen. Doch ist in den neuen Hybridwissenschaften zwischen Cyberscience und den Life Sciences zumindest Repräsentation im Sinne klassischer Berechnung nicht mehr das angestrebte Ziel: Durch evolutionäre Algorithmen auf der Basis des bottom-up-Prinzips und mit Hilfe der Stochastik und des Tinkerings sollen bessere Lösungsmöglichkeiten 'bereitgestellt' bzw.

eben evolviert werden – ohne dabei die komplexen Mechanismen des jeweiligen Gegenstandes exakt kennen zu müssen. Selbst wenn die Ergebnisse der jeweils einzelnen Rechenprozesse, Simulationen und Experimente nicht immer (vollständig) kalkulierbar und vorhersehbar sind, können dennoch durch Auswahl und Steuerung gewisse Ziele anvisiert, die Praktiken in eine gewisse Richtung gelenkt werden. Das Schlagwort, unter der diese 'evolutionäre' Entwicklungslogik steht, könnte heißen: „Das Ziel erreichen, ohne den Weg zu kennen" (Ehlers 2000).[12]

Gemäß dieser Forschungslogik sind dem Robotiker Rodney Brooks – Leiter des AI-Lab am MIT – und anderen Artificial Lifern zufolge Körper wie Maschinen (erst mal) – 'out of control'. Im postmechanischen Zeitalter ist die Natur – und damit auch der Körper – „eine Gedächtnisbank, eine Ideenfabrik. In jedem Ameisenhügel im Dschungel verstecken sich vitale, postmoderne Paradigmen." (Kelly 1993, 107) Die Körper folgen nicht mehr der störrischen, widerspenstigen Natur eines Francis Bacon, welcher ihr ihre Geheimnisse mühsam abpressen wollte oder der determinierten und zugleich bedrohlichen Natur der Thermodynamik, welche unaufhaltsam dem 'Tod der Sonne' zustrebte. In den Diskursen der AL- und Robotik-Forschung sind Körper und Natur gewissermaßen zu innovativen, findigen BastlerInnen geworden, die immer noch für eine Überraschung gut sind und denen man ihre Erfindungen, vor allem aber die Strukturen, die ihr dieses kreative Agieren ermöglichen, abgucken sollte.

Wie gesagt, diese Veränderungen in den ontologischen und erkenntnistheoretischen Grundlagen der Technowissenschaften machen mich skeptisch gegenüber den Träumen von neuen, vielfältigen und emergenten Körpern jenseits von Sex und Gender – nicht zuletzt, weil dieser Traum an Omnipotenzphantasien und Allmachtsvorstellungen der Technowissenschaften selbst erinnert. Eine Kritik dieser fortschrittsgläubigen, posthumanen Phantasien wird auch im Transgender-Diskurs selbst formuliert. Patricia Elliot und Katrina Roen weisen darauf hin, dass in Transgender-Theorie häufig die Idee unterstützt wird, dass Embodiment eine Art frei flottierende Erfahrung sei. Wie schon einige andere TheoretikerInnen zuvor erinnern sie daran, dass Körpererfahrungen im Fleisch sitzen und ihre psychische und historische Verortung haben. Und auch Hausmann merkt kritisch an:

„The *rhetoric of choice* in current transgender theory (...) makes me think that the vehement expansion of consumer culture in the 1980s – buy a new body, new face, 'you're worth it' – is an indispensable historical backdrop to this new theoretical field and continually emerging cultural phenomenon." (Hausman 2001, 16)

Was bedeuten also die Promises of Monsters? Auf der einen Seite schwingt in diesen Versprechungen die Hoffnung mit, fest gefügte symbolische und gesellschaftliche Ordnungen zu überschreiten, auf der anderen Seite scheint sich darin auch eine positive Besetzung der Fragmentierung von Körpern im Rahmen einer neoliberalistischen Ideologie und fortschrittsgläubiger Visionen von der Transzendierung und Umgestaltung des Körpers zu konfigurieren. Spezifisches Merkmal für Monster ist – folgt man Harriet Ritvo – weniger, dass sie exzentrisch und deformiert sind, als dass sie das Natur-

recht überschreiten und als nicht intelligibel gelten. Sie beschreibt Monster als „in the first instance, as exceptions to or violations of natural law. The deviations that characterized monsters, however, were both so various and in some cases, so subtle as significantly to complicate this stock account (...). As a group, therefore, monsters were united not so much by physical deformity or eccentricity as by their common inability to fit or be fitted into the category of the ordinary - a category that was particularly liable to cultural and moral construction" (Ritvo 1997, 133-134). Doch in der Technoscience bzw. Technokultur ist die Überschreitung des Naturrechts schon längst die Normalität: Körper gelten als Bausätze biotischer Komponenten, die sich beliebig zusammensetzen lassen und Körper bzw. Natur verlieren den modernen, humanistischen Touch des Statischen und Verbindlichen. Körper wie Natur sind in der Technoscience nicht mehr mit unveräußerlichen Eigenschaften ausgestattet.

Was bedeutet es also, wenn Geschlecht bzw. Körper gewissermaßen zu einer hybriden Technologie werden, zu Artefakten, die sich permanent verschieben, verändern und rekonfigurieren? Die Frage wäre, ob und wie sich die Träume von Queer bzw. Coyote Politics und shape shifting von denen der Technowissenschaften unterscheiden. Eine andere ist es, ob es die richtige Strategie ist, flexibilisierte Körper im Sinne performativer Praktiken zu nutzen, um restriktive gesellschaftliche Verhältnisse zu verändern:

„[S]houldn't we be working for a transformed culture that would loosen its grip on our bodies rather than changing those bodies to make ourselves more coherent within a prejudicial social environment? And does making our bodies incoherent according to social norms itself do the political work to destabilize cultural ideals and regulations?" (Hausman 2001, 15)

Gleichzeitig ist es bedenkenswert, dass trotz der Dezentrierung der Kategorie Geschlecht in kritischen Diskursen und der Flexibilisierung der Körper in denen der Technowissenschaften die Kategorie Geschlecht ihre gesellschaftliche Bedeutung im Kontext der Strukturierung sozialer Ungleichheit in keiner Weise verliert.[13] Das lässt sich u.a. an der Beibehaltung naturalistischer Rhetoriken in den Technowissenschaften studieren. Während die Technowissenschaften auf der epistemologischen und ontologischen Ebene eher zunehmend ein konstruktivistisches Grundverständnis umsetzen, insofern konstruktivistische Methodologien angewendet und posthumanistische Annahmen über Natur, Körper etc. gemacht werden, werden zu Legitimationszwecken als auch für das Promoten der eigenen Forschung weiterhin fleißig Rhetoriken des Natürlichen inszeniert. So bestehen viele Robotikerinnen und Artificial Lifer trotz ihrer konstruktivistischen Verfahren darauf, nichts anderes zu tun, als biologische Konstruktionsleistungen auf natürliche Systeme zu übertragen. Humanoide Roboter werden erstaunlich geschlechtsstereotyp *konstruiert.*[14]

Und trotz all der von den Technowissenschaften vorausgesetzten und unterstellten Flexibilität von Körpern und Naturen wird weiterhin Intelligenz, Gesundheit, Erfolg etc. in unseren Genen, Gehirnstrukturen, Hormonen oder anderen Technofakten verortet. Bei diesen (Re-)Naturalisierungen lassen sich unschwer Prozesse des Engende-

ring beobachten. Es scheint so, als ob sich Geschlecht als soziale Strukturkategorie durch die konstruktivistischen Ansätze in kritischen Diskursen wie technowissenschaftlichen Praktiken nicht unbedingt auflöst.

Eine transdisziplinäre Perspektive, die auch die Natur- bzw. Technowissenschaften nicht aus den Augen verliert und Verschränkungen der unterschiedlichsten Felder, Denkweisen und Technologien sichtbar macht, scheint mir unverzichtbar für einen kritische Analyse – nicht nur der Denkverhältnisse im Allgemeinen und der Geschlechterforschung im Besonderen, die zu lange technowissenschaftliche Entwicklungen unterschätzt hat und sie bis heute häufig ignoriert, sondern auch für eine adäquate Analyse der Gesellschaftsverhältnisse in unserer heutigen Technokultur, in der systemische Technik und Gesellschaft auf das Engste verquickt sind.

Feministische Wissenschaftsforschung als hybride Technologie

Feministische Wissenschaftsforschung bzw. Wissenschaftsforschung generell ist eine Reaktion auf „die technowissenschaftliche Möblierung der Welt" (Singer 2002, 1) im 20. Jahrhundert. Mit der zunehmenden Produktion neuer Entitäten, Hybriden, Technologien der unterschiedlichsten Couleur und der Rekonfiguration zentraler Begriffe und Konzepte wie Leben, Natur, Maschine u.a.m. ist sie für eine adäquate Analyse unserer Gesellschaftsentwicklung unverzichtbar geworden.

Im Folgenden werde ich weder einen historischen noch systematischen Abriss feministischer Wissenschaftsforschung geben[15], sondern nur kurz Frage- und Aufgabenstellungen heutiger feministischer Wissenschaftsforschung skizzieren und vor allem eine Perspektive von feministischer Wissenschaftsforschung als hybrider Technologie entwickeln.

Exkurs: Wissenschaftsforschung zwischen Kulturpessimismus und Technikeuphorie

(Nicht nur feministische) Analysen der Technoscience, des 'technological embodiments' bzw. unserer Technokultur lassen sich grob in zwei Strömungen aufteilen: Eine eher kulturpessimistische, am Humanismus orientierte Richtung diagnostiziert das Verschwinden des Körpers oder gar des Lebendigen[16] durch die neuen Technologien. Technikeuphorische Ansätze zelebrieren dagegen neue Optionen der Evolution oder Konstruktion von Organismen und/oder Maschinen bzw. Cyborgs[17], die das (humanistisch) Natürliche überschreiten.

Beim kulturpessimistischen Ansatz wird vom natürlichen Körper bzw. Lebendigen im Sinne eines Ursprünglichen gesprochen, das es zu erhalten und zu verteidigen gilt. Der Körper bzw. Leib bekommt die Funktion, als Argument in einem Rückzugsgefecht gegen die neuen Technologien zu dienen, die als Ursache des Verschwindens des Lebendigen interpretiert werden:

„Das Projekt der Objektivierung [des Menschen durch die Technowissenschaften; J.W.] führt also mit Folgerichtigkeit zum Verschwinden des im anthropologischen Sinne Realen (...) zum Verschwinden des lebendigen Subjekts. Das ist es, was uns hinter dem Versprechen einer noch schöneren 'neuen Welt' der Cybertechnologien erwartet." (List 1997, 135)

Gegen die ungehemmte und ungesteuerte technologische Durchdringung des Körpers wird das 'Natürliche' (wieder) eingeführt. Die Besinnung auf die eigene Körperlichkeit soll der Kolonialisierung des Lebendigen Einhalt bieten. Häufig wird diese Körperlichkeit in differenztheoretischer Manier mit dem 'Weiblichen' assoziiert. Im Zeitalter der Technoscience werden Körperlichkeit und Natur zum Inbegriff für das richtige Leben und zum (letzten?) Widerstandspotenzial gegen eine neue, technologische Entfremdung. Diese Rückwendung auf die Natur ist eine vertraute Strategie gegenmoderner Bewegungen.[18]

Auf der anderen Seite wird von vielen BefürworterInnen der Technologien gerade die unbegrenzte technologische Entwicklung als Voraussetzung und Grundlage für die radikale Selbstverwirklichung der Menschen gesehen. Die Modellierung, Perfektionierung oder gar Transzendierung des menschlichen Körpers wird als adäquate Umsetzung menschlicher Freiheit verstanden, insofern die Grenzen des Ichs oft an den Körpergrenzen festgemacht werden. Die Perfektionierung des menschlichen Körpers wird als Grundlage für eine post-humane Existenz begriffen, der es sich im Rahmen einer selbstgesteuerten technologischen Evolution immer mehr anzunähern gilt. So träumen manche ForscherInnen und Transhumanisten vom Download des Bewusstseins auf Festplatte, der uns unserer Vollkommenheit näher bringen soll.[19] Dem verwandt sind - wie schon erwähnt - manche queeren oder feministischen Träume von der 'Post-Gender-Welt' (Haraway 1995, 35), die im Zeitalter der Technoscience möglich werden soll. Mit dem vermeintlichen Abschied vom natürlichen Körper soll auch das Geschlecht obsolet sowie tradierte und zementierte Hierarchien überwunden werden.[20]

Allerdings finden sich auch Positionen, die diese Polarisierung und vor allem die These von der Entkörperung bzw. Transzendierung des Körperlichen radikal in Frage stellen. Es wird unterschieden zwischen der Ausblendung der bzw. Abstraktion von der ontischen Beschaffenheit der Technofakte und einer Entmaterialisierung im wortwörtlichen bzw. konkretistischen Sinne. Diese TheoretikerInnen beharren darauf, dass die Ausblendung des Materialen als blinder Fleck in den erkenntnistheoretischen und ontologischen Grundlagen der Technowissenschaften zu sehen ist, dass aber diese Wissenschaften durchaus reale und materiale Welten in ihren Praktiken hervorbringen. So schreibt die Wissenschaftsforscherin Katherine Hayles mit Blick auf die Informatisierung der biokybernetischen Körper: „(...) information in fact derives its efficacy from the material infrastructures it appears to obscure. This illusion of erasure should be the subject of inquiry, not a presupposition that inquiry takes for granted." (Hayles 1999, 28) Diese Position - jenseits der Diskurse der Entkörperung bzw. Transzendierung - geht davon aus, dass sich Körper, Natur, etc. in den Technowissenschaften durchaus material und widersprüchlich rekonfigurieren, insofern die Praktiken der angeblichen Entkörperung - wie z.B. die 'Auflösung' des Körpers in Informationstrukturen - auf

ganz materialen Grundlagen beruhen. Aus dieser Perspektive wird die kulturpessimistische wie technikeuphorische Strömung der Wissenschaftsforschung dafür kritisiert, den Mythos der Entmaterialisierung, der in der Technoscience zu Hause ist, zu perpetuieren. Durch die Informatisierung der Körper in Molekularbiologie, Kybernetik, Biological Computing oder Computational Biology verschwinden Körper und Natur nicht - sehr wohl aber humanistische Konzepte von Körper und Natur. Jenseits dieser Rhetoriken der Entmaterialisierung oder Entkörperung gilt es, nicht nur die Diskurse, sondern auch die Praktiken und materialen Grundlagen der Technowissenschaften zu analysieren, um der Differenzen zwischen erkenntnistheoretischen sowie ontologischen Optionen und den konkreten Praktiken gewahr zu werden.

Was sind nun aber die expliziten Aufgaben, Herausforderungen und Fragestellungen (feministischer) Wissenschaftsforschung heute?

Wissenschaftsforschung analysiert die erkenntnistheoretischen und ontologischen Annahmen der Technowissenschaften, deren Methodologien, Methoden, Grundannahmen und Denkweisen, sowie die konkreten Praktiken, Verfahren, technischen Umsetzungen und Artefakte. In einer weiteren Perspektive geht es ihr um das Verständnis allgemeiner Bewegungen der Wissenschafts- und Technikentwicklung im Kontext der Technokultur und d.h. auch um eine politisch und kritisch motivierte Gesellschaftstheorie der Technoscience. Sie verfolgt Verschränkungen, Überschreitungen, Hybriditäten zwischen den unterschiedlichsten (disziplinären) Feldern, durchquert die Denkweisen der Human- wie der Technowissenschaften, um gewissermaßen in einer doppelten (dialektischen?) Bewegung die Technowissenschaften mit und gegen die Humanwissenschaften zu lesen, zu kritisieren - und vice versa. Das scheint mir ihr implizit kritisches und größtes Potenzial zu sein, auf das ich noch zurückkommen werde.

Alle diese Felder sind von der Genderproblematik durchzogen, bilden aber kein separates Feld - genauso wie alle anderen Felder sich auch nur idealtypisch trennen lassen. Was feministische Wissenschaftsforschung verbindet, ist ihre zutiefst gesellschaftliche und politische Orientierung, die - genauso wie die Cultural Studies of Science - danach fragt:

„Who speaks for whom, why, how and when?" (Probyn 1993, 2) Oder noch pointierter: „Wie könnten bewohnbare Narrationen über Wissenschaft und Natur erzählt werden, ohne die Zerstörungen zu leugnen, die aus der Bindung der Technowissenschaft an militarisierte und strukturell ungerechte Verhältnisse von Wissenschaft und Macht entsprungen sind, und ohne die apokalyptischen Geschichten von Gut und Böse, die auf den Bühnen von 'Natur' und 'Wissenschaft' gespielt werden, spiegelbildlich zu wiederholen?" (Haraway 1995b, 93)

Theoretische Grundlagen der Technowissenschaften

Feministische Wissenschaftsforschung untersucht neben den erkenntnistheoretischen Grundlagen (normative Grundlagen wissenschaftlichen Arbeitens wie z.B. Vorstellungen von Objektivität, Neutralität, Annahmen über das Verhältnis von Theorie und Praxis etc.) auch die ontologischen Annahmen der Technowissenschaften über Welt,

Natur, Körper etc. im Allgemeinen und über ihre einzelnen Gegenstände im Besonderen. Aussagen über Körper, Organismen, aber auch über Wissenschaft oder Sprache implizieren immer auch Seinsaussagen über die Welt. Explizite oder implizite Annahmen über die Beschaffenheit und Struktur von Natur, Körper, Wissenschaft, Denken etc. bilden die unvermeidbaren Grundannahmen jeglicher Theorie in Bezug auf die Existenz und Beschaffenheit von Dingen, Entitäten, Systemen, AgentInnen.[21]

Ein weiterer wesentlicher Bereich ist die Analyse der Rhetoriken und Repräsentationspolitiken in den Technowissenschaften, die nicht notwendigerweise mit den erkenntnistheoretischen und/oder ontologischen Annahmen eines Forschungsfeldes kongruent gehen müssen. So lässt sich - wie schon erwähnt - in neueren Techno- bzw. Hybridwissenschaften ein Trend zu eher flexibilisierten Ontologien und zunehmend konstruktivistischen Erkenntnistheorien feststellen, wobei weiterhin mit naturalistischen und humanistischen Rhetoriken operiert wird, die bestimmte Legitimationspraktiken der Naturwissenschaften in der Technoscience fortsetzen.[22]

Diese Analysen versuchen sowohl die theoretischen Grundlagen einzelner Wissenschaften zu fassen, als auch historische Entwicklungen herauszuarbeiten und kulturspezifische Vergleiche zu leisten. Vor allem geht es - vor dem Hintergrund der politischen und gesellschaftskritischen Motivation der Wissenschaftsforschung - um das Verständnis aktueller Trends und Transformationen in der dominanten Technokultur. Dabei muss kritische Wissenschaftsforschung den Balanceakt unternehmen, sowohl die einzelnen Technowissenschaften in ihrer Unterschiedlichkeit und Differenziertheit zu begreifen - die Verfahren, Methoden, Erkenntnisansprüche etc. können in den einzelnen Wissenschaften sehr unterschiedlich sein:

„Cultural studies of science reject the idea that there is an essence of science, or a single essential aim that all genuinely scientific work must aspire to. In Richard Rorty's succinct formulation, 'natural science is not a natural kind'. The practices of scientific investigation, its products, and its norms are historically variant. They also vary considerably both across and within scientific disciplines: high-energy physics, low-temperature physics, radioastronomy, synecology, molecular biology, taxonomy, paleontology, and meteorology are in many respects quite different epistemic practices - and this list does not even encompass more directly 'applied' scientific fields." (Rouse 1993, 7f)

Doch die Fähigkeit, individuelle Differenzen der Wissenschaften untereinander wahrzunehmen und präsent zu halten, sollte deswegen nicht einer Beschreibung aktueller Tendenzen in den Techno- oder Hybridwissenschaften im Wege stehen. Diese Charakterisierung ist auf Verfahren der Abstraktion und Spekulation angewiesen[23], um allgemeine Tendenzen in der Wissenschaftsentwicklung, vor allem im Feld der 'new and emerging technologies' zu skizzieren. Deren theoretische Bearbeitung ist nicht zuletzt aufgrund der vehementen gesellschaftlichen und soziotechnischen Auswirkungen zentral, will man die aktuellen Entwicklungen erfassen und kritisch reflektieren, um die Möglichkeit zur Intervention nicht zu verlieren.

Während in manchen Feldern wie etwa Gen- und Reproduktionstechnologien und Informatik[24], die als gesellschaftlich besonders relevant gelten, feministische Wissen-

schaftsforschung schon viel geleistet hat, wurden eher traditionelle Fächer wie Chemie, Physik und teilweise auch die Mathematik nicht gleichermaßen intensiv bearbeitet.[25] Gleiches gilt für neuere und neueste Entwicklungen in den Hybridwissenschaften im Bereich des Biological Computing oder der Computational Biology.[26]

Artefakte; technische Praktiken; materiale Technologien

Die Differenz, die zwischen offizieller wissenschaftlicher Theorie sowie ihren expliziten, im technowissenschaftlichen (Lehr-)Betrieb vermittelten Normen (Objektivität, Wertfreiheit, etc.) und der Praxis bzw. den Grundlagen der technischen Praktiken, den 'de facto'-Methoden und -Strategien besteht, wurde erstmals (empirisch) im Rahmen der Laborstudien untersucht. Mit Erstaunen stellten Karin Knorr-Cetina, Bruno Latour, Sharon Traweek und andere fest, dass die Regeln wissenschaftlicher Verfahren in den Produktionsstätten der Technoscience anders aussehen als in den offiziellen Verlautbarungen beschrieben.

Diese Erkenntnis mündete zum einen in eine besondere Aufmerksamkeit für die *Bedeutung von Erzählstrategien und rhetorischen Mitteln bei der Produktion von Wissen*, andererseits wurde damit auch die Notwendigkeit einer *kritischen Analyse technischer Artefakte und Praktiken* deutlich, die sich *auch* auf empirische Forschung stützt. Empirie kann zwar nicht den Beweis für eine Theorie erbringen - ein undenkbares Unterfangen für eine post-quinesche[27] Wissenschaftsforschung, die um die Theorieabhängigkeit jeglicher Daten weiß. Sie kann allerhöchstens eine Theorie 'möblieren' Dennoch lässt sich durch das Gegen- und Querlesen einer kritischen Analyse der Epistemologie, Ontologie, Rhetorik und Erzählstrategien der jeweiligen Forschungsfelder anhand von Primär- und Sekundärliteratur, der Ergebnisse von teilnehmender Beobachtung bzw. Interviews oder Insiderwissen durch entsprechende technowissenschaftliche Sozialisation ein vielfältigeres Bild von den Technowissenschaften gewinnen. Die Beschränkung auf symboltheoretische Untersuchungen z.B. von technowissenschaftlichen Körperformierungen, die sich ausschließlich auf mediale Repräsentationen und Rhetoriken konzentrieren *und zugleich umfassende und abschließende* Aussagen über Diskurse *und Praktiken* der Technowissenschaften machen wollen, halte ich deshalb für problematisch. Auf dieser Grundlage wird die Interpretation leichter anfällig für Reduktionismen und vorschnelle Schlüsse, kann sie nicht auch die konkrete soziomateriale Umsetzung neuer technischer Konzepte, Artefakte und Umgebungen mit einbeziehen. Um die Reproduktion technowissenschaftlicher Rhetorik bzw. eine reduktionistische Analyse zu vermeiden - etwa im Mythos der Entkörperung des Menschen - ist m.E. auch eine konkrete Auseinandersetzung mit technologischen Artefakten, Produkten und Umgebungen nötig. Differenzen zwischen realisierten Körper- und Maschinenformierungen und ihren rhetorischen Inszenierungen werden dadurch oft erst sichtbar. Auf dieser Grundlage sind meiner Meinung nach neue Ansätze in der Wissenschaftsforschung in den letzten Jahren möglich (geworden). Auch wenn die Idee

eines *ausschließlich* für NaturwissenschaftlerInnen zugänglichen Expertenwissens mehr als fraglich ist, insofern es das politisch zweifelhafte Konzept eines von Laien nicht hinterfragbaren Wissens reproduziert, so bedarf es doch auch einer Wissenschaftsforschung, die sich ganz konkret auf Technik einlässt, sich mit den technologischen Artefakten, Systemen und Umgebungen auseinandersetzt. Als Grenzgängerin zwischen den Techno- und Humanwissenschaften ärgert mich der aktuelle berufspolitische Trend, diese Kompetenz nur AkademikerInnen mit Abschluss in den sog. harten Fächern zuzusprechen, zudem auch, weil er letztendlich die Bemühungen (Techno-)Wissenschaft als Kultur zu begreifen, wieder unterminiert und alte scharfkantige Trennungen und Hierarchisierungen fortschreibt.[28]

Technoscience als Epoche. Oder: Fragmente einer Theorie der Technokultur

Feministische Technowissenschaftsforschung richtet sich zum einen auf „die Analyse und Gestaltung des Verhältnisses von Technik und Geschlecht" bzw. „auf eine gesellschaftstheoretische Kritik wissenschaftlicher und technischer Rationalität." (Saupe 2002, 18) Doch angesichts der zunehmend engeren Verflechtungen von Wissenschaft, Gesellschaft, Politik und Ökonomie, der fortschreitenden Technisierung von Gesellschaft und Wissenschaft, der Transformation des aktuellen Technikverständnisses in Richtung systemische bzw. prozessuale Technik und der Fusionierung von Wissenschaft und Technik[29] verschärfen sich die gesellschaftstheoretischen Herausforderungen der Wissenschaftsforschung. Neuere Ansätze stellen dabei zentrale Begriffe wie den der Moderne oder der Gesellschaft selbst in Frage.

Der zentrale Stellenwert, den Technik und Wissenschaft heute erlangen, gründet nicht primär in der quantitativen Zunahme der Artefakte, sondern in ihrer Einbettung in umfassende Systeme, die nicht mehr *allein* aus technischen Komponenten gefügt sind. Menschen und andere Organismen, Artefakte, Organisationen und Maschinen verschmelzen zu soziotechnischen Systemen bzw. zu Netzwerken und sind wiederum auch als Produkte dieser Netzwerke zu verstehen.[30] Die Momente des Technischen, Wissenschaftlichen, Ökonomischen und Gesellschaftlichen sind kaum noch voneinander zu trennen. U.a. aufgrund der großen Abhängigkeit der Technowissenschaften von industrieller, politischer bzw. staatlicher Unterstützung konzentrieren sich die Entscheidungsprozesse bezüglich der Wissensproduktion auf weitaus weniger Akteure als jemals zuvor.[31]

Diese Entwicklungen führten auch zu einer entscheidenden Differenz im Technikverständnis. Während ältere nicht-marxistische Ansätze der Technik- und Wissenschaftsforschung davon ausgehen, dass am Beginn einer technologischen Entwicklung die 'Entdeckung' bzw. Erfindung steht, die ihrer eigenen technischen Logik folgt und die erst später ökonomisch verwertet und gesellschaftlich implantiert wird, nehmen neuere Ansätze in der feministischen Wissenschaftsforschung sowie SST ('social shaping of

technology') und SCOT ('social construction of technology') an, dass bei der Entstehung von neuen Technologien ein vielschichtiges Kräfte- und Wechselverhältnis von Wissenschaft, Technologie und Gesellschaft am Werke ist[32], in denen soziale Faktoren eine wesentliche Rolle spielen. Die differentia specifica dieser neueren Ansätze lässt sich wie folgt beschreiben:

„Diese sozialkonstruktivistischen Ansätze der neueren Technikforschung zeichnen sich durch drei Charakteristika aus: Zum ersten ist für sie kennzeichnend, dass der einzelne Erfinder bzw. das ‚Genie' als zentrale Erklärungskategorie in den Hintergrund tritt und statt dessen die beteiligten sozialen Interessengruppen das Zentrum der Analysen bilden. Zum zweiten distanzieren sie sich vom *technologischen Determinismus*, also Annahmen, die von einer Autonomie der technologischen Entwicklung und von einer durch Technologie dominierten gesellschaftlichen Entwicklung ausgehen. Zum dritten wird analytisch nicht mehr zwischen technischen, gesellschaftlichen, ökonomischen oder politischen Aspekten von technologischer Entwicklung unterschieden." (Felt et al. 1995, 189)

Insofern ist die heute divergente erkenntniskritische Perspektive der Wissenschaftsforschung auch Reaktion auf einen radikal veränderten Charakter der heutigen Technik in ihrer systemischen Gestalt, die eine ganz andere erkenntnistheoretische und methodische Herangehensweise für die Wissenschaftsforschung erforderlich macht. Angesichts der verwirrenden Gemengelage bzw. Verflochtenheit der verschiedenen Gegenstandsbereiche ist es schließlich nicht verwunderlich, dass aktuelle Ansätze zunehmend auf eben den konstruktivistischen Charakter von Kategorien wie 'Gesellschaft', 'Technik', 'Politik', 'Technoscience' etc. verweisen[33]: „Es reicht nicht aus, die Wissenschaft als kulturelle oder soziale Konstruktion zu entlarven und dabei so zu tun, als wären Kultur und Wissenschaft transzendentale Kategorien. Sie sind es ebensowenig wie die Begriffe 'Natur' oder 'Objekt'. Außerhalb der Prämissen der Aufklärung - d.h. der Moderne - verlieren all die binären Oppositionen wie Kultur/Natur, Wissenschaft/Gesellschaft, das Technische/das Soziale ihre gemeinsame konstituierende oppositionelle Qualität" (Haraway 1995b, 186, Fn. 6). Diese erkenntniskritischen Reflexionen in der konstruktivistischen Wissenschaftsforschung, die zur radikalen Infragestellung der Begriffe und Methoden älterer Theorietraditionen führen, korrespondieren deutlich mit einer 'realen' Auflösung der traditionellen ontologischen Gegenstandsbereiche von Wissenschaft, Technik, Industrie und Gesellschaft im Laufe des 20. Jahrhunderts. Der vielschichtigen und engen Vermengung der Bereiche von Wissenschaft, Industrie, Technik und Gesellschaft versuchen viele TheoretikerInnen wiederum durch systemtheoretische, (selbst-)organisationstheoretische oder auch netzwerktheoretische Modelle der Technoscience gerecht zu werden. Diese Modelle wurden meistenteils - einer alten Tradition folgend[34] - Technowissenschaften wie etwa der Kybernetik bzw. der Informatik und den Life Sciences selbst entliehen, um mit ihnen die aktuellen technowissenschaftlichen Entwicklungen auf einer Meta-Ebene zu beschreiben. Auf Nutzen und Nachteil dieser Modellierungen im Allgemeinen und der florierenden Aktor-Netzwerktheorie im Besonderen[35] kann ich an dieser Stelle aus Platzgründen nicht eingehen. Mit Blick auf feministische Wissenschaftsforschung ist aber festzuhalten,

dass sie - wie überhaupt kritische Ansätze - die Frage stellt, ob die durch die technowissenschaftliche Kultur ausgelösten Destabilisierungen eine Umschreibung von Welt in Richtung auf 'lebbare Welten' (Haraway 1995b, 137) ermöglichen oder aber durch die ökonomischen, gesellschaftlichen und politischen Strukturen der Technoscience und ihrer Ontologien - wie z.B. den neuen biokybernetischen Natur- und Organismusbegriff - die Festschreibung von hierarchischen, gewaltförmigen Ordnungen in der Technoscience determiniert ist. Sie thematisiert den heftigen Kampf, der zwischen und in den verschiedenen theoretischen wie technowissenschaftlichen Diskursen um die Definitionen dessen tobt, was in Zukunft als Natur oder Kultur, Leben oder Tod, Körper oder Geist gelten wird. Dieser Streit geht nicht zuletzt auch darum, wo die Grenzen zwischen den neuen und alten Entitäten verlaufen werden und welche der traditionellen Unterscheidungen und Ordnungen stabilisiert, umdefiniert oder verworfen werden (sollen).

Gesellschaftstheoretische Analysen scheinen angesichts der beschleunigten gesellschaftlichen bzw. technowissenschaftlichen Entwicklung in der Gegenwart ein vielleicht noch schwierigeres Geschäft als jemals zuvor. Eine gelungene Verbindung von kritischer Wissenschaftsforschung und einer Theorie der Moderne bzw. eben der Technoscience gibt es bis heute kaum - allerhöchstens in Fragmenten. Und selbst in Ansätzen der Wissenschaftsforschung, die den Anspruch haben, gleichermaßen symboltheoretische wie gesellschaftstheoretische Aspekte zu verfolgen, bleiben diese oft seltsam unverbunden nebeneinander stehen.[36]

Technosymbolisches

Die Praktiken und Diskurse der Technowissenschaften sind als kulturelle und politische Praktiken bzw. Repräsentationspolitik zu verstehen, als machtvolle Intervention und wesentliches Moment in den gesellschaftlichen Kämpfen. Ihre Praktiken und Interventionen, ihre Institutionen, aber auch ihre Versprechungen und Visionen der Welt von morgen haben heute eine enorme soziale Bedeutung gewonnen:

„Man kann mit Recht behaupten, daß das *Versprechen* der *Technoscience* ihre hauptsächliche soziale Bedeutung ausmacht. In der Kultur der Nicht-Kultur waren schwindelerregende Versprechungen immer die Kehrseite der trügerisch nüchternen Pose von wissenschaftlicher Rationalität und modernem Fortschritt." (Haraway 1996, 366)

Die Verschiebung kultureller Setzungen, Normen und Werte sind wesentlich durch die Praktiken der Technoscience als auch durch die populärwissenschaftlichen Diskurse einer so genannten 'dritten Kultur' bedingt. Die Protagonisten der 'dritten Kultur' nehmen John Brockman zufolge „mit ihrer Arbeit und ihren schriftlichen Darlegungen den Platz der traditionellen Intellektuellen ein (...), indem sie die tiefere Bedeutung unseres Lebens sichtbar machen und neu definieren, wer und was wir sind" (Brockman 1996, 5). Die Bedeutungsfelder der Technoscience sind so „als eine präzise, semiotisch-materielle Erzeugung von Lebensformen" (Haraway 1996, 348) zu begreifen. Im

Gefolge der Destabilisierung der ontologischen Bereiche - etwa durch die Umschreibung des Körper- oder Naturbegriffs durch die Technowissenschaften - als auch durch die fortgesetzte naturalistische Repräsentationspolitik mit ihren Droh- und Lockgebärden formiert sich über die Diskurse und Rhetoriken der Technoscience selbst ein Technosymbolisches[37] bzw. Technoimaginäres[38] - welches ein nicht zu unterschätzender Faktor im Kampf um die Welt(en) von morgen darstellt. Durch diese enorme und wachsende Definitionsmacht der Technoscience gewinnen die Diskurse und Praktiken der Technowissenschaften eine mythische Aura, die von den TechnowissenschaftlerInnen durchaus selbst mit in Szene gesetzt wird in ihren apokalyptischen Geschichten über Horror und Heilung, Verdammnis und Erlösung.

Die Ungewissheiten und Ambivalenzen, die aktuelle gesellschaftliche bzw. technowissenschaftliche Entwicklungen begleiten, sind also nicht nur als beiläufige Effekte konkreter Technikfolgen zu verstehen, sondern durchaus auch als Produkte einer Repräsentationspolitik mit der ihr eigenen symbolischen und semiotischen Dimension, die von den Technowissenschaften, dieser 'Kultur der Nicht-Kultur' (Haraway), auch aktiv und mit politisch weitreichenden Folgen betrieben wird.

Die Wissenschaften Querlesen: Cultural Studies und Technowissenschaftsforschung

Das Anliegen der Cultural Studies (of Science) ist es, jene Dimensionen zusammenzudenken, die in kritischer Wissenschaftsforschung so häufig nebeneinander stehen: die gesellschaftstheoretische und die symboltheoretische. Insofern Cultural Studies of Science Wissenschaft als kulturelle Praxis interpretieren, bieten sich hier Möglichkeiten des transdisziplinären Durchschreitens der Human- und Technowissenschaften, die ich kurz skizzieren und um einige Reflexionen ergänzen möchte.

Der offiziellen Version nach sind die Cultural Studies aus der (englischen) Arbeiterbildungsbewegung hervorgegangen. Die theoretischen Ansätze entwickelten sich im Kontext des Marxismus und sie verstehen sich selbst als „politische Intervention und als Projekte der Kritik" (Singer 2002, 43). Sie verschieben die Aufmerksamkeit vom Sozio-Ökonomischen hin zur „Rolle kultureller Prozesse, Praktiken und Institutionen für die Reproduktion und den Wandel gesellschaftlicher Machtverhältnisse (...) Dieser *cultural turn* eröffnete einen Raum, in dem sich Fragen der Ideologie und des Symbolischen, der Identität und Differenz, von Macht und Widerstand neu formulieren lassen." (ebd.) Als Abkömmling marxistischer Theorie fokussieren die Cultural Studies neben der Sphäre der Kultur eben auch auf soziohistorische Kontexte sowie materiale Grundlagen und Effekte von Gesellschaft und Kultur.[39] Cultural Studies wollen gesellschafts- und machttheoretische Defizite überschreiten, wie sie häufig konstruktivistische und diskurstheoretische Ansätze aufweisen als auch den Bereich des Symbolischen, der Diskurse und der Sprache in der Theoriebildung ausreichend berücksichtigen.

Der wichtige Punkt für die Wissenschaftsforschung ist u.a., dass die Cultural Studies of Science auch Technowissenschaften als zentralen Teil unserer Kultur und ihre Praktiken selbst als kulturelle Praxen begreifen: „Kulturelle Normen, Werte und Symbole sind nicht der Überbau oder bloßer Effekt von wissenschaftlichen Entwicklungen, sondern beide bedingen sich und ermöglichen einander." (ebd., 46) Doch gleichzeitig gilt es auch aufmerksam gegenüber der Materialität und Lokalität technowissenschaftlichen Wissens zu sein - hier unterscheiden sich die Cultural Studies of Science von kulturwissenschaftlichen Ansätzen, die vornehmlich auf die mediale Repräsentation von Wissenschaft und Technik fokussieren, auch wenn die Bedeutung medialer Repräsentation wiederum großes Gewicht innerhalb der Cultural Studies hat.

Feministische Forschung stellt einen großen Anteil der Cultural Studies of Science - was nicht verwundert, insofern politisches Selbstverständnis, aber auch der radikale Kontextualismus, die Idee parteilicher Objektivität und des Empowerments der beiden Strömungen konvergieren. Mit einem derartigen theoretischen Grundverständnis und insbesondere dem wechselseitig gedachten Verhältnis von Kultur und (Techno-)Wissenschaft ist es einfacher, die Trennung zwischen den sogenannten 'zwei Kulturen' in Frage zu stellen und die Grenzen (im Kopf) zwischen den Human- und Technowissenschaften zu überschreiten. Das Herausarbeiten von Affinitäten in diesen - vielleicht nicht gar so heterogenen - Denkverhältnissen wird dann leichter. Wenn 'science', die 'Kultur der Nicht-Kultur' als Kultur zu verstehen ist, dann ist auch die Kultur der Kultur zutiefst von den Normen, Vorstellungen, Konzepten und Ideen der Technowissenschaften durchdrungen. Die Idee der Durchlässigkeit von Technowissenschaft, Kultur und Alltagsleben birgt meiner Meinung ein viel versprechendes Potenzial für ein transdisziplinäres und vor allem auch selbstreflexives Denken, das nicht nur die Technowissenschaften und ihre Praktiken kritisiert, sondern auch die eigenen Denkverhältnisse kritisch im Kontext der Technokultur beleuchten will. Technowissenschaften sind nicht nur wesentlich in Macht-, sondern auch in die Denkverhältnisse in unserer Kultur involviert - und zwar bis hinein in jene Disziplinen, die zu ihrer Kritik antreten. Insofern bedarf es nicht nur der Auseinandersetzung mit Begriffen und Erzählpraktiken in den Technowissenschaften, sondern auch mit jenen der Wissenschaftsforschung selbst, die die eigenen Formen der Repräsentation kritisch zu überdenken hat. Donna Haraway hat das auf äußerst spannende und erhellende Weise vorgeführt.[40]

Der Einfluss der Konzepte, Praktiken und Theorien der Technowissenschaften auf gesellschaftliche und Denkverhältnisse wird deutlich, wenn man einige jener Begriffe näher betrachtet, die in aktuellen Diskursen hoch im Kurs stehen und die durchaus selbst der Überprüfung bedürften: Ich denke dabei an Begriffe wie Komplexität, Emergenz, Interaktion, aber auch an Cyborg oder Netzwerk. Diese Begriffe wandern munter zwischen den verschiedenen Wissenskulturen hin und her und verändern in dieser Bewegung ihre Bedeutung. Diese Termini mit häufig technowissenschaftlicher Herkunft werden zentrale Bausteine humanwissenschaftlicher Theorien, die meist nicht auf die Implikationen dieser Begriffe reflektieren.

Einige TheoretikerInnen interpretieren die technowissenschaftlichen Termini als viel versprechend und innovativ im Kontext des humanwissenschaftlichen Denkens. Rosi Braidotti geht davon aus, dass die Entwicklung einer 'nomadic epistemological position', die Konzepte im Transfer zwischen Techno- und Sozial- bzw. Geisteswissenschaften neu formt, nicht nur disziplinäre Grenzen überbrücken, sondern auch traditionelle Kategorien, Formen der Wissensproduktion und Erkenntnis kritisch hinterfragen, rekonfigurieren und erweitern kann:

„This transdisciplinary propagation of concepts has positive effects in that it allows for multiple interconnections and transmigrations of notions, mostly from the 'hard' to the 'soft' sciences. One just needs to think of the fortunes of a notion such as 'complexity' to appreciate the metaphorical resonance gained by some scientific concepts in contemporary culture at large." (Braidotti 1994, 23)

Ich teile Rosi Braidottis relativ *ungebrochene* Euphorie bezüglich des Wissenstransfers zwischen den Disziplinen nicht und schon gar nicht ihren Glauben an primär einen 'one-way-traffic' von den Techno- zu den Humanwissenschaften. Verschiedenste WissenschaftstheoretikerInnen - gerade auch im Kontext der Cultural Studies of Science - haben immer wieder betont, dass diese Transferleistungen in beide Richtungen gehen, dass es häufig zur Übernahme humanwissenschaftlicher Motive in den Natur- und Technowissenschaften kommt[41] und dass für diese die Bedeutung der Alltagssprache zentral ist. Allerdings stimme ich mit Braidotti darin überein, dass der transdisziplinäre Wissenstransfer neue Denkmöglichkeiten und überraschende Perspektiven auf alte, erstarrte Begriffe und Methoden des westlichen Denkens erschließt. Nichtsdestotrotz kann eine *unkritische* Aneignung technowissenschaftlicher Konzepte durchaus fatale Folgen zeitigen. Donna Haraway hat u.a. auf die problematische Geschichte der Netzwerkmetapher[42] als auch die bedenkenswerten Effekte einer Aktornetzwerktheorie hingewiesen. Nur in einem *reflexiven* Abstand zu den von den Technowissenschaften benutzten Metaphern, Konzepten und Begrifflichkeiten scheinen mir innovative erkenntniskritische Ansätze möglich. Und so verweist auch Sarah Kember auf die Möglichkeiten, aber auch Grenzen einer produktiven Wendung technowissenschaftlicher Konzepte - hier mit Blick auf die Chaostheorie:

„I would suggest that the postmodern science of chaos theory offers two particularly resonant metaphors of complexity, drawn from models of nature - the 'strange attractor' and 'self-similarity'. The strange attractor is a computer-generated model of the changes that take place in a complex natural system (such as the weather) over time. The changes are visualized through the movement of a point on the screen. The point on a strange attractor never becomes fixed, never reaches equilibrium but forms a pattern of loops and two wing-like trajectories. (...) The strange attractor also describes a nonlinear and unresolved relation to origin. It shows that a complex natural system displays a sensitive dependence on the initial conditions of that system." (Kember 1996, 266f.)

Sie fährt, indem sie auf die Reifizierung und Universalisierung der Konzepte der fraktalen Geometrie verweist, die selbst zu einer 'holistischen' und neuen Wissenschaft hochgelobt wurde, fort: „But fractal geometry is hailed within chaos theory as the new

science and the new order of nature. It is said to be able to measure universal or self-similar pattern of complexity across all scales and all divisions of the natural world. Chaos, then buries its geometric possibilities in a totalising theory." (ebd.) Ihrer Meinung nach müssen kritische Metaphern ihren partialen, lokalen und offenen Charakter beibehalten.

Mein Widerspruch gegen eine allzu vorschnelle Hoffnung auf das kritische Potenzial von Konzepten und Ideen aus den Technowissenschaften gründet nicht zuletzt auch in Beobachtungen des Bordercrossings in die andere Richtung. Ich spreche von der Verwendung humanwissenschaftlicher Konzepte in den Technowissenschaften, die ich hier an einem Beispiel aus den Hybridwissenschaften Artificial Life, Neuroinformatik und Robotik erläutern möchte. Intention dieser Hybridwissenschaften ist u.a. die Konstruktion von lebendigen Artefakten, die wachsen, lernen - und neuerdings einen Körper haben sollen.[43] Es sollen 'biologisch inspirierte' Roboter entwickelt werden, d.h. eine Software, die Subjekte modelliert/simuliert, die 'geboren' werden, eine begrenzte Lebenszeit haben und innere Ziele und Intentionen aufweisen, wobei auf der Hardware-Ebene über die Kombination von menschlichem Gewebe und künstlichem Material (Computerchips, etc.) nachgedacht wird, um den „machines that live" näher zu kommen. Entscheidende Fähigkeiten dieser Technofakte sollen Selbststeuerung, Umweltreaktion, autonome Datenverarbeitung, Replikation und Lernfähigkeit sein. Nicht zuletzt im Rahmen dieser Zielsetzung lässt sich auch eine Verlagerung der Schwerpunkte der Forschung feststellen, die Chris Adami und Titus Brown, Mitglieder des Artificial Life-Lab am California Institute of Technology in Los Angeles folgendermaßen beschreiben:

„Artificial Life is not only about the construction and simulation of living systems, whether artificial or natural; an impressive engineering effort is (recently; JW) geared towards the construction of *adaptive autonomous robots*. This work differs from the classical robotics approach, in that the robotic agent interacts with its environment and learns from this interaction, leading to *emergent robotic behavior*." (Adami/Brown 2000, 1; Herv. von JW)

Adami und Brown betonen die Relevanz des *verkörperten* emergenten Verhaltens des Roboters im Gegensatz zu traditionellen Ansätzen in Alife und älterer Robotik, die sich primär auf die *interne symbolische Verarbeitung* (von Daten) oder die *Simulation von Lebensprozessen* im Computer konzentrierten, aber die realweltliche Konstruktion von verkörperten Artefakten vernachlässigten. Heute wird die Notwendigkeit einer *embodied interaction* des Roboters mit der Umwelt betont und die Bedeutung der materialen Grundlagen der Artefakte in den Mittelpunkt gerückt. So argumentiert z.B. Rolf Pfeifer, der Leiter des Artificial Intelligence Lab in Zürich, ganz offensiv mit den intrinsischen Kontrolleigenschaften des Materials. Er schreibt: „wenn das Gesichtsgewebe eines Robots die richtige Art von Materialeigenschaften hat in Hinblick auf Elastizität, Verformbarkeit, Steifheit, etc., dann wird auch die neuronale Kontrolle für die Gesichtseigenschaften (=ausdrücke) einfacher." (Pfeifer 2000, 302; Übs. von JW) Offensichtlich werden hier immanente Eigenschaften des Materials als wichtige Faktoren für die je-

weiligen intelligenten künstlichen Systeme erkannt. Die ForscherInnen erkennen diese als ausnutzbar, um komplexere und effizientere Systeme zu bauen. Die Kritik an der Abstraktion von Materialität, der Dualisierung von Materie und Form als auch von Entkörperung wie sie bezüglich älterer Ansätze der AL-Forschung und Robotik zu Recht formuliert wurde[44], wird anscheinend - zumindest partiell - obsolet. Angesichts des Stellenwerts von 'Embodiment', 'Situiertheit' und der Berücksichtigung von Verkörperung bezeichnen sich neuere Ansätze als 'situated robotics' oder 'embodied robotics'. Immer mehr Forscher und Forscherinnen in diesem Feld betonen die Bedeutung der Konstruktion von *verkörperten* Agenten und Artefakten und halten die Interaktion mit der 'realen' Umwelt für zentral.

Sicherlich ist der Begriff des embodiment, der Verkörperung und Situiertheit nicht identisch mit den Begriffen der feministischen Debatte[45], nichtsdestotrotz gibt mir ihre Beliebtheit auch mit Blick auf den kritischen Diskurs zu denken. Denn trotz gewisser Differenzen im Gebrauch der jeweiligen Begriffe lassen sich doch durchaus Parallelen im Konzept des Embodiment in Robotik und feministischen Ansätzen feststellen. Eine Affinität findet sich in der geteilten Vision der Auflösung des klassischem Subjekt-Objekt-Verhältnisses, aber auch in der Idee von Wissensobjekten als eigenständige, aktive Entitäten in der Theorie Haraways und neuerer Robotik. In letzterer wird der Traum verfolgt, autonome und selbstständige Agenten zu konstruieren, die sich weiterentwickeln, wachsen und lernen. In gewisser Weise hat diese Forschungsrichtung die Forderung Haraways beim Wort genommen, Wissensobjekte als Agenten und Akteure zu denken - und nicht als Leinwand oder Ressource.[46] Und untergräbt nicht die Idee von Robotern als autonomen Agenten, die konstruiert sind, aber zugleich selbst konstruieren, wiederum die Idee der Autonomie des vormals selbstherrlichen Forschers? Die Opposition von dem, der weiß und dem Gewussten scheint sich aufzulösen - eine alte Forderung feministischer Theorie.

Diese Entwicklungen bedürfen jedoch noch einer genaueren Analyse, wobei sich die Frage stellt, was es bedeutet, wenn in den Technowissenschaften Begriffe zentral werden, die so lange kritische Begriffe feministischer Theorie waren. In welcher Form und warum werden Embodiment und Materialität wichtig für diese neuen und jungen Technowissenschaften?

Ich hoffe, meine Beispiele haben deutlich gemacht, wie wichtig die Analyse der Korrespondenzen zwischen Human- und Technowissenschaften ist, die bis heute in dieser reziproken Weise - als Transfer in *beide* Richtungen - noch kaum geleistet wird. Eine solche theoretische Ausgangsbasis bietet die Möglichkeit, die immer wieder anzutreffenden unfruchtbaren Polarisierungen von Techno- und Humanwissenschaften zu vermeiden - sei es in den Legitimationsdiskursen der Technowissenschaften, die sich nach wie vor auf alte Wissens- bzw. Objektivitätsprivilegien zurückziehen möchten, als auch in den Debatten der Humanwissenschaften, die - womöglich aus ihrer marginalen Positionierung im Wissenschaftsbetrieb heraus - sich die Hybris anmaßen, Wissenschaftskritik zu betreiben, ohne diese auf ihre eigenen Denkverhältnisse zurückzuwenden. Auf

diesem Terrain könnte und kann feministische Wissenschaftsforschung viel leisten und zu einer wahrhaft hybriden Technologie werden. *Die Analyse reziproker Denkverhältnisse in Human- und Technowissenschaften bedarf der hybriden Technologie und ist im wahrsten Sinne des Wortes zugleich eine.* Sie schreckt nicht vor Grenzüberschreitungen zurück; sie knüpft zugleich an die Sachen selbst an und geht nicht von außen an die Gegenstände heran – wie es der Fall ist, wenn man mit einem ausschließlich humanwissenschaftlichen Perspektive die Technowissenschaften unter die Lupe nimmt (oder vice versa). Während die Rede von der Hybridität beliebt und ubiquitär geworden ist, werden doch oft in der Praxis rigide Grenzen gezogen, wenn es darum geht, die Technowissenschaften *auch* als ein fruchtbares Feld für die Analyse der Denk- und Machtverhältnisse in den Humanwissenschaften bzw. generell in unserer Technokultur zu begreifen und nutzen. Eine wahrhaft transdisziplinäre Technowissenschaftsforschung sollte meiner Meinung nach ohne präsupponierte Hegemonie von Human- oder Technowissenschaften operieren. Die kritische Analyse technikblinder Diskurse in den Humanwissenschaften eröffnet genauso ein Feld für konstruktive Ansätze, aktuelle gesellschafts- und symboltheoretische Entwicklungen in der Technokultur zu begreifen, kritisch zu reflektieren und alternative Konzepte zu entwerfen – wie die Analyse der Technowissenschaften selbst.

In der Reflexion auf Technowissenschaften einerseits und ihren unreflektierten Einfluss in den Humanwissenschaften andererseits bieten sich Möglichkeiten für eine transdisziplinäre Technowissenschaftsforschung, die bisher nur wenige TheoretikerInnen und einige WissenschaftsforscherInnen ausgelotet haben. Er führt weiter als eine abstrakte Affirmation oder Negation der aktuellen soziotechnischen Entwicklungen in der Technokultur und der oftmals damit verbundenen Technikeuphorie oder dem ihr spiegelbildlich operierenden Kulturpessimismus. Mit der Grundannahme, dass die Verbindungen von Wissenschaft, Kultur und Gesellschaft bis hinein ins eigene Denken und in die eigenen Analysen womöglich enger sind, als wir meinen, ließe sich erstmal produktiv arbeiten. Dabei sind die Unterscheidung von Diskursen, Praktiken und Rhetoriken in den Technowissenschaften und die Fähigkeit zum Gegenlesen der jeweiligen Diskurse wichtige Werkzeuge.

Ein solcher Ansatz feministischer Technowissenschaftsforschung birgt auch den Vorteil Technowissenschaft nicht mehr als das 'Ganz Andere' zu reifizieren und kann womöglich so auf lange Sicht den Abbau von Idiosynkrasien gegen und Stereotypen bezüglich der Technowissenschaften befördern – Idiosynkrasien wie Stereotypen, von denen ja bis heute gerade Frauen und andere Marginalisierte nach wie vor sehr stark betroffen sind. Wenn eine transdisziplinäre Technowissenschaftsforschung eine intensivierte Auseinandersetzung und vielleicht sogar allmähliche Aneignung der Technowissenschaften durch Frauen und 'andere Andere' – welche so lange aus den dominanten Prozesse der Wissensproduktion ausgeschlossen waren – erreichen würde, dann wäre schon viel gewonnen.

Hinsichtlich der Fähigkeit transdisziplinäre Möglichkeiten zu nutzen, kann man sehr gut von den Technowissenschaften lernen. So schreibt der bekannte Robotikforscher

Rodney Brooks mit Blick auf die Felder Artificial Life und Artificial Intelligence: „Neither of these disciplines is a conventional science; rather, they are a mixture of science and engineering. Despite, or perhaps because of, this hybrid structure, both disciplines have been very successful and our world is full of their products." (Brooks 2001, 409) Ich würde mir wünschen, dass feministische Wissenschaftsforschung diese 'hybride Struktur', die Unkonventionalität der Artificial Life- und Artificial Intelligence-Forschung und ihr Engagement in diese Welt einzugreifen, in der Zukunft teilen kann: auf dass kritische feministische Wissenschaftsforschung unsere Welt bald mit ihren 'Produkten' bevölkert, wenn vielleicht auch nicht in gleicher Weise wie es die erwähnten Hybridwissenschaften bisher forciert haben.

Anmerkungen

1 Um die leidige Aufzählung von Sozial-, Kultur- bzw. Geisteswissenschaften vermeiden zu können, werde ich diese im Folgenden unter dem Begriff der Humanwissenschaften subsumieren.

2 Im Folgenden werde ich den Begriff der Wissenschaftsforschung - in Anlehnung an Felt, Nowotny und Taschwer - im Sinne einer TechnoWissenschaftsforschung verwenden. In dieser wird nicht zwischen Wissenschafts- und Technikforschung unterschieden, was angesichts der verstärkten Fusionierung von Wissenschaft und Technik im Zeitalter der Technoscience nicht sinnvoll erscheint (vgl. Weber 2002). Gleichzeitig bezieht sich generell Wissenschaftsforschung durchaus auch auf die Sozial- und Kulturwissenschaften. Diese Konnotation kann ich angesichts der von mir eingeforderten reziproken Reflexivität von Human- und Technowissenschaften nur begrüßen.

3 Ich danke Bettina Wahrig für diese wichtige Erinnerung und ihren kritischen Kommentar. Zum Begriff des Bastardischen und Hybriden in der Biologie vgl. Jahn 2000.

4 Haraway 1985; Latour 1995; Weber 2002.

5 Vgl. Felt et al. 1995, 183.

6 Vgl. Ropohl 1991; Krohn 1989; als Überblick über die historischen und aktuellen Technikbegriffe Rammert 1998.

7 Haraway 1985; 1995a, b.

8 Vgl. die Beiträge von Bock, Mies u.a. in: Methoden in der Frauenforschung 1984; die Beiträge von Becker-Schmidt, der AG Feministische Forschung als Grundlagenforschung u.a. in: Arbeitsgemeinschaft Interdisziplinäre Frauenforschung und -studien 1990 sowie Hark/Dölling 2000.

9 Vgl. u.a. Laqueur (1995), der die zunehmende Polarisierung des biologischen Geschlechts in der modernen Medizin skizziert.

10 Vgl. Hausman 1995.

11 Interessanterweise kritisierte Haraway in ihrem Essay „Situiertes Wissen" von 1988, Sex auf das „Material für das Inszenieren (act) von Gender" (Haraway 1995a, 93) zu reduzieren. In einem Interview ein paar Jahre nach der Veröffentlichung ihres Cyborg-Manifests hat Haraway (1991) sich dezidiert von jenen Interpretationen distanziert, die neue Körperoptionen unkritisch zelebrieren und Omnipotenzphantasien im Kontext neuer Technologien perpetuieren.

12 Vgl. ausführlicher hierzu Weber 2002.

13 Vgl. Knapp 2001b.

14 Vgl. hierzu Weber 2002a.

15 Ein längst überfälliges Unterfangen, das ich hier nicht weiter verfolgen kann. Für den deutschsprachigen Raum hat das Angelika Saupe (2002) in neuerer Zeit unternommen, allerdings ohne systematische Berücksichtigung der Cultural Studies of Science, wohl aber mit Bezug auf die Theorie Haraways.

16 Vgl. u.a. List 1997; Duden 1991; Virilio 1994.

17 Vgl. u.a. Stone 1992; Plant 1998; Kurzweil 1999; Moravec 1998.

18 Vgl. Klinger 1995.

19 Vgl. Moravec 1998; Kurzweil 1999.

20 Vgl. Stone 1992; Bruckman 1996; Turkle 1996; allgemein zur Polarisierung der Positionen menschliche Natur bzw. Würde versus Freiheit im feministischen Diskurs der Gen- und Reproduktionstechnologien vgl. Hofmann 1999.

21 Vgl. Ritsert 1996.

22 Vgl. ausführlicher hierzu Weber 2002.

23 Zur Notwendigkeit von Abstraktion und Spekulation für die Theoriebildung vgl. Klinger 1998.

24 Hier primär die Diskussion um Internet und Cyberspace.

25 Angelika Saupe hat mich zurecht daran erinnert, dass es fraglich ist, ob es diese Fächer in ihrer traditionellen Form überhaupt noch gibt.

26 Als eine der wenigen Ausnahmen vgl. u.a. Becker 2000; Schinzel 2001; Schmitz 2002; Weber 2002. Während die Analyse der Hybridwissenschaften sicherlich durch ihre Interdisziplinarität erschwert wird, ist ganz allgemein die noch sehr lückenhafte Analyse der Wissenschaften durch kritische Wissenschaftsforschung im deutschsprachigen Raum primär ihrer mangelnden Institutionalisierung und ihrem Grenzgängerinnen-Dasein geschuldet.

27 Vgl. u.a. Ritsert 1996, 290ff.

28 Die Polarisierung der Kompetenzen von Human- und TechnowissenschaftlerInnen in der feministischen Wissenschaftsforschung hat lange zur Marginalisierung der TechnowissenschaftlerInnen geführt, denen das 'kulturelle Kapital' für eine (humanwissenschaftlich) fundierte Wissenschaftsforschung abgesprochen wurde. Dies kann nicht die aktuelle Umkehrung der Situation rechtfertigen, in der nun humanwissenschaftlich sozialisierten WissenschaftsforscherInnen technische Kompetenzen abgesprochen werden.

29 Vgl. u.a. Felt et al. 1995; Haraway 1995a, b; Ropohl 1991.

30 Vgl. Haraway 1985, 1995a, b; Latour 1995.

31 Vgl. Felt et al. 1995, 53f.

32 Vgl. Felt et al. 1995.

33 Interessanterweise weniger in Bezug auf die Kategorien 'Ökonomie' oder 'Industrie'!

34 Vgl. u.a. die Maschinenmetaphorik bei Descartes, die Anleihen Darwins bei den Sozialwissenschaften und der Ökonomie oder auch neueste Entwicklungen in der Sozionik.

35 Vgl. Law 2000; Weber 2001, 2002, 2002a.

36 Zu den Schwierigkeiten, erkenntnis- und symboltheoretische Ansätze in der Wissenschaftsforschung in einer 'Systematik' zusammenzudenken, vgl. Saupe 2002.

37 Vgl. Pritsch 1999.

38 Auch Elisabeth List benutzt den Begriff des Technoimaginären, leider ohne ihn näher zu bestimmen, vgl. List 1997.

39 Vgl. Kellner 1995, 32.

40 Für eine Analyse der Erzählpraktiken Haraways im Vergleich mit jenen im Mainstream vgl. Weber 1999.

41 Man denke etwa an den Begriff des Cyberspace, der auf den SF- bzw. Cyberpunk-Autor William Gibson zurückgeht.

42 „Das US-Militär gehört wahrscheinlich zu den Institutionen, die sich heute weltweit am meisten für die Netzwerktheorie interessieren. Das heißt nicht, daß wir diese Bilder nicht mehr für die eigene Arbeit verwenden sollten, es sollte uns aber zu denken geben." (Haraway 1995a, 118)

43 Vgl. Cordis 2000.

44 Vgl. Haraway 1985; Becker 2000; Weber 2002.

45 Vgl. ausführlicher hierzu Weber 2003.

46 Vgl. Haraway 1995a, 93.

Literatur

Adami, Chris/Brown, Titus (2000): *What is Artificial Life?* In: http://www.alife7.alife.org/whatis.shtml, 1 (last access: 2.5.2002).

Adorno, Theodor W. (1971): *Zur Metakritik der Erkenntnistheorie. Drei Studien zu Hegel.* Gesammelte Schriften Band 5. Frankfurt a.M.

Arbeitsgemeinschaft Interdisziplinäre Frauenforschung und -studien (Hg.) (1990): *Feministische Erneuerung von Wissenschaft und Kunst. Bd. 2: Dokumentation des Symposiums.* Pfaffenweiler.

Becker, Barbara (2000): Cyborgs, Robots und Transhumanisten. Anmerkungen über die Widerständigkeit eigener und fremder Materialität. In: Dies./Irmela Schneider (Hg.): *Was vom Körper übrig bleibt. Körperlichkeit - Identität - Medien.* Frankfurt a.M./New York, 41-70.

Brooks, Rodney (2001): The relationship between matter and life. In: *Nature*, vol. 409, 18. Jan. 2001, 409-411.

Bruckman, Amy (1996): Finding One's Own Space in Cyberspace. In: *Technology Review* 99:1, Jan., 48-54.

Cordis (2000): *Information Society Technologies: Fet - Proactive Initiative 2000. Neuroinformatics for living artefacts.* In: www.cordis.lu/ist/fetni-4.htm, 1 (last access: 29.6.2002).

Dölling, Irene/Hark, Sabine (2000): She Who Speaks Shadow Speaks Truth: Transdisciplinarity in Women's and Gender Studies. In: *Signs*, vol. 25, no. 4, 1195-1198.

Duden, Barbara (1991): *Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben.* Hamburg.

Ehlers, Simon (2000): Das Ziel erreichen, ohne den Weg zu kennen. Biotechnologen ahmen Methoden der Natur im Labor nach. In: *Süddeutsche Zeitung*, 12.9.2000.

Elliot, Patricia/Roen, Katrina (1998): Transgenderism and the Question of Embodiment. In: *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies.* The Transgender Issue. Ed. S. Stryker. Vol. 4, no. 2.

Felt, Ulrike/Nowotny, Helga/Taschwer, Klaus (1995): *Wissenschaftsforschung. Eine Einführung*. Frankfurt a.M./New York.

Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): *TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie*. Freiburg/Br., 201-254.

Griggers, Cathy (1992): Lesbian Bodies in the Age of (Post)Mechanical Reproduction. In: http://eserver.org/feminism/lesbian-bodies.txt (last access: Juli 2002; zuerst erschienen: Postmodern Culture, May 1992).

Haraway, Donna (1985): Manifesto for Cyborgs: Science, Technology, and Socialist Feminism in the 1980s. In: *Socialist Review* 80, 65-108.

- (1991): Cyborgs at Large: Interview with Donna Haraway by Constance Penley and Andrew Ross. In: Constance Penley/Andrew Ross (eds.): *Technoculture*. Minneapolis/Oxford, 1-20.

- (1995a): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt a.M./New York.

- (1995b): *Monströse Versprechen. Coyote-Geschichten zu Feminismus und Technowissenschaft*. Hamburg.

Hark, Sabine (1998): Disziplinäre Queergänge - (Un)Möglichkeiten transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung. In: *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung*. Heft 2, 2. Jg., 9-25.

Hausman, Bernice (1995): *Changing Sex. Transsexualism, Technology, and the Idea of Gender*. Durham/London.

- (2001): *Recent Transgender Theory*. In: http://www.findarticles.com/cf_0/m0300/2_27/78392723/ print.jhtml, 1-20 (last access 10.6.2002; zuerst erschienen: Feminist Studies, Summer 2001).

Hofmann, Heidi (1999): *Die feministischen Debatten zur Reproduktionstechnologie im deutsch-amerikanischen Vergleich*. Frankfurt a.M./New York.

Jahn, Ilse (Hg.) (2000): *Geschichte der Biologie: Theorien, Methoden, Institutionen, Kurzbiographien. 3. neubearbeitete und erweiterte Auflage*. Heidelberg/Berlin.

Kellner, Douglas (1995): *Media Culture. Cultural Studies, Identity and Politics Between The Modern and the Postmodern*. London/New York.

Kelly, Kevin (1993): Die Bionische Konvergenz. In: Gerbel, Karl/Weibel, Peter (Hg.): *Genetische Kunst - künstliches Leben*. Wien, 106-108.

Klinger, Cornelia (1995): *Flucht - Trost - Revolte. Die Moderne und ihre ästhetischen Gegenwelten*. München/Wien.

- (1998): Feministische Philosophie als Dekonstruktion und Kritische Theorie. In: Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): *Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne*. Frankfurt a.M./New York, 242-256.

Knapp, Gudrun-Axeli (1998): Beziehungssinn und Unterscheidungsvermögen. In: *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung*. Heft 2, 2. Jg., 45-56.

- (1999): Flaschenpost und Tomate. Anmerkungen zur Frage einer ›Kritischen Theorie der Gegenwart‹. In: *Zeitschrift für kritische Theorie* 9, 103-120.

- (2001a): Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht. In: Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp: *Feministische Theorien zur Einführung*. 2. Auflage. Hamburg, 63-102.

- (2001b): Dezentriert und viel riskiert: Anmerkungen zu These vom Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): *Soziale Verortung der Geschlechter: Gesellschaftstheorie und feministische Kritik*. Münster, 15-62.

Krohn, Wolfgang (1989): Die Verschiedenheit der Technik und die Einheit der Techniksoziologie. In: Weingart, Peter (Hg.): *Technik als sozialer Prozeß*. Frankfurt a.M, 15-43.

Kurzweil, Ray (1999): *The Age of Spiritual Machines*. New York.

Latour, Bruno (1995): *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Berlin.

Laqueur, Thomas (1992): *Auf den Leib geschrieben: die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt/New York.

Law, John (2000): *Networks, Relations, Cyborgs: on the Social Study of Technology*. In: http://www.comp.lancs.ac.uk/sociology/soc042jl.html, 1-11 (last access 1.10.2001).

List, Elisabeth (1997): Vom Enigma des Leibes zum Simulakrum der Maschine. Das Verschwinden des Lebendigen aus der telematischen Kultur. In: Dies./Fiala, Erwin (Hg.): *Leib Maschine Bild. Körperdiskurse der Moderne und Postmoderne*. Wien, 121-137.

Moravec, Hans (1998): Die Sinne haben keine Zukunft. In: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH (Hg.): *Der Sinn der Sinne*. Göttingen, 319-334.

Pfeifer, Rolf (2001): Embodied Artificial Intelligence. 10 Years Back, 10 Years Forward. In: Wilhelm, Reinhard (ed.): *Informatics. 10 Years Back. 10 Years Ahead, Lecture Notes in Computer Science*. Berlin/Heidelberg, 294-310.

Plant, Sadie (1998): *nullen + einsen. Digitale Frauen und die Kultur der neuen Technologien*. Berlin.

Pritsch, Sylvia (1999): Technologien des Selbst. Feministische Szenarien mit vielfachen Auftritten. In: Angermoller, Johannes/Nonhoff, Martin (Hg.): *PostModerne Diskurse zwischen Sprache und Macht*. Hamburg/Berlin, 101-112.

Probyn, Elspeth (1993): *Sexing the Self. Gendered Positions in Cultural Studies*. London/New York.

Rammert, Werner (1998): Technikvergessenheit der Soziologie? Eine Erinnerung als Einleitung. In: Ders. (Hg.): *Technik und Sozialtheorie*. Frankfurt a.M./New York, 9-28.

Ritsert, Jürgen (1996): *Einführung in die Logik der Sozialwissenschaften*. Münster.

Ritvo, Harriet (1997): *The Platypus and the Mermaid, and Other Figments of the Classifying Imagination*. Cambridge, MA.

Ropohl, Günther (1991): *Technologische Aufklärung: Beiträge zur Technikphilosophie*. Frankfurt a.M.

Rouse, Joseph (1993): What Are Cultural Studies of Scientific Knowledge? In: *Configurations* 1.1, 57-94.

Saupe, Angelika (2002): *Verlebendigung der Technik. Perspektiven im feministischen Technikdiskurs*. Bielefeld.

Schinzel, Britta (Hg.) (2001): *Interdisziplinäre Informatik: Neue Möglichkeiten und Probleme für die Darstellung und Integration komplexer Strukturen in verschiedenen Feldern der Neurologie*. Freiburger Universitätsblätter 149.

Schmitz, Sigrid (2002): Hirnforschung und Geschlecht: Eine kritische Analyse im Rahmen der Genderforschung in den Naturwissenschaften. In: Bauer, Ingrid/Neissl, Julia (Hg.) *Gender*

Studies - Denkachsen und Perspektiven der Geschlechterforschung. Innsbruck/Wien/München, 109-125.

Singer, Mona (2002): *Epistemologie des situierten Wissens*. Manuskript (Habilitationsschrift an der human- und sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien; voraussichtl. Wien 2003).

Stone, Alluquère Rosanne (1992): Will the Real Body Please Stand Up? Boundary Stories about Virtual Cultures. In: Benedikt, Michael (ed.): *Cyberspace: First Steps*. Cambridge/London, 81-118.

Stone, Sandy (alias Alluquère Rosanne) (1993): *The 'Empire' Strikes Back: A Posttranssexual Manifesto*. In: http://www.actlab.utexas.edu/%7Esandy/empire-strikes-back, 1-30 (last access: 20.7.2000).

Turkle, Sherry (1996): *Life on the Screen. Identity in the Age of the Internet*. London.

Vita-More, Natasha: http://www.transhuman.org/sex.htm (last access 24.7.02).

Virilio, Paul (1994): *Die Eroberung des Körpers. Vom Übermenschen zum überreizten Menschen*. München/Wien.

Weber, Jutta (1999): Leviathan oder Trickster? Erzählstrategien in aktueller Erkenntniskritik und Wissenschaftsforschung. In: Jobmann, Anke/Spindler, Bernd (Hg.): *IWT-Paper 24, Institut für Wissenschafts- und Technikforschung*, Univ. Bielefeld, 91-96 (http://www.uni-bielefeld.de/iwt/gk/publikationen/bd-weber.pdf).

- (2001): *Aktor-Netzwerk-Theorie, Artificial Life und die Handlungsträgerschaft von Technik*. Vortrag auf der Herbsttagung der DGS-Sektion Wissenschafts- und Technikforschung 2001 in Berlin; Manuskript.

- (2002): *Umkämpfte Bedeutungen: Naturkonzepte im Zeitalter der Technoscience*. In: http://elib.suub.uni-bremen.de/publications/dissertations/E-Diss228_webersec.pdf (erscheint leicht überarbeitet im Februar 2003 bei Campus).

- (2002a): Berechenbare Organismen, wildgewordene Maschinen? Heilsvisionen und Apocalyptica der Artificial-Life-Forschung. In: Zentrum für Interdisziplinäre Frauenforschung (Hg.): *Cyberfeminismus. Feministische Visionen mit Netz und ohne Boden*. In: Bulletin Nr. 24. Texte. Berlin, 73-86.

- (2003): Turbulente Körper, stabile Technofakte? Zu Körperkonzepten in Artificial Life und Robotik-Forschung. In: Projekt feministische Theorie im Nordverbund (Hg.): *Materialität denken. Studien zur technologischen Verkörperung*. Opladen (geplant).

Wenk, Silke (1998): Über die Notwendigkeiten und Schwierigkeiten des Durchquerens der Disziplinen. In: *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung*. Heft 2, 2. Jg., 26-31.

West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. In: *Gender and Society* 1, 125-151.

Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin (Hg.) (1984): *Methoden in der Frauenforschung. Symposium an der Freien Universität Berlin vom 30.11-2.12.1983*. Frankfurt a.M./Wien.

Teil III:
Perspektiven der Erkenntniskritik

Mona Singer

Feministische Epistemologien: Was folgt aus der feministischen „Identitätskrise"?

In einem Interview zu den politischen Perspektiven am Beginn des 21. Jahrhunderts wurde der Historiker Eric Hobsbawm gefragt, wie er die Lage der Frauen am Beginn des neuen Jahrhunderts einschätzt: Was hat die Frauenbewegung erreicht? Hobsbawm antwortet darauf, dass die Emanzipation der Frauen zweifellos eines der wichtigsten historischen Ereignisse des 20. Jahrhunderts dargestellt hat, sie aber auf einen bestimmten Teil der Welt und darin auf bestimmte Teile der Gesellschaft beschränkt blieb. Für Hobsbawm ist daher die Emanzipation der Frauen erst in ihrem Anfangsstadium und seine Vision für das 21. Jahrhundert ist, dass sich diese global ausweitet:

„Greater emancipation will be a feature of the twenty-first century. Its most effective weapon will be the spread of education around the world of the planet, even in the most backward countries. This revolution will be propagated by the discovery that other people do things differently from what were considered the immutable laws of nature. From this point of view, the emancipation of women is only in its initial stages, because it has not yet addressed the majority of the world's population." (Hobsbawm 2000, 138)

Diese emanzipatorisch globalen Visionen stehen im Gegensatz zu dem derzeit vorherrschenden Trend in der feministischen Theorie. Die Tendenz scheint hier nicht dahin zu gehen, sich emanzipatorisch-kritisch ausweiten zu wollen, sondern sich selbstkritisch auf eine kulturelle Kontextgebundenheit der Ansprüche zurückzuziehen.

Die feministische Theorie ist seit den 1990er Jahren nachhaltig in eine „Identitätskrise" geraten. Ausgelöst wurde diese Krise erstens durch die Kritik von Feministinnen, die sich in den tonangebenden feministischen Diskursen nicht als empirische Subjekte wiederfanden. Der dominanten feministischen Theorie wurde die Machtfrage gestellt: diese würde von einer bestimmten identitären Standortformation ausgehen – nämlich im und durch den Westen sprechend, weiß, Mittelschicht und heterosexuell orientiert – und damit einen unzulässigen Repräsentationsanspruch erheben. Zweitens haben dekonstruktivistisch-postmoderne Ansätze die Legitimität der Kategorie Frau in Frage gestellt. Im Zentrum dieser Kritik steht der ausschließende Charakter einer zentralen Identitätskategorie: Ein Rekurs auf eine Identität des Subjekts Frau würde unvermeidlich essenzialistische und universalistische Bestimmungen einschließen und die Sicht auf Differenzen unter Frauen ausblenden. Der feministische Diskurs würde als große Erzählung über *die* Geschlechterdifferenz damit selbst ausgrenzend verfahren und zwangsläufig Ausschlüsse produzieren.

Folgen wir dieser Kritik, dann haben Frauen keine voraussetzbaren Gemeinsamkeiten im Hinblick auf ein Subjekt Frau und daher auch keinen gemeinsamen Standpunkt, den sie einnehmen könnten. Geschlecht sei im Hinblick auf gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsstrukturen nur als eine soziale Strukturkategorie *unter anderen*

und entlang der Achsen „Rasse", Klasse, sexuelle Orientierung, Ethnie und Nationalität als mehrfach gebrochen zu verstehen.

Im Verlauf der 1990er Jahre ist die Behauptung, die Kategorie Frau habe keinen universalen Status, nahezu zu einem Gemeinplatz in den feministischen Auseinandersetzungen geworden. So formulierte 1994 die britische Anthropologin Henrietta Moore:

„The politics of location makes two things abundantly clear: Firstly that there is no single, homogeneous body of feminist theory; and secondly, that the divisions between different groups of women, as well as between practicing feminists, make it impossible to assert a commonality based on shared membership in a universal category 'woman'." (Moore 1994, 79)

Mit dieser Kritik an einem großen feministischem Wir verbinden sich die Forderung nach einer Wende zu lokalem Wissen und Kontextualismus, die Forderung nach einer Anerkennung kultureller Vielfalt und Andersartigkeit und Vorstellungen von einer Polyvalenz von Machtverhältnissen.

Aufnehmen der Kritik

Was folgt aus dieser Kritik für die feministische Epistemologie? Zunächst ein kurzer Rekurs auf die Entwicklung der feministischen Epistemologie. „Is the sex of the knower epistemologically significant?" Diese Frage, wie sie Lorraine Code am Beginn der 1980er Jahre stellte, markiert den Ausgangspunkt für Auseinandersetzungen, die mit dem Terminus feministische Epistemologie bezeichnet werden. Die erkenntnistheoretische Frage Kants „Was können wir wissen"? wurde dahin gewendet zu fragen: Wer ist de facto dieses *Wir*, welche empirischen Subjekte produzieren Wissenschaft? Welche Werte, Normen und Interessen bestimmen die Fragen, die gestellt werden, und die Wege, diese zu beantworten? Wie wird Wissen vergeschlechtlicht und wie kann es von Androzentrismus und Sexismus befreit werden? Und inwiefern sind auch so hehre Konzepte wie die der Wahrheit, der Objektivität, der Vernunft und der wissenschaftlichen Rationalität als vergeschlechtlicht zu sehen? Vorausgesetzt wird damit, dass nicht nur jegliche wissenschaftliche Praxis als kontextabhängig und als situiert zu verstehen ist, sondern auch die sie legitimierenden epistemologischen Theorien in Kontexte eingebettet sind, die ihnen nicht äußerlich bleiben.

Ausgehend von dem Paradigma der Situiertheit des Wissens stellte sich die grundsätzliche Frage, wie die Aufgaben der Epistemologie zu rekonzeptualisieren sind. Welche alternativen Zugänge sind vorstellbar und wo ergeben sich epistemologisch Allianzen mit anderen Ansätzen?

In der Beantwortung dieser Frage haben sich in den letzten zwei Jahrzehnten unterschiedliche Richtungen herausgebildet. Vertreterinnen eines positivistisch verstandenen *Empirismus* halten an Objektivitätsansprüchen fest, fordern eine strengere Logik der Forschung und erwarten sich von einer strikteren Anwendung der wissenschaftlichen Methoden und von komplexeren und vollständigeren empirischen Analysen die Beseitigung von Androzentrismus und Sexismus in den Wissenschaften. Für empiris-

tisch-positivistische Erkenntnistheorien ist weitgehend der Begründungs- bzw. Rechtfertigungszusammenhang (*context of justification*) von wissenschaftlichem Wissen relevant, nicht aber dessen so genannter Entstehungs- bzw. Entdeckungszusammenhang (*context of discovery*).

Im Gegensatz dazu besteht für Vertreterinnen einer *empirischen Epistemologie,* als welche sich die neuere konstruktivistische Wissenschaftsforschung definiert, die Aufgabe der Epistemologie zentral darin, die Kontexte der Fabrikation wissenschaftlichen Wissens bzw. *science in action* zu beforschen und soziologisch aufzuklären. Epistemologie wäre demnach letztlich in Wissen(schaft)ssoziologie aufzuheben und als relativistisch (*epistemic relativism*) zu verstehen.[1]

Postmodern orientierte Theoretikerinnen wiederum stellen sowohl den empiristischen Zugang innerhalb der Wissenschaften als auch die Ansprüche einer soziologisch verstandenen empirischen Epistemologie in Frage. Grob vereinfacht wird von folgenden Voraussetzungen ausgegangen: Alles, was wir wissenschaftlich haben können, sind Konstruktionen; Fakten sind ideologisch geladene „Tat"sachen und bringen nicht reale Phänomene zum Ausdruck; wissenschaftliche Erkenntnis ist prinzipiell mit Macht verbunden und nicht mit Wahrheit. Demnach sind Objektivitäts- und Wahrheitsansprüche weitgehend eine Frage von Rhetorik und Macht. Auszugehen sei prinzipiell von Perspektivität, die jegliche wissenschaftliche Ansprüche (auch die der WissenschaftssoziologInnen) selbst als perspektivische entlarvt.

Für diese Richtungen feministischer Epistemologie folgt letztlich, auf eine einfache Formel verkürzt, dass wir *als* Feministinnen Wissenschaft betreiben können, aber nicht *feministische Wissenschaft* produzieren.

Im Gegensatz zu diesen Ansätzen war die Antwort der *feministischen Standpunktepistemologie*, wie sie anfangs der 1980er Jahre entwickelt wurde, auf die Ausgangsfrage - „Is the sex of the knower epistemologically significant?" - nicht nur ein klares Ja, sondern erhoben wurde auch der Anspruch auf eine *Erkenntnisprivilegierung* des feministischen Standpunkts. Die maßgeblichste Theoretikerin, Nancy Hartsock, knüpfte an die marxistische Theorie an, um die epistemologische Basis für einen feministischen Standpunkt, auf dem sich ein spezifischer feministischer historischer Materialismus gründen lasse, zu entwickeln. Die Privilegierung eines solchen Standpunkts wurde damit begründet, dass - in Anlehnung an die proletarische Standpunkttheorie, wie sie Georg Lukács formuliert hat - die gesellschaftliche Position derer, die auf den Stufenleitern der Macht unten stehen, aber durch ihre Arbeit das System am Laufen halten, diesen ermöglicht, einen weiteren und angemesseneren Blick auf das Ganze haben zu können und wollen, als diejenigen, die oben stehen. Die, die oben stehen, würden in einem hierarchischen gesellschaftlichen System weder tendenziell in der Lage sein noch das Interesse haben, ihre eigene Privilegiertheit in Frage zu stellen.[2] Das Standpunktkonzept beinhaltet, „that there are some perspectives on society from which, however well intentioned one may be, the real relations of humans with each other and with the natural world are not visible." (Hartsock 1983, 285)

Der Blick auf Gesellschaft als Ganzes setzt feministisch standpunktepistemologisch bei der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung an: Frauen machen durch diese Arbeitsteilung andere Erfahrungen als Männer, haben damit eine andere Sicht auf die Welt und andere Erkenntnisinteressen. Sie sind immer noch weitgehend für den Reproduktionsbereich zuständig und sind insofern der Motor für eine heterosexuell orientierte kapitalistische Gesellschaftsordnung. Sie halten das System am Laufen.

Würde diese Asymmetrie beseitigt werden, dann würde sich - gemäß der These, dass es hier um die Gesellschaft als ganze geht - damit nicht nur die Lage der Frauen, sondern die Gesellschaft als ganze verändern. Um einen objektiveren Blick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse zu bekommen, sei die beste Methode die, bei den Erfahrungen und bei den Lebensbedingungen der Frauen anzusetzen: *Starting off research from women's lives*, wie es Sandra Harding ausdrückt.

Mit dem feministischen Standpunkt ist eine engagierte Sicht und Position gemeint, die nicht *automatisch* qua weiblicher Sozialisation zu haben ist, sondern erkämpft werden muss. So bezeichnet die Soziologin Dorothy Smith einen feministischen Standpunkt als „a strategic choice in doing research" - als eine Methode, mit der man Raum schafft für „abwesende Subjekte und eine abwesende Erfahrung" und das verlange z.B. für die Soziologie wissenschaftliche Methoden, die über das Hören eines „authentischen Sprechens" von Frauen hinausgehen. (Vgl. Smith 1998)

Mit der Behauptung eines potenziell privilegierten Subjekts der Erkenntnis ist die Standpunkttheorie im letzten Jahrzehnt in das Zentrum innerfeministischer Kritik gerückt und wurde durch die feministische „Identitätskrise" in ihren Grundfesten erschüttert. Im Vordergrund der Kritik steht der Essenzialismusvorwurf: Die Differenzen zwischen Frauen werden ausgeblendet, weibliche Erfahrungen und Werte werden unzulässig universalisiert. Indem die feministischen Standpunktepistemologinnen die Geschlechterdifferenz als einen *Hauptwiderspruch* setzen, verfehlten sie gerade ihren Anspruch, aufs Ganze zu gehen. Weitergedacht impliziert die Kritik, dass es gar keinen Hauptwiderspruch (wie bezogen auf Klasse oder Geschlecht) mehr geben kann, sondern, wie wir am Konzept „Standpunkt der Marginalisierten" sehen werden, dass es recht eigentlich nur mehr *Nebenwidersprüche* gibt. Festhalten möchte ich hier, dass die angeführten Positionen, wie sie - abgesehen von meiner Erweiterung des Spektrums durch die empirische Epistemologie - von Sandra Harding eingeführt und in der Klassifizierung feministischer epistemologischer Positionen weiterzitiert werden - nur als *idealtypische* zu verstehen sind. Die einzelnen feministischen Epistemologinnen halten sich nicht an diese Einteilungen, sondern bewegen sich - eher in der Regel denn als Ausnahme - gerade im Spannungsfeld dazwischen.[3]

Offene Fragen

Im Hintergrund der Kritik an der Standpunktepistemologie stehen gewichtige Fragen, die letztlich *alle* Richtungen feministischer Epistemologie betreffen: Was folgt epistemologisch aus der Behauptung der Standortgebundenheit der WissensproduzentInnen und der Situiertheit des Wissens? Folgt daraus Relativismus? Bedeutet die Einsicht, dass jedes Wissen kontextgebunden und perspektivisch ist, dass es keine darüber hinausgehenden Kriterien geben kann, um zwischen konkurrierenden Wissensansprüchen zu entscheiden? Oder kann nachgerade die gesellschaftliche Positioniertheit der WissensproduzentInnen zum Ausgangspunkt genommen und daraus abgeleitet werden, dass es gesellschaftliche Standorte gibt, von denen aus eine adäquatere und objektivere Sicht auf die Verhältnisse möglich ist?

Damit verbunden ist das grundsätzliche Problem, wie das Verhältnis von sozialem Standort und theoretischem und politischem Standpunkt zu bedenken ist. Wie und welche Verbindungen können epistemisch behauptet werden? Die Frage hier ist, ob man eine organische Verbindung zwischen sozialen Erfahrungen und Denkverhältnissen annehmen kann (etwa in dem Sinne, dass Ideologie als Ausdruck einer Gesellschaftsklasse verstanden wird) oder aber, dass Denkverhältnisse auf eine komplexe Struktur verweisen, die nicht auf Standorte und -punkte von Kollektivsubjekten reduziert werden können.[4]

Und wenn wir eine solche organische Beziehung annehmen: Was aber zeichnet dann die Standorte von Frauen als gemeinsame aus, um einen feministischen Standpunkt darauf gründen zu können? Post- bzw. anti-kolonialistisch orientierte Theoretikerinnen argumentieren, dass feministische Epistemologien, soweit sie exklusiv auf Geschlecht fokussieren, einem westlichen imperialistischen Subjekt verschrieben bleiben und eurozentristische Geschichten weiterschreiben:

„With gender as the central concept in feminist thinking, epistemology is flattened out in such a way that we lose sight of the complex and multiple ways in which the subject and object of possible experience are constituted. The flattening effect is multiplied when one considers that gender is often solely related to white man. There's no inquiry into the knowing subject beyond the fact of being a 'woman'." (Alarcón 1990, 361)

Mit dieser Kritik stellen sich gleichsam „existenzielle" Fragen: Wenn wir uns nicht mehr auf ein Subjekt Frau und auf Geschlecht als zentrale Strukturkategorie berufen können, ist uns damit auch die Basis für feministische Epistemologien abhanden gekommen? Oder brauchen wir überhaupt ein starkes Subjekt für eine Epistemologie in feministischer Absicht?

Einige Antworten

Die Antworten auf diese Fragen fallen in der gegenwärtigen feministischen Diskussion unterschiedlich aus. Die postkolonialistische Kritik wurde in Reflexion auf die eigene privilegierte westliche Verortetheit insbesondere von den Wissenschaftstheoretikerinnen

Sandra Harding und Donna Haraway aufgenommen. Beide sind sich darüber einig, dass Ungleichheit und Unterdrückung im Zusammenspiel und in Überschneidungen sozial unterscheidungsmächtiger Strukturkategorien wie Geschlecht, Klasse, „Rasse", Ethnizität und sexueller Orientierung zu begreifen ist und es damit eine Vielzahl unterworfener Positionierungen gibt und nicht aufeinander reduzierbare Standpunkte oder *einen* feministischen Standpunkt.

Sandra Harding sieht das Problem der Differenzen zwischen Frauen mit einer Standpunktepistemologie insofern vereinbar, indem sie ihre ursprüngliche Forderung *starting off research from women's lives* ergänzt um den Zusatz, vom Leben *aller* Frauen auszugehen und „to start thought from marginal lives". Der Forschung müsste damit weiters eine *matrix of oppression* unterlegt werden, die die Verschränkungen von machtvollen Differenzen (Geschlecht, Klasse, „Rasse", sexuelle Orientierung, Nationalität, Ethnie) zum Vorschein bringen kann. Es gibt demnach nicht Frauen *per se*, auf die sich eine Standpunkttheorie beziehen könnte. Harding hält jedoch daran fest, dass hierarchische Geschlechterverhältnisse sich durch unterschiedlich geopolitisch verortete Kulturen hindurchziehen. (Vgl. Harding 1997) Sie fordert eine Allianz nicht nur zwischen verschiedenen Gruppen von Frauen, sondern zwischen Feministinnen und „other Others". Zu diesen zählt sie „African Americans, other people of color, gay and lesbian rights activists, pacifists, ecologists, members of new formations of the left, and so on." (Harding 1991 155) Sie fordert, dass der Feminismus die Anliegen jeder dieser Bewegungen ins Zentrum stellt – und umgekehrt, dass jede dieser Bewegungen feministische Anliegen ins Zentrum stellt.

Hardings Konzept der *strong objectivity* zielt darauf, den „context of discovery" aufzuklären und radikal zu demokratisieren. Eine am wenigsten verzerrte Sichtweise wäre demnach diejenige, die ihren Ausgangspunkt bei möglichst vielen verschiedenen Situiertheiten nimmt, die im herrschenden Diskurs marginalisiert werden. Frauen haben damit als Außenseiterinnen potenziell einen „fremden Blick", einen potenziell kritischeren Blick, den sie mit anderen Marginalisierten teilen.

Donna Haraway hingegen sieht verschiedene Stimmen nicht notwendigerweise verschiedenen sozial verortbaren Kollektivsubjekten zugeordnet, sondern fokussiert auf Hybridität, auf die Veränderung von Körpern, Sichtmöglichkeiten und Handlungsfähigkeit im Kontext der Technowissenschaften. Ihre Position bezüglich der Standort-Standpunkt-Frage ist insofern ambivalent, als sie *einerseits* dafür plädiert, dass der Blick von unten, „from below the brilliant space platforms of the powerful", allemal besser sei als der von oben, von überall oder von nirgendwo. Sie hat den politischen Charakter von Epistemologie radikal dahingehend definiert, dass die Aufgabe der Epistemologie darin bestehe, zwischen Differenzen differenzieren zu können: „Some differences are playful; some are poles of world historical systems of domination. Epistemology is about knowing the difference." (Haraway 1991, 161) *Andererseits* jedoch gibt es für sie keine Berufung auf kollektive Subjekte, auf die eine Standpunktepistemologie setzen könnte, sondern sie verweist vielmehr auf die Notwendigkeit von Allianzen und

Vernetzungen. Was für sie Sinn macht sind historisch kontingente, kritische Positionierungen und Standpunkte, nicht Zurechnungen auf Trägergruppen, nicht essenzialistische Vorstellungen von spezifischen Seinslagen, die das Bewusstsein bestimmen:

„A standpoint is not an empiricist appeal to or by 'the oppressed' but a cognitive, psychological, and political tool for more adequate knowledge judged by the non-essentialist, historically contingent, situated standards of strong objectivity. Such a standpoint is the always fraught but necessary fruit of the practice of oppositional and different consciousness. A feminist standpoint is a practical technology rooted in yearning, not an abstract philosophical foundation. Therefore, feminist knowledge is rooted in imaginative connection and hard-won, practical coalition – which is not the same thing as identity but does demand self-critical situatedness and historical seriousness. Situatedness does not mean parochialism or localism; but it does mean specificity and consequential, if variously mobile, embodiment. Connection and coalition are bound to sometimes painful structures of accountability to each other and to the worldly hope for freedom and justice. If they are not so bound, connection and coalition disintegrate in orgies of moralism." (Haraway 1997, 198f.)

Offen bleibt bei Haraway die Frage, wodurch sich diese Allianzen und Koalitionen hinsichtlich von Marginalisiertheit bestimmen sollen. Wer soll warum und mit welchem Ziel mit wem Allianzen bilden? Einerseits wird die Sicht „von unten" bevorzugt, andererseits aber wird zur Bestimmung dieser Perspektiven eine Berufung auf sozioökonomisch bestimmbare gesellschaftliche Standorte und auf entsprechende Kollektivsubjekte massiv in Frage gestellt.

Warum ist wo unten? Das ist auch die Frage an Patricia Hill Collins Modell eines *herrschaftskritischen Dialogs unter marginalisierten Standpunkten*, von denen keiner beanspruchen kann, die Fackel voranzutragen. Collins unterstreicht für einen *black feminist standpoint*, dass

„Each group speaks from its own standpoint and shares its own partial, situated knowledge. But because each group perceives its own truth as partial, its knowledge is unfinished. Each group becomes better able to consider other groups' standpoint without relinquishing the uniqueness of its own standpoint or suppressing other groups' partial perspectives. [...] Partiality and not universality is the condition of being heard; individuals and groups forwarding knowledge claims without owning their position are deemed less credible than those who do." (Collins 1990, 236)

Collins plädiert epistemologisch für die Politik einer Solidarität zwischen marginalisierten Standpunkten und für die Dezentrierung dominanter Diskurse und Wissensansprüche. Obschon alle Wissensansprüche einseitig und partiell seien, sind sie jedoch nicht gleichwertig. Die Standpunkte von *outsider-within* sind zu bevorzugen – das heißt Positionen, die an den Rändern angesiedelt sind und in keinem der mächtigen Diskurse die volle Mitgliedschaft haben, obschon sie – symbolisch oder real – mitten drinnen sind. Sei es, wie es Collins für schwarze Frauen hervorhebt, dass sie im *mainstream*-Wissenschaftsdiskurs als Subjekte negiert werden, im westlichen feministischen Diskurs eine Außenseiterinnenposition einnehmen oder im *malestream*-Kontext von schwarzer anti-rassistischer und postkolonialistischer Kritik kaum vorkommen.

Die Position einer *dialogischen Standpunkttheorie* impliziert, dass nicht das Ziel sein soll, einen oder mehrere soziale Standorte auszumachen, von denen aus ein umfassender kritischer Standpunkt auf die jeweilige Gesellschaft und darüber hinaus auf die globalen Verhältnisse gewonnen werden kann. Im standpunktepistemologischen Sinn wird zwar darauf beharrt, dass die Standorte derer, die marginalisiert und unterdrückt werden, die beste Ausgangsbasis für ein besseres, potenziell objektiveres Wissen bilden, aber die epistemische Begründung dieser Wissensansprüche löst sich in dialogisch vermittelbare Differenzen auf. Ausgehend von einem Plural von Standpunkten ist jedoch im klassischen Sinn - Gesellschaft als ganze sozio-ökonomisch von unten aufrollen zu wollen - keine Standpunktepistemologie mehr zu machen.

Ebenso geht die Wissenschaftstheoretikerin Alessandra Tanesini davon aus, dass „if margins, all margins, are sites of resistance", und daher sei im Plural von *Marginalitäten* zu sprechen. Was die proletarische und feministische Standpunkttheorie als die Kehrseite der herrschenden Verhältnisse identifiziert hat, sei auf *alle* marginalisierten Positionen auszuweiten. Marginalität sei selbst eine Quelle für Wissen, und nachdem es unterschiedliche marginalisierte Gruppen gibt, gibt es auch unterschiedliche Standpunkte. Eine nicht-marxistische, aber an Foucault orientierte Konzeption von Marginalität würde es laut Tanesini ermöglichen, das Verständnis von Macht - Opfer sind nie nur Opfer und Täter nie nur Täter - und damit auch von Widerstand auszuweiten und zu differenzieren und Macht zu sehen als „a force permeating every level which enables new possibilities while impeding others" (Tanesini 1999, 154).

Wir geraten mit diesen Positionen jedoch in Widersprüche: Denn einerseits gilt es, marginalisierte Stand*orte* als Ausgangspunkt für potenziell objektivere Wissensansprüche zu nehmen, andererseits jedoch dürfen weder die Bestimmungen dieser Standorte als marginalisierte von Kriterien ausgehen, die als kontextüberschreitende verdächtigt werden könnten, noch dürfen die sich auf diese Standorte berufenden Stand*punkte* kontextübergreifende Wissensansprüche erheben. Worauf aber beruht die Auszeichnung eines Standortes als marginalisierter? Und wie soll das Verhältnis zu welchem *Zentrum* vorgestellt werden, wenn wir recht eigentlich nur über Machtverhältnisse, nicht aber von Herrschaftsverhältnissen sprechen können?

Ganz anders werden die oben angeführten Fragen von der Soziologin Sylvia Walby beantwortet. Ihre Forderung lautet: Feministische Analysen sollten bezüglich ihrer Wahrheitsansprüche kühner sein, anstatt sich defensiv auf *situiertes Wissen* zurückzuziehen. Standpunkttheoretikerinnen ebenso wie postmoderne Theoretikerinnen treffen sich für Walby im Verzicht auf Wahrheitsansprüche: Erstere würden behaupten, dass zwischen dem Wissen der Unterdrücker und der Unterdrückten ein unüberbrückbarer Abgrund bestehe, zweitere würden sich mit einem Konzept des situierten Wissens bescheiden, Wissenschaft als Erzählen von Geschichten proklamieren und sich damit auf eine relativistische Position zurückziehen. Beiden Ausrichtungen wirft sie vor, dass sich deren Vertreterinnen in die Defensive bewegt haben, indem sie anstelle von wissenschaftlichen Kriterien *politische und ethische* Argumente zur Verteidigung

ihrer Wissensansprüche anführen. Walby argumentiert, dass feministische Forschung weitaus erfolgreicher und eine viel größere Herausforderung wäre, wenn sie, anstatt sich auf einen speziellen Wissensmodus zu bescheiden, beanspruchen würde „to have better and more authoritative knowledge than any other" (Walby 2001, 503). Aus diesem Grund sei auch eine feministische Epistemologie nicht vonnöten, ja sogar hinderlich, denn sie behaupte eine *epistemologische Kluft* zwischen geschlechtlich unterschiedenen Wissenssubjekten.

Womit wir wieder bei der Ausgangsfrage wären, nämlich, inwiefern „is the sex of the knower epistemologically significant?".

Ausgänge und Perspektiven

Einerseits ist festzuhalten, dass trotz vielfältiger Unterschiede weiterhin von einer faktischen „weltweiten Verbreitung der männlichen Suprematie" (Pierre Bourdieu) ausgegangen werden muss. Wie Cornelia Klinger unterstreicht, fungiert Geschlechtszugehörigkeit immer noch und so gut wie in fast allen Gesellschaftsformationen, die wir kennen, real als „universale Kategorie": als Kriterium a) der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, b) des Aus- bzw. Einschlusses aus oder in bestimmte Funktionen, Rollen und Bereiche und c) der Verteilung von Macht und Ressourcen (Klinger 1999, 110). Andererseits ist jedoch in Rechnung zu stellen, dass ein Großteil der diskussionsbestimmenden feministischen Theorien nachhaltig von Akademikerinnen, die im und durch den Westen sprechen, produziert wurde und wird und dass sich diese Situiertheit niederschlagen muss, wenn man davon ausgeht, dass kein Blick, und auch nicht der feministische, *a view from nowhere* sein kann und *soll*. Die Frage ob das Geschlecht der WissensproduzentInnen epistemologisch relevant ist, muss daher ebenso bejaht werden, wie die Frage ob Klasse, Nationalität, „Rasse" und Ethnizität als machtvolle Unterscheidungsweisen eine Rolle spielen. Diese asymmetrischen epistemischen Verhältnisse sind epistemologisch in Rechnung zu stellen.

Was aber bedeutet das für eine Epistemologie in feministischer Absicht? Wenn wir davon ausgehen, dass epistemisch eine aufschlussreiche Verbindung zwischen sozialen Standorten und Denk-Standpunkten aufrechterhalten werden kann, dann stehen Fragen der Verbindung von Erkenntnistheorie mit Gesellschaftstheorie und Erkenntniskritik mit Gesellschaftskritik im Vordergrund. Die Bedingungen für Gesellschaftskritik und -theorie haben sich jedoch in den letzten Jahrzehnten radikal und nachhaltig verändert und die feministische „Identitätskrise" ist dabei Ausdruck ebenso wie Teil dieser Veränderungen. Neben der Frauenbewegung sind im Laufe der letzten Jahrzehnte unterschiedliche Formen der Kritik und politische Bewegungen - von der postkolonialistischen und anti-rassistischen Kritik bis hin zur Anti-Globalisierungsbewegung - auf die politische Bühne getreten, die dazu beigetragen haben, herkömmliche gesellschaftskritische Orientierungen entlang von Haupt- und Nebenwidersprüchen in Frage zu stellen. Im Blick darauf, warum wo oben und unten ist, wurde der Fokus

zunehmend vom Sozio-Ökonomischen auf das Kulturelle verschoben. Eine Politik der Differenz, *single-issue-movements* und der *cultural turn* in der Reflexion auf diese Verhältnisse - wie in den *Cultural Studies* - lassen die Vorstellung von einem herausragenden Subjekt, auf das Gesellschaftskritik vornehmlich rekurrieren kann, obsolet erscheinen.

Vor diesem Hintergrund ist der standpunktepistemologische Anspruch, feministisch aufs Ganze zu gehen, zu relativieren und das bedeutet, sich von einem exklusiven Subjekt Frau als Basis für privilegierte Wissensansprüche zu verabschieden. Dass damit das Projekt einer feministischen Epistemologie als gescheitert zu betrachten ist, wäre nur dann der Fall, wenn ein solches Subjekt als unbedingte und unabdingbare Basis vorgestellt wird. Das würde wiederum voraussetzen, dass Sozialepistemologie als ein Unternehmen zu verstehen sei, das die Varianten historisch und sozial enthobener Erkenntnistheorien nun auf ein zentrales Erkenntnissubjekt hin zuspitzen will. Wenn sich so beispielsweise für Sylvia Walby durch feministische epistemologische Ansätze prinzipiell eine „epistemologische Kluft" auftut, dann rekurriert sie auf den vermeintlichen Ersatz eines transzendentalen Subjekts durch ein spezifisch soziales.

Die feministisch epistemologische Antwort darauf kann aber auch nicht sein, dass ein Subjekt Frau nun durch ein Subjekt „die Marginalisierten" zu ersetzen sei. Damit würden sich Feministinnen - wie Robin Hood im Wald von Sherwood - dazu aufschwingen, im Dickicht der gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse für Gerechtigkeit zu sorgen und quasi allein verantwortlich umfassenden gesellschaftskritischen Sinn aus engagiertem Wissen machen zu wollen. Wenn wir epistemologisch jedoch davon ausgehen, dass Wissen situiert und verkörpert ist, dann gibt es weder die Möglichkeit, zur Gänze an einer einzigen Position noch an allen unterdrückten Positionen zugleich zu sein. Feministische Epistemologien können demnach nicht den Anspruch erheben, *die* Epistemologie zu sein, sondern sind Sozialepistemologie in dem Sinne, als dieser Anspruch historisch und sozial zu relationieren ist.

Die Verbindung von Epistemologie mit Gesellschaftskritik hat über die Standort-Standpunkt-Frage hinausgehend eine gewichtige Implikation und diese betrifft die grundsätzliche Frage, welche Aufgaben der Epistemologie zukommen. Ich möchte diese dahingehend definieren, dass Wissen und Macht als Wirklichkeitssinn und Ermächtigung und Emanzipation als Möglichkeitssinn zu befördern sind. Epistemologie sollte demnach nicht nur ein Unternehmen sein, das wissenschaftlich Objektivitätsansprüche begründen will und wissenschaftsimmanent auf Rechtfertigungsansprüche zielt, sondern muss gleichzeitig ethisch und politisch orientiert sein. Dementsprechend sind weder empiristische noch postmoderne epistemologische Positionen zulänglich, weil beide sich - aus wiewohl unterschiedlichen Gründen - in emanzipatorisch normativer Enthaltsamkeit üben. Anti-normative epistemologische Perspektiven stellen jedoch keine Alternative zu Objektivismus, Szientismus und Quietismus dar.

Auf Kant zurückkommend: In aufklärerischer Absicht stellte sich nicht nur die Frage „Was können wir wissen?", sondern auch „Was sollen wir tun?", „Was dürfen wir hof-

fen?". Wenn Wissenschaft mit Emanzipation und Emanzipation mit Wissenschaft verbunden sein soll, dann müssen Epistemologien nicht nur Strategien der wissenschaftlichen *Rechtfertigung* von Wissensansprüchen, sondern im politisch-ethischen Sinne ebenso Strategien der *Gerechtigkeit* sein. Gerade der Raum zwischen *Möglichkeitssinn und Wirklichkeitssinn* ist der Raum, in dem Epistemologie emanzipatorisch Sinn machen kann.

Anmerkungen

1 Vgl. dazu programmatisch Knorr-Cetina/Mulkay 1983.

2 Die epistemologischen und politischen Voraussetzungen, wie sie Hartsock ausgehend von der marxistischen Theorie formuliert, lauten wie folgt: „(1) Material life (class position in Marxist theory) not only structures but sets limits on the understanding of social relations. (2) If material life is structured in fundamentally opposing ways for two different groups, one can expect that the vision of each will represent an inversion of the other, and in systems of domination the vision available to the rulers will be both partial and perverse. (3) The vision of the ruling class (or gender) structures the material relations in which all parties are forced to participate, and therefore cannot be dismissed as simply false. (4) In consequence, the vision available to the oppressed group must be struggled for and represents an achievement which requires both science to see beneath the surface of the social relations in which all are forced to participate, and the education, which can only grow from struggle to change those relations. (5) As an engaged vision, the understanding of the oppressed, the adoption of an standpoint exposes the real relations among human beings as inhuman, points beyond the present and carries a historically liberatory role." (Hartsock 1983, 285).

3 Hardings Unterscheidungen der epistemologischen Richtungen ist hilfreich und orientierend, obschon jedoch für viele Ansätze eindeutige Zuordnungen in diesem Sinne nicht möglich sind. Nicht nur überschneiden sich die Ansätze, sie gehen auch über diese Unterscheidung hinaus. Ein Beispiel dafür sind die Thesen Donna Haraways, die sowohl Elemente der Standpunkttheorie als auch postmoderne Einsichten beinhalten. Ebenso gehen Helen Longino oder Lynn Hankinson Nelson, die sich als Empiristinnen definieren, über das klassische Verständnis des Empirismus hinaus und rekurrieren sozialepistemologisch auf Geschlechterverhältnisse. Weiters haben einzelne Theoretikerinnen ihre Ansätze im Laufe der Zeit zum Teil entscheidend modifiziert - wie zum Beispiel Sandra Harding selbst, die seit den 1980er Jahren, in denen sie sich als feministische Standpunkttheoretikerin profilierte, einige Überlegungen aufgenommen hat, die man gemäß ihrer eigenen Differenzierungen in die Kategorie „postmodern" einordnen könnte.

4 So schreibt zum Beispiel Nancy Hartsock Naturbeherrschung aufgrund der sexuellen Arbeitsteilung und den damit verbundenen geschlechtsspezifischen Erfahrungen als erkenntnisleitend den Männern zu, während hingegen Frauen prinzipiell eher als naturverbunden definiert werden. Wir haben jedoch wenig überzeugende empirische Hinweise darauf, dass Frauen als Naturwissenschaftlerinnen oder Technikerinnen aus ihren *Erfahrungen als Frauen* in der Tendenz einen Weg einschlagen, der als naturverbundener, nicht auf Naturbeherrschung ausgerichteter, klassifiziert werden kann. Statistisch nachweisbar ist, dass sich verhältnismäßig wenig Frauen in diesen Bereichen profilieren, woraus sich aber keine essenzialistisch anmutenden Bestimmungen von weiblichen Eigenschaften - wie Naturverbundenheit - ableiten lassen.

Literatur

Alarcón, Norma (1990): „The Theoretical Subject(s) of *This Bridge Called My Back* and Anglo-American Feminism." In: Anzaldúa, Gloria (Hg.): *Making Face, Making Soul/Hacienda Caras: Creative and Critical Perspectives by Women of Color.* San Francisco, 356-369.

Collins, Patricia Hill (1990): *Black Feminist Thought: Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment.* Boston.

Haraway, Donna (1991): *Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature.* London.

- (1997): *Modest_Witness@Second_Millennium. FemaleMan©_Meets OncoMouse™: Feminism and Technoscience.* New York/London.

Harding, Sandra (1991): *Whose Science? Whose Knowledge? Thinking From Women's Lives.* Milton Keynes.

- (1997): „Women's Standpoint on Nature: What Makes Them Possible?" in: *Osiris*, 12, 186-200.

Hartsock, Nancy (1983): „The Feminist Standpoint: Developing the Ground for a Specifically Feminist Historical Materialism." In: Sandra Harding/Merrill Hintikka (Hg.): *Discovering Reality. Feminist Perspectives on Epistemology, Metaphysics, Methodology, and Philosophy of Science.* Dodrecht/Boston/London, 283-310.

Hobsbawm, Eric (2000): *The New Century: In Conversation with Antonio Polito.* London.

Klinger, Cornelia (1999): „Essentialismus, Universalismus und feministische Politik." In: Christina Lutter/Elisabeth Menasse-Wiesbauer (Hg.): *Frauenforschung, feministische Forschung, Gender Studies: Entwicklungen und Perspektiven.* Wien, 95-115.

Knorr-Cetina, Karin/Mulkay, Michael (1983): „Introduction: Emerging Principles in Social Studies of Science." In: Dies. (Hg.): *Science Observed: Perspectives on the Social Studies of Science.* London/Beverly Hills/New Delhi, 1-18.

Moore, Henrietta (1994): „'Divided We Stand': Sex, Gender and Sexual Difference." In: *Feminist Review*, 47, 78-95.

Smith, Dorothy (1998): *Der aktive Text. Eine Soziologie für Frauen.* Hamburg.

Tanesini, Alessandra (1999): *An Introduction to Feminist Epistemologies.* Oxford/Malden.

Walby, Sylvia (2001): „Against Epistemological Chasms: The Science Question in Feminism Revisited." In: *Signs. Journal of Women in Culture and Society*, 26, 2, 485-509.

Gudrun-Axeli Knapp

Aporie als Grundlage: Zum Produktionscharakter der feministischen Diskurskonstellation

Während sich in vielen Ländern Osteuropas, Südamerikas, Afrikas, Asiens politische Bewegungen und Forschungsinitiativen von Frauen neu formieren (Lenz/Szypulski/Molsich 1996), ist in westlichen Ländern, glaubt man kursierenden (Selbst-)Beschreibungen, der Schwung der Frauenbewegung ebenso dahin wie der innovative Elan der Frauen- und Geschlechterforschung. Zwar gibt es durchaus Erfolge im Bereich der Frauenpolitik und der Institutionalisierung von Gender Studies zu verzeichnen. Die Situation bleibt jedoch, wie vergleichende Studien dokumentieren, prekär (Feministische Studien 2002). Es mehren sich die Stimmen, die von einer Grundlagen- oder Identitätskrise dieser wissenschaftlich-politischen Strömung sprechen.

Mich beschäftigt in diesem Beitrag nicht die auf Abschied eingestimmte Frage: Was *bleibt*? Ich möchte vielmehr wissen: Was *ist*? Nahe gelegt wird diese Frage angesichts eines skeptischen Überschusses im öffentlichen Nachdenken über die Zukunft feministischer Theorie, der in merkwürdigem Kontrast steht zu dem selbstbewussten kritischen Engagement, dem man außerhalb des akademischen Betriebs auf internationalen Tagungen von Frauen begegnen kann. Nach meinem Eindruck ist die gedämpfte Stimmung wenigstens zum Teil das Echo einer übertriebenen Wenderhetorik, welche die transatlantischen Botschaften vom „gender scepticism" (Bordo 1990) und Postfeminismus begleitet (Knapp 2001). Vielleicht drückt sich darin aber auch die Erfahrung aus, dass das Tempo und die Komplexität der gegenwärtigen gesellschaftlich-kulturellen Transformationsprozesse nicht nur die Fähigkeit übersteigen, sie mit den überkommenen Mitteln zu begreifen, sondern dass sich gleichzeitig ein „Überhang" an Objektivität auftürmt, der die bloße Denkmöglichkeit verstellt, die Verhältnisse in einem radikalen Sinne zu kritisieren, geschweige denn zu verändern.

Die Radikalität und Macht des Veränderns liegt mehr denn je auf Seiten der technologisch-ökonomischen Kräfte und Formationen, die partikulare Interessen als allgemeine durchsetzen. Sie liegt in den durch elektronische Medien vermittelten Prozessen der Beschleunigung von Kommunikation und Austausch; sie liegt auf Seiten der Fundamentalismen jeglicher Prägung, auf Seiten derjenigen, die Spiralen von Gewalt und Gegengewalt am Laufen halten. Die Radikalität der Veränderung des Denkens zeigt sich in der wirkmächtigen wirtschaftsliberalen Ideologie, deren Imperative von Effektivität, Flexibilität und Konkurrenzfähigkeit sich in alle gesellschaftlichen Bereiche hinein ausbreiten. Nach diesem Präludium liegt auf der Hand, dass ich die Frage „Was *ist*?" nicht im Sinne einer *empirisch* gerichteten Bestandsaufnahme verstehe. Mein Versuch einer Zustandsbeschreibung der feministischen Diskurskonstellation setzt tiefer an. Er fragt nach der spezifischen *Produktivität* einer strukturellen Aporie, die feministische Kritik von anderen Traditionen der Gesellschafts-, Kultur- und Erkenntnis-

kritik unterscheidet, er geht der Bedeutung dieser Diskurskonstellation unter den Bedingungen der Gegenwartsgesellschaft nach und er umreißt einige Anforderungen, die sich daraus für feministische Theoriebildung ergeben.

Eine „heiße" epistemische Kultur

Die Ausgangsbeobachtung, auf die ich mich in meiner Konstruktion einer strukturellen Aporie stütze, ist die folgende. Wenn man die feministische Diskurskonstellation aus einer Vogelperspektive betrachtet (so weit das Auge, das Erfahrene und Gelesene reicht), fällt zunächst auf, wie in sich heterogen sie ist: Frauen aus vielen Disziplinen, unterschiedlichen Paradigmen, erkenntnistheoretischen Auffassungen, politischen Überzeugungen, kulturellen und sozial-räumlichen Hintergründen sind im Zeichen einer „feministisch" genannten Kritikperspektive in einen Kommunikationszusammenhang getreten. Er materialisiert sich in vielfältigen Formen, er konkretisiert sich in zerstreuten Netzen „füreinander erreichbarer Kommunikationen" (Luhmann), die mal lokalen oder insularen Charakter haben, dann wieder Querströme und verbundene Archipele bilden: in Lektüren, Diskussionsforen im WorldWideWeb, in mehr oder weniger transdisziplinären, institutionalisierten und mehr oder weniger länderübergreifenden Austauschprozessen, in unterschiedlichen Konstellationen von Wissenschaft und Politik, in einer explodierenden Zahl von Konferenzen und Events mit variierender Beteiligung, Zusammensetzung und Ausstrahlung. Auch die zeitlichen Strukturen dieser Kommunikationen variieren von punktuellen Begegnungen bis hin zu institutionell verankerten kontinuierlichen Arbeitsprozessen. Wie sich die Netze füreinander erreichbarer Kommunikationen derzeit verändern und ausweiten, ist nicht nur eindrucksvoll im Kontext der Europäischen Union zu beobachten. Mit ihren Förderprogrammen eröffnet sie einerseits Handlungsräume auch für feministische Initiativen, andererseits bindet sie sie ein in die operativen Vorgaben ihrer Politik, deren Reichweite wächst. Eine zunehmende Bedeutung für die Bildung transnationaler feministischer Öffentlichkeiten und Kommunikationsplattformen gewinnt auch das Internet. Dies gilt für frauenpolitische Aktivistinnen ebenso wie für wissenschaftlich-kulturellen Austausch (Harcourt 1998; 1999). Die Rede von den „füreinander erreichbaren Kommunikationen" beinhaltet, dass es faktisch immer auch nichtbeteiligte, sich wieder entfernende oder ausgeschlossene Kommunikationen gibt. Das macht es notwendig, darauf zu reflektieren, welche Stimmen unter welchen Möglichkeitsbedingungen den feministischen Diskurs prägen.

Die feministische Diskurskonstellation ist bewegt, konflikthaft und mit Fliehkräften verbunden, die diesen virtuellen Kommunikationszusammenhang und seine raum-zeitlich materialisierten Gestalten immer wieder zu sprengen *drohen* - aber es seltener als angesichts seiner Heterogenität zu erwarten wäre wirklich *tun*. Auf der einen Seite sind zunehmend arbeitsteilige Entwicklungen zu registrieren, etwa zwischen Feldern frauenpolitischer Professionalisierung, Gleichstellung bzw. Gender-Mainstreaming und Wis-

senschaft, zwischen Disziplinen, zwischen metatheoretischen Diskussionen im Grundlagenbereich und empirischer Forschung. Anderseits gibt es etwas, das quer durch diese Spezialisierungen hindurch die Stränge dieses Netzwerks in Verbindung hält, so dass an unterschiedlichen Knüpfpunkten diskursive Räume entstehen, in denen man sich anregt, kritisiert, sich aneinander abarbeitet, anstatt sich gegeneinander indifferent zu verhalten oder sich aus dem Feld zu gehen. Movens und Medium dieser Abarbeitungsprozesse ist eine spezifische Aufmerksamkeit für einander.

Dieses *kohäsive* Moment, das bei aller dissonanten Vielstimmigkeit die feministische Diskurskonstellation durchzieht, möchte ich etwas genauer ansehen. Zunächst lässt sich feststellen dass der feministische Diskurs ganz zweifellos zu den „heißen" epistemischen Kulturen gehört. Das macht seine Lebendigkeit und Produktivität aus, aber auch seine Konfliktträchtigkeit. Immer wieder gab es Themen, die fächer-, länder- und richtungsübergreifend die theoretisch-politische Diskussion prägten. In Auseinandersetzungen wie der Gleichheits/Differenz-Debatte der Achtziger, der Diskussion um „Differenzen" unter Frauen der Neunziger oder zur „postfeministischen" (Brooks 1997; Modlesky 1991) Theorie der Jahrtausendwende steht offenkundig mehr auf dem Spiel als die wissenschaftliche Arbeit am „zwanglosen Zwang des besseren Arguments" (Habermas). Es ist eine Leidenschaft darin, die anzeigt, dass es im öffentlichen Ringen um Klärung von Positionen um soziale Verhältnisbestimmungen geht, die unterschwellig immer auch mit „Beziehungsfragen" verwoben sind. Es geht um die Relation zu sich selbst, zu anderen Frauen und zu Männern. Analytisch umfasst diese Relationierung sowohl die Ebene des Individuums wie die von Gruppenzugehörigkeiten sowie gesellschaftliche Positionen und Ungleichheitslagen, die untereinander in einem Vermittlungsverhältnis stehen.

Ich sehe zwei systematische Momente, die gemeinsam die besondere Dynamik und „Hitze" im feministischen Diskurs begründen: Beim ersten handelt es sich um die Gleichzeitigkeit von Wissenschaft und politischem Kritik- und Veränderungsanspruch. Dieses Spannungsverhältnis betrifft allerdings nicht nur die feministische Konstellation. Die Formierungsgeschichte der Geistes- und Sozialwissenschaften ist durchzogen von Auseinandersetzungen mit dieser Problematik. Aber in der feministischen Diskurskonstellation haben wir eine charakteristische Verquickung von Erkenntnis und Interesse, die sie von anderen Formen kritischer Theorie und Forschung unterscheidet. Als Erkenntnissubjekte und als politisch Handelnde sind Frauen, die sich mit Fragen der Geschlechterordnung befassen, von ihrem Gegenstandsbereich anders *affiziert* und sie sind in diesem Bezugsfeld anders *situiert* als etwa die zumeist bürgerlichen kritischen Theoretiker der achtundsechziger Bewegung in Beziehung zur Arbeiterbewegung. Ihr Erkenntnisinteresse und ihre Parteinahmen basieren im wörtlichen Sinne auf einem Inter-esse.

Für die Frage nach dem spezifischen Produktionscharakter der feministischen Diskurskonstellation zentral ist der zweite, damit verbundene Aspekt, auf den ich mich hier konzentrieren will: die aporetische Grundstruktur ihres epistemischen und politischen Rahmens.

Die strukturelle Aporie besteht in der Unverzichtbarkeit und gleichzeitigen Unmöglichkeit einer fundierenden Bezugnahme auf ein epistemisches und politisches Referenzsubjekt. Feministische Theorie, wenn sie die Geltungsgründe ihrer Kritik als *feministisch* ausweisen will, kann auf diese Referenz nicht ganz verzichten. Selbst wenn man das feministische Subjekt mit kleinem „s" schreibt und seine normativ-legitimierende Bedeutung pragmatisch oder postmodern relativiert, bleibt die Frage stehen: Was bestimmt dieses „Wir", das sich als politisch motivierte Kritik an herrschaftsförmigen Geschlechterverhältnissen artikuliert? Was ermöglicht die Referenz auf „Frauen"? Wie weit reichen die im Namen dieses „Wir" erhobenen Geltungsansprüche, die sich zwar ausgehend von bestimmten Kontexten und in bestimmten Sprachspielen artikulieren, in mancher Hinsicht aber einen kontextübergreifenden, sogar universalisierenden Überschuss mit sich führen?

Feministinnen bewegen sich in einer paradoxen Struktur: Die Politisierung des Erkenntnisinteresses entlang einer gesellschaftlich-kulturell wirkungsvollen Differenzbestimmung (Frauen/Männer) beinhaltet ein Moment des zeitweisen Absehens von Unterschieden und Ungleichheitslagen innerhalb der Genus-Gruppen, von denen aber, sobald es um analytische und politische Konkretisierung geht, nicht abgesehen werden *kann*.

Worin liegt die spezifische Brisanz und Produktivität dieser Aporie? Meine These ist, dass dieses vergemeinschaftende „Wir" den Horizont einer politisierten Zuwendung zum eigenen Geschlecht formuliert, die sich aus Widerstand speist. Es wirkt in der Weise einer regulativen Idee und basiert auf Formen der Eigenliebe, die sich bildet und artikuliert im Aufbegehren gegen mangelnde kulturelle Wertschätzung, versagte Anerkennung, Marginalisierung, Ungleichheit und sexistische Gewalt. Ich verstehe Eigenliebe in einem weiten Sinne als ein Sich-Selbst-Ernstnehmen von Frauen: vom eigenen Geschlecht nicht abzusehen, seine Position im Vergleich zum anderen Geschlecht zu reflektieren, sich mit anderen Frauen zusammenzuschließen mit dem Willen zu Kritik und Veränderung, wo es dazu Anlässe gibt.

Sozialpsychologisch gesehen umfasst die Zuwendung zum eigenen Geschlecht in der „imagined community" (Anderson) des Feminismus sehr verschiedene Formen von Bindung, die von lebenslangem Involviertsein bis hin zu ambivalentem Gelegenheitsengagement ohne langen Atem reichen können. In unterschiedlichen Legierungen und mit unterschiedlich ausgreifenden Projektionen finden sich darin Grenzziehungen zum anderen Geschlecht, Identifikationen mit „meinesgleichen", narzisstische und erotische Besetzungen bis hin zu sublimeren Formen der Solidarität und Anteilnahme, die Ähnlichkeit nicht voraussetzen.

All diese Bezugnahmen und Bindungen oszillieren in räumlichen Horizonten, die vom Nahbereich spezifischer Netzwerke, in denen man sich leibhaftig bewegt, bis hin zu theoretischen und politischen Projektionen reichen, die sich auf die Hälfte der Gattung beziehen können. Die Hinwendung zu anderen Frauen birgt in dieser politisch-epistemischen Konstellation ein doppeltes Versprechen: Gleich zu gelten und

mit vereinten Kräften und an vielen Baustellen an der Erkundung und Dezentrierung androzentrischer Geschlechterordnungen zu arbeiten.

Dass es in der wissenschaftlichen und politischen Auseinandersetzung mit Fragen des Geschlechts nach wie vor eine ausgeprägte geschlechtliche Arbeitsteilung gibt, sehe ich als einen Indikator für das Gewicht der Eigenliebe und des Selbstinteresses in der Konstitution von Forschungsmotiven und der Orientierung von Kritik.[1]

Bedürfnisse nach gleicher Geltung prallen immer wieder ab an den Maßgaben von Geschlechterordnungen, die Frauen im Vergleich zu Männern herabsetzen. Diese Konfliktlinie ist auf der Welt verbreitet, auch wenn sie unterschiedliche Ausprägungen aufweist. Das Geschlechterverhältnis bezeichnet eine sozialkulturelle Konfiguration, die alle anderen sozialen Verhältnisbestimmungen durchzieht.[2]

Die implizite Annahme einer Gleichgerichtetheit von Erkenntnis- und Veränderungsinteressen, die im notwendig vagen „Wir" des feministischen Diskurses unterstellt ist, ist kognitiv, emotional und normativ bedeutsam, aber sie ist ein Stück weit auch fiktiv. Gleich*gerichtetheit* von Interessen, die aus der Wendung gegen die symbolische und materielle Gewalt androzentrischer Verhältnisse rührt, ist nicht gleichbedeutend und zu verwechseln mit einer substanziellen Identität von Interessenlagen oder der Gleichartigkeit von Erfahrungen und Orientierungen. Das feministische Subjekt ist nicht *positiv* im Sinne geteilter Eigenschaften und identischer Erfahrungen zu begründen (Klinger 1998a, 1998b). Genau besehen basiert nicht einmal das „Anti", der *negativ* vergemeinschaftende Impetus, der sich gegen die Deklassierung als Frau richtet, auf identischen Motiven.

Es gehört zu den erstaunlichen und nachhaltigen Erfahrungen der internationalen Frauenbewegungen und des länderübergreifenden feministischen Theoriediskurses, dass Frauen unterschiedlicher Herkunft und Orientierung, Frauen, die als Wissenschaftlerinnen in unterschiedlichen Fächern und Traditionen arbeiten, in Kommunikationen untereinander eintreten in der Annahme, sie *hätten* einander etwas zu sagen und Gründe, sich *als* Frauen zu adressieren. Dass man in dem Austausch über androzentrische Verhältnisse und über die Perspektiven der Kritik auf Grenzen der Gemeinsamkeit, sogar auf unversöhnliche Divergenzen stoßen kann, ist unvermeidbar. Dies gilt im wissenschaftlichen Diskurs nicht nur hinsichtlich theoretischer Orientierungen, die untereinander unvereinbar sein können. Politisch und damit auch theoretisch brisanter ist das System konfligierender Verortungen in Ungleichheitsverhältnissen.

Im Diskurs über eine feministische Identitätskrise wird unterstellt, dass die harten Landungen in der Welt der Ungleichheit und Differenz, die einen unausweichlich auf die Widersprüchlichkeit des feministischen „Wir" stoßen, die Möglichkeit geteilter Kritikperspektiven zersetzen. Auf dem Hintergrund der hier vertretenen Annahme, dass gerade das aporetische Moment zum spezifischen Produktionscharakter der feministischen Diskurskonstellation beiträgt, lässt sich eine Schlussfolgerung mit ganz anderen Konsequenzen ziehen: Es ist gerade die *Gleichzeitigkeit* von übereinstimmenden und trennenden Momenten, von Bezogensein und Verschiedenheit, die immer wieder Abarbei-

tungsprozesse stimuliert und zur Ausbildung einer spezifischen Kultur der Reflexivität beiträgt. Feministisches Denken lebt von seiner widersprüchlichen Verortung zwischen Wissenschaft und Politik, von der Suggestion der Gemeinsamkeit zwischen Ungleichen. Es bleibt im Rapport mit sich selbst, wenn es *mit* den und *gegen* die eigenen Identifikationen denkt, insbesondere gegen Formen einer verkennenden Eigenliebe, die identitätspolitische Vereinnahmungen produziert und Ähnlichkeit zur Voraussetzung von Solidarität macht. Und es bleibt im kritischen Rapport mit den Verhältnissen, weil es *politisch* immer wieder daran erinnert wird, dass *Denk*verhältnisse nicht die ganze Geschichte sind.

Im Folgenden sollen einige strukturelle Aspekte dieser Konstellation ausgelotet werden.

Gemeinsamkeiten von Nicht-Identischen

Die Frage nach dem, was die *imagined community* des Feminismus potenziell verbindet, kann zum einen in einer objektivierend-erklärenden Weise aufgenommen werden, die geteilte *Probleme* und damit mögliche Anlässe und Gründe für Kritik und Widerstand zu bestimmen sucht; zum anderen in einer verstehend nachvollziehenden Perspektive, die nach den individuellen und kollektiven *Problematisierungen* fragt, mit denen Frauen feministische Vergemeinschaftungen begründen. Die Unterscheidung ist eine analytische: Prinzipiell ist denkbar, dass Gemeinsamkeiten in den Lebensverhältnissen vorhanden sind, die nicht zum Anlass für Formen der aktiven Solidarisierung genommen werden. Und umgekehrt sind Vergemeinschaftungen möglich, die ungleiche Lebensverhältnisse in hohem Maße ausblenden, etwa nationalistisch-ethnisierende Formen der Gemeinschaftsbildung. Die verstehende Perspektive zeigt ihre typischen Grenzen da, wo die *Abwesenheit einer Problematisierung* oder handlungsbezogenen Deutung für die *Abwesenheit des Problems* gehalten wird.[3] Die erklärende Perspektive stößt auf ihre Grenzen, wenn sie aus den in der objektivierenden Einstellung vorgenommenen Wirklichkeitsdefinitionen auf subjektive Sinngebungen schließen will.

Die Frage nach dem, was Frauen verbindet, ist in der feministischen Theorie seit einiger Zeit in Misskredit geraten, weil sie als Frage nach der *Identität* eines Kollektivsubjekts und seiner essentiellen Eigenschaften daherkam (Mohanty 1992). Dabei stellt es bereits eine Verengung dar, wenn Gemeinsamkeiten gleichgesetzt oder doch zumindest kurzgeschlossen werden mit dem Identitätsbegriff. Und auch der Identitätsbegriff, der häufig reduziert wird auf das Bewusstsein der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Kategorie, hat Untiefen: Zwischen askriptivem Identifiziertwordensein, Identifikationen, Identität und Identischsein liegen Welten, die über Sinn und Unsinn des handlichen Großvorwurfs vom „Essentialismus" entscheiden können. Der Begriff der Ähnlichkeit, der gelegentlich (auch von mir) verwendet wird, um starke Identitätsbehauptungen ebenso wie vollständige Kontingenz der Kategorienbildung zu vermeiden, verschiebt das Problem, ohne es aufzuklären.

Ich verstehe „Gemeinsamkeit" als Chiffre, als Reflexionskategorie, der eine heuristisch-methodische Funktion zukommt. Das teilt sie mit dem Differenzbegriff, der eine Beziehung anzeigt, keine Identität. „Gemeinsamkeit" ist auf dem Feld der Relationierungen aufzusuchen, nicht auf der Ebene der Subjekteigenschaften derer, die relationiert sind. Das einzige, was dabei vorausgesetzt wird, ist, dass es Frauen und Männer als Referenzkollektive „gibt". Zumindest gibt es sie insoweit, als in allen Gesellschaften entsprechende Mitgliedschaftskategorien vorkommen. Wie sie im Einzelnen beschrieben werden, ob und in welchem Ausmaß sie gegeneinander exklusiv sind oder naturalisiert werden, ist für diesen Ausgangspunkt sekundär. Das Kategorisiertwordensein als Frau oder Mann ist der kleinste gemeinsame Nenner derjenigen, die in diese Gruppen fallen. Soziokulturelle und juridische Versämtlichungen der Genus-Gruppen stiften Interdependenzen, strukturierte Zusammenhänge und Identitätszwänge, ohne alle darunter befassten Individuen einander psychosozial oder auch körperlich identisch zu machen.

Dabei ist die Frage nach dem, was *Frauen* verbindet, nicht zu verwechseln mit der Frage danach, was *Feministinnen* verbindet: Frausein ist im Regelfall nicht Resultat einer Wahl, Feministinsein wohl. Diese Differenz erlaubt es prinzipiell auch Männern, sich pro-feministisch zu engagieren, ohne ihr Geschlecht zu verlassen. Gleichwohl liegt die Konstellation Frau - Feministin näher als die Mann - Feminist. Zwar ist es prinzipiell nicht einmal ausgeschlossen, dass es umgekehrt sein *könnte*. Dass es das bislang nicht ist, spricht dafür, dass es einen wie immer auch vermittelten Zusammenhang zwischen Problemen, Erfahrungen und Problematisierungen gibt.

In der Sozialpsychologie gibt es eine lange Tradition der Beschäftigung mit Phänomenen der Gruppenformierung, der Gruppenkohäsion, von Gruppenkonflikten und Solidarität. Darin werden zwei zentrale Aspekte der Motivbildung hervorgehoben: *Gruppendeprivation* und *Identifikation mit der eigenen Gruppe*. In beiden Hinsichten geht es um die Positionierung im Bezugsfeld sozialstruktureller Vorgaben und um die subjektive Aneignung gesellschaftlich vorgegebener oder angebotener Mitgliedschaftskategorien (Frey/Irle 1985; Tajfel 1982; Turner 1987; Bierhoff/Fetchenhauer 2001).

Identifikation mit der eigenen Gruppe bezieht sich auf die (positive) Wertbesetzung einer sozialen Kategorie, der man zugehört bzw. sich zugehörig fühlt. Die damit einhergehende Annahme eines grundsätzlichen ingroup-bias (z.B. Tajfel 1982) halte ich allerdings für differenzierungsbedürftig. Zumindest ist unter Ungleichheitsbedingungen *kategorial* die Möglichkeit ambivalenter Besetzungen, der Identifikation mit der Macht der Anderen und der Abwertung der eigenen (Genus-)Gruppe offen zu halten. Um konfligierende Aspekte in der Identifikation mit der eigenen Gruppe erkennen zu können, müsste theoretisch deutlicher, als dies geschieht, zwischen transitiven und reflexiven Aspekten von Identifizierung unterschieden werden: Man kann zum Beispiel sich und andere *als* Frauen identifizieren, ohne sich notwendig *mit* dem Frausein zu identifizieren. Man kann sich *mit* anderen Frauen identifizieren und sich gemeinsam *gegen* die gesellschaftlichen Identifikationsangebote und Platzanweisungen für Frauen wenden und umgekehrt ist es auch möglich, sich gerade auf der Grundlage

gesellschaftlicher Identifikationsangebote von Weiblichkeit im Sinne einer positiv verstandenen Differenz zusammenzuschließen, um Diskriminierung als Frauen zu bekämpfen. Last but not least ist es möglich, sich mit dekonstruktivistischen Optionen zu identifizieren. Wenn man sich allerdings nicht im Sinne des Dekonstruktions-Dilemmas als Feministin ad absurdum führen will, muss man mit dem Widerspruch leben, die mit den Gender-Kategorien verbundenen Identitätszwänge aufheben zu wollen, ohne den Bezug auf Gender aufgeben zu können. Dass diese Aporie in der avancierten feministischen Theorie reflektiert wird, zeigt sich an begrifflichen Konstruktionen wie dem „strategischen Essentialismus" (Spivak), welche die Unmöglichkeit und Unverzichtbarkeit eines Referenzsubjekts artikuliert.

In Prozessen praktischer Gruppenformierung können unterschiedliche Formen solcher Identifikation mit ihren je spezifischen Beweggründen zum Tragen kommen. Der Effekt bleibt derselbe: sie konstituieren - essentialistisch oder dekonstruktivistisch inspiriert - eine Diskriminierung problematisierende und damit Grenzen setzende und verschiebende *community*.

Bezugsmöglichkeiten auf die eigene Genus-Gruppe sind divers, raumzeitlich unterschiedlich ausgreifend und auf vielfältige Weise durch historisch-kulturelle Traditionen vermittelt (Lilli/Luber 2001). So dürfte es einen Unterschied machen, ob man in einer Gesellschaft lebt, in der das Individuum, das heterosexuelle Paar und die Kernfamilie als normative Modelle fungieren oder in einer Gesellschaft, die eine ausgeprägte Kultur der homosozialen Gruppenbildung und starke Traditionen weiblicher Vergemeinschaftung kennt. Innerhalb einer Frauenbewegung können sich jedoch auch in individualisierten Gesellschaften kollektive Formen einer Frauenkultur ausbilden, die dann im Sinne einer *„invention of tradition"* (Hobsbawm) auf entsprechende Vorbilder aus der Geschichte oder aus anderen Kulturen rekurrieren oder sich als Tradition selbst begründen.

In einer Untersuchung von Caroline Kelly und Sara Breinlinger zu Aktivistinnen in englischen Frauengruppen erscheint die Selbstidentifikation als Frau als der stärkste Prädiktor solidarischen Handelns (Kelly/Breinlinger 1996). Es ist jedoch fraglich, inwieweit solche empirischen Befunde über ihren jeweiligen Einzugsbereich hinaus verallgemeinerbar sind. Ich vermute, dass letztlich die Wahrnehmung einer relativen Benachteiligung und die daraus entspringenden Motive des „Anti" die Formierung eines feministischen oder allgemeiner gefasst: frauenpolitischen „Wir" stärker strukturieren als die identifikatorische Bindung an Frauen. Gleichwohl lassen sich die beiden Aspekte im konkreten Prozess der Gruppenformierung nicht voneinander trennen. Eigenliebe ist, wie oben ausgeführt, ein Motiv, das zwischen beiden Seiten vermittelt.

Gruppendeprivation bezeichnet ganz allgemein die Wahrnehmung einer relativen Benachteiligung der eigenen Gruppe, die aus sozialen *Vergleichsprozessen* hervorgeht. Auf diesen Aspekt der Kohäsionsstiftung (Wahrnehmung einer Benachteiligung) möchte ich etwas genauer eingehen, weil hier ein systematisches Problem der gegenwärtigen Diskussion über „Achsen der Differenz" und des *Gender Scepticism* berührt wird.

Analytisch unterscheide ich vier Aspekte, die sowohl in praktischen Prozessen der Gruppenformierung wie für deren wissenschaftliche Analyse bedeutsam sind: Vergleichs*relationen*, Vergleichs*dimensionen*, Vergleichs*maßstäbe* und Vergleichs*motive*.

Auf der Ebene der Vergleichs*relationen* ist *Geschlecht* der Zentralfokus, wenn man relative Verteilungen und damit die Struktur von Chancen, Optionen, Behinderungen, Gewalt im Verhältnis von *Frauen* und *Männern* erfassen will. Dies kann prinzipiell in zwei Hinsichten erfolgen:

- man vergleicht die relative Positionierung der Geschlechter *innerhalb* bestimmter Sozialkategorien, Soziallagen oder soziogeographischer Räume,
- man vergleicht die relative Positionierung der Geschlechter quer durch unterschiedliche Sozialkategorien, Soziallagen oder soziogeographische Räume hindurch, um erkennen zu können, ob und in welcher Weise sich bestimmte Problemlagen durchhalten, aber auch, um erkennen zu können, unter welchen Bedingungen sie variieren oder sich wandeln (Becker-Schmidt 1998, 2000, 2002).

Während die Vergleichs*relation*, die Bezugnahme auf eine bestimmte Vergleichsgruppe, nicht variabel ist, solange es darum geht - und in feministischer Perspektive geht es darum -, *Geschlechter*verhältnisse in den Blick zu nehmen, können die angelegten Vergleichs*dimensionen* variieren. Welche Vergleichs*dimensionen* in Prozessen der Gruppenformierung faktisch gewählt werden, ist eine empirische Frage. Welche für die wissenschaftliche Analyse der Bedingungen der Möglichkeit solcher Formierungen sinnvoller Weise auszuwählen sind, hängt von den jeweiligen historischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ab, auf die der Vergleich abzielt. Vergleicht man die relative Positionierung von Frauen und Männern innerhalb einer bestimmten Sozialkategorie, Soziallage oder eines soziogeographischen Raums, dann werden die für den den jeweiligen Kontext aussagestarken Vergleichsdimensionen ausgewählt. Zielt der Vergleich auf die relative Positionierung von Frauen und Männern quer durch unterschiedliche Sozialkategorien, Soziallagen und soziogeographische Räume hindurch, dann müssen die Vergleichsdimensionen auch tatsächlich kontextübergreifend unterscheidungsrelevant sein, das macht sie häufig abstrakter und reduziert ihre mögliche Zahl auf einige als noch vergleichbar geltende Dimensionen.

Damit kommt der dritte Aspekt ins Spiel, der ebenfalls auf beiden Beobachtungsebenen relevant ist: die Vergleichs*maßstäbe*. Vergleiche in einer feministischen Perspektive setzen einen Anspruch ungeteilter Menschenrechte voraus, der Vergleiche zwischen Sein und Sollen allererst ermöglicht. Vergleichs*motive* konstituieren sich, wenn zwischen Möglichem und Wirklichem eine Kluft erfahren und diskursiviert wird und wenn sich ein historischer Vorstellungsraum auftut, in dem Möglichkeiten der Veränderung der eigenen Situation durch *empowerment*, Einflussnahme und öffentliche Artikulation gesehen werden.

Auf dieser Abstraktionsebene lässt sich festhalten, dass das negativ vergemeinschaftende Moment des feministischen „Wir" vor allem in der Politisierung der Vergleichs*relation* besteht. Das teilen alle Frauen, die sich geschlechterpolitisch artikulieren -

aber auch die Gegenkräfte, die sich gegen Veränderungen im Geschlechterverhältnis sperren. Im Prozess der Politisierung dieser Relation werden Vergleichs*maßstäbe* angelegt, die unterschiedlich komponiert sein können. Es spricht einiges dafür, dass im transnationalen frauenpolitischen Diskurs Wertaspekte aus der westlichen Moderne aufgegriffen werden, die in Prozessen der politischen Globalisierung von Menschenrechtsregimen weltweit verbreitet werden. Sie können sich jedoch mit lokalen religiösen oder kulturellen Traditionen und mit nicht-westlichen Vorstellungen von Moderne verbinden und in diesen lokalen Synthesen maßstabgebend werden (zur Problematik interkulturellen Vergleichens: Wagner 1999).

Unterscheidungen von Unterschieden

Die Vergleichsrelation Frauen ↔ Männer bildet einen Zentralfokus feministischer Kritik. Sie wird *dezentriert*, wenn es darum geht, die relativen Verteilungen und damit die Struktur von Chancen, Optionen, Behinderungen *zwischen Frauen* entlang unterschiedlicher Sozialkategorien, Soziallagen und in unterschiedlichen soziogeographischen Räumen zu bestimmen.

Die Vergleichsperspektive Frauen ↔ Frauen, die seit einigen Jahren in der feministischen Theorie in den Vordergrund getreten ist, folgt einer anderen Systematik als die *zwischen* den Geschlechtern. Historisch gesehen reflektiert sie die politische *Binnen*dynamik der Frauenbewegung und Frauenforschung und die Thematisierung von „Differenzen" untereinander. Ihr Ausgangspunkt waren die innerfeministischen Selbstkritiken an dem, was sich als feministisches Wissen präsentierte (Hull/Scott/Smith 1979; Davis 1982). Aus dem Inneren der Frauennetzwerke heraus wurden (und werden) Leerstellen, Grenzen der Verallgemeinerbarkeit theoretischer Annahmen und Interessendivergenzen festgestellt. Im Rahmen dieses Diskurses ist die systematische Bedeutung von Trennlinien nach Hautfarbe, Ethnizität, Klasse, Sexualität zum Thema geworden.

Zwar stand dabei in der feministischen Diskussion nie ernsthaft in Frage, dass die Begriffe herrschaftsförmige kulturelle Dispositive bzw. sozialstrukturelle Ungleichheitsverhältnisse bezeichnen, es hat in der postkolonialen Theorie wie der Migrationsforschung auch vielfältige Untersuchungen zu Ungleichheit und Differenz zwischen Frauen gegeben. Gleichwohl lag das theoretische Austragungsfeld dieser Diskussion nach meinem Eindruck *schwerpunktmäßig* nicht in der Gesellschaftstheorie oder der Sozialstrukturanalyse. Die systematische Relevanz der „Achsen der Differenz" ist vor allem deutlich geworden in der epistemologischen Debatte um das „Subjekt" des Feminismus, in der Diskussion um Fragen seiner politischen und theoretischen Repräsentation, in den Auseinandersetzungen um soziale und politische Identitätsbildung, um Fragen der Subjektivität und Subjektpositionen im Kreuzungsbereich der verschiedenen „Achsen der Differenz".

Die Konzentration auf Differenzen *unter Frauen* ist zweischneidig. Einerseits eröffnet sie den Blick auf Neukonstellierungen im Geschlechterverhältnis: Gleichstellungs-

gewinne von Frauen und Männern einer bestimmten Schicht oder Klasse werden in einem weltweiten Maßstab durchgesetzt auf der Basis von Umverteilungen der Hausarbeit unter Frauen. Die prekäre Position von Migrantinnen rückt hier in den Mittelpunkt (Sassen 1998; Young 1998; Gutiérrez-Rodriguez 1999; Odierna 2000; Phizacklea 1998; Rerrich 1993). Andererseits kann die Fokussierung auf die weibliche Genus-Gruppe zum Problem werden, wenn die Frau ↔ Frau-Relation sozialtheoretisch expliziert werden soll. Auf welche Verhältnisbestimmungen rekurriert diese Vergleichsdimension? Soziale Verhältnisse zwischen Frauen sind historisch nicht in gleicher Weise bzw. mit gleichem konstitutiven Gewicht Strukturgeber im gesellschaftstheoretischen Sinne, als es Verhältnisse zwischen den Genus-Gruppen sind. Die feministische Diskussion über Differenz und Ungleichheit unter Frauen hat vor diesem Hintergrund betrachtet ein Stück weit einen verschobenen Fokus: Der Ort, an dem die Frage aufkam, ist nicht der Ort, an dem sie beantwortet werden kann. Das Geschlechterverhältnis erschließt sich - wie der Name sagt - durch den vergleichenden Blick auf Relationen zwischen den Genus-Gruppen (Becker-Schmidt 1998). Um gesellschaftliche und kulturelle Verhältnisbestimmungen handelt es sich auch bei den anderen „Achsen der Differenz". Wen sie in welchen Relationierungen wie trennen und verbinden, wie sie als Konstellationen struktureller Herrschaft verfasst sind, kann an der Genus-Gruppe *Frauen* allein nicht erkannt werden. Ethnisierende und rassistische Formen von Unterordnung sind ebenso mit einzubeziehen, wie Klassenbedingungen.

Aber was heißt „Klassenbedingungen"? Das rhetorische Gewicht des Begriffs „Klasse", der unter den feministischen „Achsen der Differenz" (race, class, gender, ethnicity) meist an zweiter Stelle rangiert, ist umgekehrt proportional zum Grad seiner Explikation. Der Eindruck drängt sich auf, dass er wie ein Platzhalter für eine Ende der 1980er Jahre weitgehend abgebrochene Diskussion fungiert. Die Gründe, aus denen die Diskussion abgebrochen ist, waren nicht zufällig: die Krise der marxistischen Klassentheorie, das veränderte Gesicht/die veränderte Wahrnehmung sozialer Ungleichheit in westlichen Gesellschaften und die Durchsetzung neuer ökonomisch-weltpolitischer Koordinaten nach dem Ende des Kalten Krieges führten zu einer Delegitimierung bzw. Deplausibilisierung überkommener Konzeptualisierungen sozialer Ungleichheit und Klassenverhältnisse. In der feministischen Theorie traten zur gleichen Zeit, ausgehend von den USA, poststrukturalistische und konstruktivistische Ansätze ihren Siegeszug an. Sie leiteten auch in der feministischen Theorie einen *cultural turn* und eine mikrosoziologische Wende ein, in deren Zuge struktur- bzw. gesellschaftstheoretische Konzepte von Klassen- und Geschlechterverhältnissen an Gewicht verloren (Barrett 1990; Barrett/Phillips 1992).[4]

Ein aus feministischer Sicht gravierendes Problem, das bis heute die klassentheoretische bzw. die ungleichheitssoziologische Literatur durchzieht, ist die fehlende oder ungenügende Integration der Strukturkategorie Geschlecht. Die notorischen Probleme, die der Klassenstatus von Hausfrauen aufwirft, sind aus der englischen Gender-Class-Debate in guter Erinnerung (Beer 1984; Frerichs 1997; Frerichs/Steinrücke 1993a;

Frerichs/Steinrücke 1993b; Schwarzkopf 1991). Karin Gottschalls Diagnose, dass es zu einer „inhaltlichen Verselbständigung eines 'soziologischen Ungleichheitsdiskurses ohne Geschlecht' und einer 'feministischen Theorie ohne Klasse' mit je spezifischen Bornierungen gekommen" sei, ist nach wie vor zutreffend (Gottschall 2000: 15).

Werfen wir einen Blick auf das Feld der Kategorien „Rasse" bzw. Ethnizität, die sowohl von ihrer Geschichte als auch von ihren Bezugshorizonten nicht identisch sind, obgleich sie oft so verwendet werden, als wären sie deckungsgleich. Ihre Struktur unterscheidet sich deutlich von der der Geschlechtskategorie. Zwar ist der im angloamerikanischen Diskurs geläufige Race-Begriff, ähnlich wie der Sex-Begriff, ebenfalls naturalisierend begründet. Rassistische Unterscheidungen sind jedoch nicht binär verfasst, sondern verweisen innerhalb einer herrschaftsträchtigen Schwarz-Weiss-Polarität auf Kontinua und Hierarchisierungen sowohl nach Hautfarbe, Morphologie und Eigenschaften.

Der Begriff der Ethnizität, der bereits 1941 von dem amerikanischen Soziologen W. Lloyd Warner als Ersatz für den politisch kompromittierten Race-Begriff eingeführt wurde, erlebte seinen Durchbruch ab der Mitte der 1970er Jahre. Auslöser dieses Booms in den USA waren die *identity-politics* der neuen sozialen Bewegungen. Im Zuge des Förderprogramms der *affirmative action* und einer politisch unterstützten Kultivierung von *diversity* kam es zu einer Zunahme kultureller Selbstethnisierungen, die von verwaltungstechnisch-statistischen Regulierungen ethnischer Kategorien begleitet wurde. Die Kategorien des „multiethnischen Pentagons" (Hollinger) stellen Konglomerate aus rassistischen und ethnisierenden Merkmalen dar: Afro-Amerikaner, Amerikaner asiatischer Herkunft und von den pazifischen Inseln, amerikanische Ureinwohner, Eskimos und Einwohner Alaskas. Besonders dubios ist die Kategorie „alle anderen". Seyla Benhabib kommentiert: „In diese Gruppe gehören Amerikaner aus Polen und Italien wie auch Amerikaner aus dem Iran und dem Nahen Osten, die alle in 'dieselbe' Kategorie der 'Weißen' eingeordnet werden. Die Verwirrung um den Begriff der ‚Gruppe' im zeitgenössischen Denken resultiert nicht unerheblich aus einem Mangel an soziologischer Genauigkeit bei der Definition von konkreten gesellschaftlichen Gruppen." (Benhabib1999: 37).

Der Begriff der Ethnizität, wie er in der Rezeption angloamerikanischer feministischer Literatur auch im deutschsprachigen Diskurs verbreitet wurde, ist vielleicht sogar deutlicher noch als der Klassenbegriff von seinem Entstehungshintergrund in der „Neuen Welt" geprägt. In den USA beziehen sich die Begriffe *ethnicity* oder *ethnic identity* primär auf Gruppenbildungen *innerhalb* des Landes, die von folkloristischen Formen der „leisure time ethnicity" (Herbert Gans) über Zusammenschlüsse zur Traditionspflege bis hin zu Formen organisierter Minderheitenpolitik reichen.

Im europäischen Kontext ist der Begriff der Ethnizität traditionell stärker national-territorial bestimmt. Aus der Geschichte der Bildung von Nationalstaaten ist bekannt, dass regelmäßig versucht wurde, Bindung nach innen durch kulturelle Homogenisierung und durch die Erfindung von Traditionen zu erzeugen, durch die eine Abgrenzung

nach Außen möglich wurde (Heinemann 2001: 112; Utz 1999; Habermas 1998; Riggins 1997; Gümen 1996, 1998; Gutiérrez-Rodriguez 1996, 1999; Singer 1997).

In den USA ist dagegen *ethnicity* eingebunden in eine *positive* programmatische Vorstellung kultureller Diversität, die als eine Stärke des Landes ausgegeben wird. Symptomatisch für diese Politik, die in einem deutlichen Kontrast etwa zum deutschen Selbstmissverständnis steht, kein Einwanderungsland zu sein, ist das Konzept des „dual commitment". Mit diesem Konzept wird ein Identifikationsangebot gemacht, das dazu einladen soll, Selbstzuordnungen zur amerikanischen Nation und zu Minderheitengruppen als Einheit des Differenten zu vollziehen. Es ist ein Brückenkonzept, das allerdings auf Ethnisierung setzt, darauf, das Differenz sich als Identität (*ethnic identity*) artikuliert.

Für die spezifische begriffslogische Struktur der Geschlechtskategorie im „Kontrast zu Klasse und Ethnizität" lässt sich festhalten:

1. Die Geschlechtsunterscheidung ist ein zentraler *Strukturgeber* in allen Gesellschaften. Die Geschlechterkategorien sind binär verfasst und weltweit sowohl hochgradig salient als auch interdependent. In den Formen der Vergesellschaftung von Frauen und Männern gibt es signifikante Unterschiede, die mit ihnen zugeschriebenen Eigenschaften legitimiert werden. Auch diese zugeschriebenen Geschlechtseigenschaften oder Geschlechterstereotype können im Kulturvergleich variieren, die Variation erweist sich in komparatistischen Studien jedoch als weitaus geringer, als konstruktivistische Ansätze aus heuristischen Gründen in der Regel unterstellen (Best/Williams 1993). Entlang der Genus-Gruppen bilden sich gesellschaftliche Institutionenarrangements, Formen der Aufgabenteilung, der Kompetenzzuweisung, der Privilegierung und Deklassierung heraus, die andere Kategorien sozialer Strukturierung durchqueren.

Während Geschlecht eine zwar unterschiedlich rigide gehandhabte aber grundsätzlich binäre Relation bezeichnet, können Klassenlagen sehr ausdifferenziert sein. Ähnliches gilt für die Kategorie der Ethnizität, die eine historisch stark variierende Möglichkeit sozialer Grenzziehung darstellt, die von nationalstaatlich-territorialen Ethnisierungen bis hin zu Selbstartikulationen gesellschaftlicher Minderheiten reichen, die den Gelegenheitsstrukturen und diskursiven Angeboten „vor Ort" folgen.

2. Während Geschlechterdifferenz eine im *Alltagsbewusstsein* präsente Relation und ständig in Anspruch genommene Dimension sozialer Wahrnehmung, sozialen Vergleichens und Strukturierens darstellen, können die auf soziale Schichtung bezogenen Möglichkeiten sozialer Distinktion und Lokalisierung changieren. Zwar bieten sich auch in westlichen Industriegesellschaften zunehmend wieder dichotome *Deutungsmuster* (arm/reich; oben/unten) zur Ortsbestimmung an, deren *gruppenformatives* Potenzial scheint jedoch unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen und angesichts der Wirksamkeit individualistischer Ideologien begrenzt zu sein. Manche Wissenschaftler, z.B. Bourdieu und Wacquant, sprechen davon, dass im Neoliberalismus der Gegensatz zwischen Armen und Reichen abgelöst oder doch zumindest überlagert werde durch den zwischen Fremden und Einheimischen (Bittlingmayer/Eickelpasch 2002:15; Claussen/

Negt/Werz 2000). Ethnische Kategorisierungen bieten Vergleichsrelationen an, die Artikulationen von Differenz *als* Identität ebenso ermöglichen wie konfliktträchtige Grenzziehungen zwischen Eigenem und Fremdem. Ihrer Struktur nach sind sie jedoch, anders als die Geschlechtskategorie, multipel, partikular und soziogeographisch in unterschiedlicher Zahl und Form konstelliert.

3. Unterschiede zwischen den Unterschieden reflektieren sich last but not least auch auf der Ebene der *theoretischen* Unterscheidungen. Die Konzeptualisierungen von „Geschlecht" sind vielfältig, sie reichen von mikro- bis makrotheoretischen Ansätzen. Ansatzübergreifend fungiert der Geschlechtervergleich als theoretisch-methodische Ressource. Auch wenn die reifizierenden und identitätslogischen Effekte dieser Praxis neuerdings, und zu Recht, zum Gegenstand der Analyse werden, wird nur von wenigen Feministinnen die verwegene Konsequenz gezogen, die Unterscheidung zweier Genus-Gruppen sei abzuschaffen. Gratwanderungen dokumentiert die Diskussion zum Race-Begriff, die mit der notorischen Schwierigkeit kämpft, seine rassistisch-biologistischen Implikationen zu vermeiden, ohne die Kategorie in der Weise aufzulösen, wie es postmoderne Theorie vorführte (Mohanty 1992). Kristallisationspunkt der boomenden Debatte zum Ethnizitätsbegriff ist eine Frage, die von ihrer Grundarchitektur her der Sex/Gender-Debatte verwandt ist: Ist Ethnizität eine Funktion vorgängiger kultureller Verschiedenheit oder etwas, das im Zuge von Grenzziehungen erst entsteht und sich durch Redundanzen verfestigt. Sowohl Race als auch Ethnizität bezeichnen mehrfältige, überlappende Kategorisierungen, deren kulturelle und theoretische Ausprägung und Geltung kontextabhängig variieren. Grenzen der Übertragbarkeit der Konzeptualisierungen sind daher im Auge zu behalten. Ein affirmativer Begriff von ethnischer Identität im Sinne kultureller „Eigenart", wie ihn etwa der institutionelle Kontext der *identity politics* nahelegt, steht in einem gewissen Spannungsverhältnis zu kritisch-dekonstruktiven Konzepten. Anders liegen die Verhältnisse im Einzugsbereich des Begriffs „Klasse", der per definitionem an eine Diagnose sozialer Ungleichheit gebunden ist, die ihre Aufhebbarkeit normativ impliziert. Das Spektrum der theoretischen Angebote reicht hier von empirisch und komparatistisch letztlich wenig aussagekräftigen Unterscheidungen zweier Klassenpositionen (Arbeiterklasse/Kapitalistenklasse) über empirische Schichtungsanalysen mit vielfachen Lagen und Milieus bis hin zu postmodern inspirierten Vervielfältigungen sozialer Positionen und Plädoyers, den Klassenbegriff zu verabschieden. Die Frage nach der gesellschaftlich-kulturellen Relationierung von Klassen kann im Bezugsfeld mancher Ansätze gar nicht mehr gestellt werden: In welchem sozialen Verhältnis stünden etwa die (Frauen und Männer der) *upper-upper-class* und die *lower-middle-class*? Hier liegt eine fundamentale Differenz zwischen gesellschaftstheoretisch fundierten Zugängen zu sozialer Ungleichheit und der empirischen Schichtungsforschung.

Feministische „Innenpolitik": Reflexion auf Differenz

Die Politisierung der Vergleichsrelation Frauen ↔ Männer und die Formierung des feministischen „Wir" ist mit Grenzziehungen verbunden, die nicht selten mit einer Homogenisierung der männlichen Genus-Gruppe einhergingen. Diese Wahrnehmungsverkürzung ist zwar schon früh Gegenstand heftiger Diskussionen geworden (Hagemann-White/Rerrich 1988), sie blieb jedoch weitaus weniger folgenreich als die Debatte um „Achsen der Differenz". Man könnte pointiert sagen, die erste Problematik fällt in den Bereich der „Außenpolitik", während die zweite ins Zentrum feministischer „Innenpolitik" führt und damit ins Austragungsfeld der feministischen Aporie. Im Inneren des wertgeschätzten feministischen „Wir" müssen Gruppendifferenzen in einer Weise zur Geltung gebracht werden, die die Abwertung der jeweils „Anderen" vermeidet, um den gemeinsamen Rahmen der *imagined community* aufrechterhalten zu können.

Im Binnenbezug des „Wir" führt die Gleichzeitigkeit zweier Referenzhorizonte (Geschlechterdifferenz/Differenzen unter Frauen) konfliktdynamisch zu einer spezifischen Situation: Wie immer die herangezogene Vergleichsrelation wechselt, die jeweilige Eigengruppe *ist* ein Stück weit immer auch Fremdgruppe. Dies gilt aus der Perspektive von alter wie von ego und es tangiert die Beziehung zwischen ihnen. Dieses mit den Hin-Sichten einhergehende Entnennen eines *dazugehörigen* Aspekts mündet erkenntnislogisch gesehen in einer Art „Double-Bind-Situation", die leichte Ausgänge verstellt: Versuche ich über die Geschlechterrelation das Feld der relativen Deprivation zu bestimmen, entnenne ich tendenziell das, worin Frauen zueinander als Differente positioniert sind; bestimme ich es über soziale und kulturelle Herkunft, über Hautfarbe oder sexuelle Orientierung, verfehle ich die Aspekte der relativen Deprivation im Verhältnis der Genus-Gruppen. Eine vitale feministische Theorie braucht aber *beides*.

Die Ausblendungspotenziale, die im Sichtschatten der verschiedenen Hin-Sichten liegen, sind daher entschiedener aufzuklären, als dies bisher gelungen ist. Dabei ist vor allem deutlicher herauszuarbeiten, in welcher Weise die Ausblendungspotenztiale mit den jeweiligen Hin-Sichten systematisch variieren. Im subjekttheoretischen Horizont von Fragen der Identitätsbildung und der Selbstverortung sind die „Achsen der Differenz" potentiell anders aufeinander bezogen als im Horizont einer gesellschaftstheoretischen Analyse sozialer Strukturzusammenhänge. Es geht also nicht nur darum, zwischen den *Unterschieden* unterscheiden können, sondern auch darum, die Unterschiede zwischen den *Hin-Sichten* nicht aus dem Blick zu verlieren.

Nehmen wir ein historisches Beispiel zur Verdeutlichung: Die Entstehung des modernen deutschen Sozialstaats vollzog sich, wie Ute Gerhard zeigt (Gerhard 1978, 1988, 1990), als ein Kompromiss zwischen dem Kaiserreich und der starken Arbeiterbewegung, der zu Lasten von Frauen ging. Mit dem rechtlich institutionalisierten Vorrang der Erwerbsarbeit in der Begründung sozialer Ansprüche wird eine Spaltung des Sozialstaats eingeführt, an deren Folgen wir bis heute tragen. In der strukturellen Vergeschlecht-

lichung des Sozialstaats, der sich an der bürgerlichen Ideologie des männlichen Ernährers orientiert, wird die Genus-Gruppe Frauen systematisch in Abhängigkeit von der der Genus-Gruppe Männer konzipiert und diskriminiert. Die in einer *Klassen übergreifenden* Übereinkunft von politisch definitionsmächtigen Männern durchgesetzte Struktur benachteiligt *Klassen übergreifend* Frauen als Angehörige einer Genus-Gruppe. Dieses durchgängige Moment einer herrschaftsförmigen Ungleichstellung der Genus-Gruppen würde man analytisch verfehlen, wenn man auf der Ebene der Strukturanalyse immer schon nach sozialen Unterschieden unter Frauen oder Männern suchen würde. Die *patriarchale* Formbestimmung der Struktur ist nur durch den Blick auf die Positionierung der Genus-Gruppen zueinander und deren Begründung zu erkennen.

Wenn es allerdings darum geht, die empirischen *Auswirkungen* dieser Struktur zu bestimmen, dann können soziale Unterschiede zum Tragen kommen. Etwa Unterschiede in den Möglichkeiten, die entstehenden Abhängigkeiten zu kompensieren.

Liegt der Fokus jedoch auf der Frage nach *wahrgenommenen* Benachteiligungen oder nach der sozialen Selbstpositionierung von AkteurInnen, dann können Gewichtungen im Vordergrund stehen, die nicht kongruent sind mit der strukturellen Relevanz bestimmter Kategorien sozialer Ungleichheit, wie sie sich aus gesellschaftstheoretischer Sicht darstellen.

Gegenwärtig sind zwei Umgangsweisen mit diesen Problemen zu beobachten: Im einen Fall wird implizit eine Art prinzipieller Entweder-Oder-Option unterstellt: Entweder will man feministisch die Geschlechterrelation analysieren, dann vergleicht man Männer und Frauen, oder andere Formen der Ungleichheit, dann muss man andere Vergleiche anstellen. Diese Option entspricht ein Stück weit der arbeitsteiligen Praxis der Ungleichheitsforschung, auf die Karin Gottschall (2000) hingewiesen hat. Die Rationalität dieser Trennung mag sich einer spezifischen Aufmerksamkeitsverteilung in der Wissenschaft verdanken, sie mag sich auch einer pragmatischen Entscheidung für einen bestimmten zu erforschenden Aspekt verdanken (jede Empirie trifft Auswahlen), die „in der Sache" liegenden Zusammenhänge erschließt sie nicht. Diese Vermittlungverhältnisse gilt es zumindest theoretisch aufzuklären bevor man begründet entscheiden kann, wovon man absehen will.

Im anderen Fall, der sich vorwiegend im Bereich postmodern inspirierter Theorie findet, wird statt eines Entweder-Oder heuristisch die Omnipräsenz und Omnirelevanz *aller* möglicher „Achsen der Differenz" vorausgesetzt, damit wird jedoch methodologisch letztlich Ununterscheidbarkeit eingeführt. Anhaltspunkte für diese Option sehe ich in dem gegenwärtig verbreiteten Trend zu Pluralbildungen (*identities, histories, subjectivities u.a.*). Diese sind zwar ein *nachvollziehbarer* Ausdruck des Versuchs, der ins Auge gefassten Komplexität Namen zu geben, aber nicht die Lösung der anstehenden Probleme. Im diffundierenden Licht des Pluralen, Vermischten erscheint alles gleich nah zum Mittelpunkt. In der „Grauzone unbestimmter Komplexität" (Negt 1998: 59) wird es schwer, das *spezifische Gewicht* einzelner Aspekte eines Vermittlungszusammenhangs

im Verhältnis zueinander zu bestimmen. Die damit verbundenen Schwierigkeiten hat S.P. Mohanty am Beispiel des Plurals *histories* erläutert, der in der *cultural theory* mit der Annahme verbunden sei, das Pluralisierungen ein angemessener Ersatz für politische Analysen von Abhängigkeitsverhältnissen und größeren historischen Konfigurationen seien.[5]

Festzuhalten bleibt, dass die vielstimmige Thematisierung der „Achsen der Differenz" in der feministischen Theorie in einem gewissen Kontrast steht zu ihrer ungleichheits- und gesellschaftstheoretischen Unterbestimmtheit - auch wenn es, vor allem im Bereich der Politischen Theorie, wichtige Ansätze dazu gibt (z.B. Fraser 1994). Gleichzeitig sollte über dieser kritischen Feststellung nicht vergessen werden, welche Bedeutung die Diskussion im feministischen Kommunikationszusammenhang hatte und welches ihre Hintergründe waren/sind: Ungleichheit und Differenz konnten skandalisiert und in ihren spezifischen Verfasstheiten in den Blick genommen werden, weil das feministische „Wir" mit seiner starken *Unterstellung* der Gleichbetroffenheit einen diskursiven Rahmen dafür anbot.

Die feministische Konstellation erweist sich gerade *aufgrund* ihrer sozialen und kulturellen Heterogenität, die von manchen als Auslöser ihre Identitätskrise gedeutet wird, als veritable Schule zur Ausbildung einer *Kultur der Selbstaufmerksamkeit*. Dieses reflexive Potenzial geht nicht auf in der einer postmodernen Begeisterung für Wendungen des Denkens auf sich selbst, auch wenn es zweifellos von der Verbreitung entsprechender Strömungen profitiert hat. Die Offenheit für Reflexivität hat im feministischen Kontext eine *motivationale* Grundierung im zugewandten Interesse an anderen Frauen. In diesem Inter-Esse bleibt ein identitärer Impuls am Werk, selbst da, wo es nicht um Identitätspolitiken im Sinne der Essentialismuskritik geht. Das ist erkenntnispsychologisch eine Stärke, da Bindungen, wie die Psychoanalyse lehrt, unverzichtbare Grundlagen für das Austragen von Trennendem abgeben. Die identitäre Verwicklung kann allerdings auch Bornierungen begünstigen. Etwa die nicht seltene Neigung zu einer moralisierenden und zuweilen maßlosen *political correctness* oder zu einem subkutanen erkenntnispolitischen Gynozentrismus, in dessen Sog die Geschlechtergrenze auch zur Grenze von Reflexionsbereitschaft werden kann (Knapp 1988). Feministische (Selbst)Kritik artikuliert sich oft vehementer als die in der *scientific community* gängigen Varianten argumentativen Widerlegens oder Kritisierens. Noch im Zorn und in der Enttäuschung über das Ausgeblendet- oder Verfehltwerden auf der einen ebenso wie in der erschrockenen Bereitschaft, Kritik auf sich zu nehmen, auf der anderen Seite, spiegelt sich die strukturelle Aporie des feministischen „Wir".

Die als gemeinsam unterstellte Ausrichtung des Projekts feministischer Kritik ist begleitet von einer Vorstellung grundlegender Inklusivität, die enttäuscht werden *muss*, wenn sie nicht als *Telos* möglicher Lern- und Erkenntnisprozesse, sondern als immer schon Voraussetzbares und ad hoc Einklagbares verstanden wird.

In der Erfahrung der Ausblendung von Problemlagen, in der Erfahrung, dass auch innerhalb der feministischen Wissenschaft Frauen bestimmter Herkunft und Orientie-

rung über mehr Definitionsmacht verfügen als andere, bestätigt sich für viele, die auf das feministische Projekt setzen, noch einmal die gesellschaftlich-kulturell erfahrene Benachteiligung. Im Anerkennungsbereich eines egalitären „Wir" wiegt der Schmerz der Marginalisierung mehr, weil er mit dem Gewicht enttäuschter Erwartungen beschwert ist. Gleichzeitig trägt im Anerkennungsbereich dieses „Wir" auch das Selbstbewusstsein, diese Positionierung verändern zu können. Dem entspricht auf der anderen Seite, dass Einwände aus dem Inneren der *imagined community* stärker aufstören können, weil sie einen mit uneingelösten *Selbst*ansprüchen und mit der Frage politischer Integrität und Konsequenz konfrontieren.

Ein für die These vom Produktionscharakter der feministischen Konstellation brisantes Phänomen ist auf diesem Hintergrund die Kluft zwischen der verbreiteten Akzeptanz des normativen Postulats vom Eingedenken der Differenz im feministischen „Wir" und seinen bislang nur mäßig entwickelten Auswirkungen auf die Art und Weise, in der Wissenschaft praktisch betrieben wird. Dies gilt - mit länderspezifischen Ausprägungen - in konzeptionell-methodologischer aber auch in thematischer Hinsicht. Der feministische Theoriediskurs scheint sich derzeit in einer Art Schwellensituation zu befinden: Strukturierte Ausblendungen verdanken sich nicht mehr unbedingt einer Art kollektiver Unbewusstheit über die blinden Flecke, von denen aus man sieht, was man sieht. Diese Unbewusstheit, die vielleicht bis in die 1980er Jahre hinein relativ verbreitetet war, ist seitdem im Sinne einer Dialektik feministischer Aufklärung Anlass intensiver Selbstüberprüfungen geworden: Es ist inzwischen schwer, von dem Problem noch *nicht* gehört zu haben. Auffällig ist jedoch, in welchem Maße diese Dialektik *theoretisch* präsent, aber *praktisch* stillgestellt ist.

Ein Feld, in dem die Diskrepanz augenfällig wird, ist die thematische Arbeitsteilung. Dass es vorwiegend Frauen sind, die sich mit Fragen des Geschlechterverhältnisses und feministischer Theorie beschäftigen, ist zwar markant, aber nicht die einzige Form der Segregation im Bereich der Wissensproduktion. Weitere Arbeitsteilungen kristallisieren sich entlang unterschiedlicher Ausprägungen des „Betroffenseins". In der Geschichte westlicher feministischer Theorie gilt dies vor allem bezogen auf sexuelle Orientierung, Hautfarbe, ethnische Zugehörigkeit. Zwar sind spezifische Engagements unverzichtbar für kritisches Denken, fatal an dieser Art von Arbeitsteilung ist jedoch, dass sie - vergleichbar den Effekten geschlechtlicher Arbeitsteilung - mit Zuständigkeits- und Kompetenzsuggestionen einhergeht, die letztlich die *Delegation* von Problemen ins Feld der „Identitäten" *anderer* legitimiert. Unter den Bedingungen unterschiedlich verteilter Definitionsmacht kann die Delegation zum Entsorgungsmechanismus werden, der wider besseres Wollen, Können und meines Erachtens auch Sollen, identitätspolitische Bornierungen der Wissensproduktion fortschreibt.

Das neueste Symptom dieser Blockade ist die ritualisierte Aufzählung von *differences* (race, class, ethnicity, gender, age, sexuality, religion, ability) mit dem vollständige Inklusivität und ein offenes Ende suggerierenden „etcetera". Waren es anfangs noch diskurs*ethisch* durchaus wichtige Referenzen, die anderen DiskursteilnehmerInnen

Differenzierungsbereitschaft und -notwendigkeit signalisierten, wirken sie heute wie Floskeln der *political correctness*, in denen sich ein Problembewusstsein ausdrückt, das auf der Stelle tritt. Es ist jedoch bezeichnend für die ausgeprägte Kultur der Selbstbeobachtung im feministischen Diskurs, dass die theoretische Stagnation, die sich in diesem Ritual artikuliert, inzwischen selbst zum Gegenstand einer Diskussion geworden ist, die neue begriffliche Anstrengungen hervortreibt (siehe auch Klinger in diesem Band; Gutiérrez-Rodriguez 1999).

Ausblick

> *„Würdest Du mir bitte sagen, wie ich von hier weitergehen soll?" „Das hängt zum großen Teil davon ab, wohin Du möchtest, sagte die Katze."*
> Lewis Carroll, Alice im Wunderland

Der Produktionscharakter der aporetischen Konstellation des feministischen Diskurses und die Wirkungen der Abarbeitungsprozesse, die sie hervorgebracht hat, manifestieren sich auf mindestens drei Ebenen: im *Wirklichkeitsbezug* gesellschaftlich-kultureller Problemlagen, also im Bereich der Frage „Was ist"?; im Hinblick auf die *begrifflichen Mittel*, mit denen auf die Problemlagen im Wirklichkeitsbezug reflektiert wird, also im Bereich der Frage „Wie ist (es) zu erkennen?"; und im Bereich der Frage „Wie soll es sein?", in dem es um *normative Begründungsprobleme* von Ethik, Moral und um Zielwahrscheinlichkeitsräume verändernder Praxis geht.

Einsprüche gegen das, was sich als wissenschaftliches Wissen über gesellschaftliche Wirklichkeit präsentierte, gehörten zum Ausgangsrepertoire feministischer Kritik.

Folgenreicher als die Kritiken am *malestream* der Disziplinen waren dabei die Selbstkritiken an dem, was sich als feministisches Wissen präsentierte. Sie befeuerten und beflügelten die Debatten der vergangenen Jahre.

Im Rahmen dieser Auseinandersetzungen ist der Stellenwert, der Kategorien wie Klasse, Hautfarbe, Ethnizität, Geschlecht/Sexualität in der Konstitutionsgeschichte moderner Gesellschaften und Subjektivität zukommt, zunehmend bewusst geworden. Heute kann man sicherlich sagen, dass die für die Entwicklung einer kritischen Theorie der Gegenwart zentrale Frage nach der Verfasstheit und den Transformationen gesellschaftlicher Herrschaft im Zeitalter der Globalisierung nicht zu beantworten ist ohne Rekurs auf die wie auch immer programmatischen Erweiterungen zu den „Achsen der Differenz".

Auf ihrer Reise nach Europa ist die Rede von den „Achsen der Differenz" allerdings entkontextualisiert und zu einer Metapher geworden, die sich als Ausweis einer potentiell alles umfassenden Ungleichheitsanalyse präsentiert. Dabei wäre die Diskussion um Heterogenität und Ungleichheit unter Frauen außerhalb der politischen-institutionellen, sozialen und universitären Rahmenbedingungen feministischer Theoriebildung

in den USA vermutlich nicht in solcher Vehemenz, theoretischen Vielstimmigkeit und Reflektiertheit aufgekommen. Gleichzeitig verdeckt die Art und Weise, in der die Diskussion überwiegend geführt wird, dass es sich um Reflexionen einer *inneramerikanischen* Konstellation handelt, die Formen der Gewalt, Herrschaft und internationaler Ungleichheit entnennt, in die sie selbst verwickelt ist. In der feministischen Diskussion ist es vor allem das Verdienst von Beiträgen aus der postkolonialen Theorie gewesen, daran beharrlich zu erinnern (Alexander/Mohanty 1997; Küster 1998).

Versucht man, die neueren Entwicklungen der feministischen Theorie im Bezugshorizont der aktuellen Debatten in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern zu verorten, so kommt man auf eine merkwürdig gespaltene Positionierung zwischen Zurückgebliebensein und Vorausgeeiltsein. Einerseits hat sie sich, bis auf die Ausnahmen, die es sowohl im englisch- als auch im deutschsprachigen Kontext gibt, zu stark abgekoppelt von den aktuellen Theoriedebatten um Ungleichheit, Migration, gesellschaftliche Transformation und die Folgen der Globalisierung. Ohne Anschluss an diese Diskussion wird die Frage nach der Verfasstheit und den Verhältnissen zwischen den „Achsen der Differenz" nicht adäquat zu erörtern sein. Andererseits vermittelt die feministische Auseinandersetzung über die Epistemologie des situierten Wissens (Haraway 1988, 1995; Singer 2003), über differente Subjektpositionen im Horizont einer gemeinsamen Kritik, Lehrbeispiele dafür, was Selbstreflexion in den Wissenschaften heißen kann.

Im Krisendiskurs, der die Geistes- und Sozialwissenschaften auch im deutschsprachigen Raum seit einiger Zeit bewegt, scheint die Einsicht zu wachsen, dass die Veränderungen in Kultur, Gesellschaft und Politik zu Begriffsrevisionen nötigen, die über bloße Korrekturen, Verfeinerungen und Ergänzungen der überkommenen theoretischen Repertoires hinausgehen. Wenn die Deutungswissenschaften nicht mit „Wirklichkeitsverlust" und damit kultureller Bedeutungslosigkeit gestraft sein wollen (Negt 1998: 45; Beck 2002), müssten sie auch die Koordinaten theoretischer *Grundeinstellungen* neu ausrichten.

Feministische Wissenschaftlerinnen sind erfahren in der Kritik an tiefenstrukturellen Grundeinstellungen im Dispositiv der Disziplinen, die sich als Wahrnehmungsverengungen im Dienste der Legitimation von Ungleichheit zwischen den Geschlechtern erwiesen haben. In Sachen Kritik des Androzentrismus in der Wissenschaft haben sie gründlich gearbeitet, vor allem sich selbst aufgeklärt, sind aber im *malestream* auf beharrliche Grenzen der Lernbereitschaft gestoßen; in ihrem transnationalen Austausch über den systematischen Charakter von Ungleichheit im Geschlechterverhältnis haben sie dokumentiert, wie Androzentrismus die ethnozentrischen Blicke auf Ungleichheiten durchzieht, die heute in der Globalisierungsdiskussion entdeckt werden (Beck 2002: 57). Von Anfang an waren feministische Wissenschaftlerinnen genötigt, sich mit Fragen nach ihrer Reichweite und Grenzen ihrer Theoreme auseinander zu setzen. Hinsichtlich der „Achsen der Differenz", die aus dem Inneren des feministischen „Wir" artikuliert wurden und werden, ist ein Bewusstsein der Notwendigkeit von Perspektivwechseln entstanden, das die feministische Theorie auszeichnet. Teil der feministischen

Erfahrung ist aber auch, wie schwer es subjektiv und objektiv ist, Konsequenzen aus dem Bewusstsein des Autozentrismus zu ziehen.

Nur im Wunderland finden sich Katzen, die einem Rat geben können, wenn man nach dem Weg fragt. Aber auch diesseits des Wunderlands hängt die Richtung, in die beispielsweise feministische Kritik sich entwickeln wird, davon ab, wohin man gehen möchte. Die Antworten, die gegenwärtig auf diese Frage gegeben werden, sind kontrovers. Anliegen dieses Beitrags war es, gegen diejenigen, die in der Dekonstruktion seiner Voraus-Setzungen den Anfang vom Ende des feministischen Projekts sehen, die spezifische *Produktivität* dieser aporetischen Diskurskonstellation hervorzuheben: Streit um Differenz liegt im transnationalen Feminismus nicht nur nahe, die feministische Konstellation schafft auch Gelegenheitsstrukturen, diskursive Räume und Motive, die es potenziell ermöglichen, ihn *auszuweiten* und austragen.

Wenn es zutrifft, dass an den Hochschulen zunehmend eine *lean production* des Lernens und Forschens im Sinne der Zeitökonomie der geraden Wege durchgesetzt wird, dann wird sich allerdings (auch) feministische Kritik erschöpfen, wenn sie sich in und mit diesem Rahmen arrangiert. Ihre Produktivität zehrt von Grenzüberschreitungen, von der Situierung „dazwischen", von der Durchlässigkeit zwischen verschiedenen Räumen und der Möglichkeit von Suchbewegungen innerhalb und außerhalb der Akademien. Die feministische Konstellation entstand als ein Laboratorium der Aufstörung, der Umwege, des Arbeitens am Unterschied. Als Netzwerk Fächer, Länder und Praxisfelder übergreifender Kommunikationen ist sie noch immer eine Universität der vielen Orte, die etwas von dem lebendig hält, was der Name Universität bedeutet. Wenn es zutrifft, dass Egoismus, Gleichgültigkeit und Abschottung gegenüber Anderen im gesellschaftlichen Trend liegen, dann ist die feministische Konstellation, die im Bewusstsein der Nichtidentität der in ihr repräsentierten Erfahrungen und Interessen an der Möglichkeit *geteilter* Kritikperspektiven festhält, eine kulturelle Produktivkaft, die kostbar ist. Sie fordert und fördert die Herausbildung eines emotionalen und kognitiven Potenzials der Reflexivität, von „Beziehungssinn und Unterscheidungsvermögen" (Negt), ohne die eine kosmopolitische Gesellschaft nicht bestehen wird.

Anmerkungen

1 Dass es für Männer keine vergleichbar strukturierten Diskursräume gibt, in denen sie sich über Unterschiede hinweg als Angehörige einer Genus-Kategorie reflektieren, ist nicht nur ein Indikator mangelnder Bedürfnisse, sondern Ausdruck mangelnder Gründe.

2 Weltweit vergleichende Statistiken zur Situation von Frauen und zur ungleichen Verteilung von Ressourcen, Chancen und Optionen belegen drastisch den persistierenden Charakter geschlechtlicher Ungleichheit, Diskriminierung und sexualisierter Gewalt (Saeger 1998).

3 Kommunikationstheoretische Begrifflichkeiten, wie etwa das Paar Thematisierung/Dethematisierung (Pasero 1995), aber auch konstruktivistische Fokussierungen auf Prozesse des *doing gender*, der Zuschreibung und Darstellung von Bedeutungen *in actu*, verfehlen tendenziell historisch sedimentierte Institutionenarragements und Strukturzusammenhänge, in deren

Konstitutionsgeschichte Diskurse der Geschlechterdifferenz eine Rolle gespielt haben, die heute die Form spezifischer Zeitökonomien oder institutioneller Rationalitäten angenommen haben (Krüger 2001; Gottschall 1997). Wer ausschließlich nach Problematisierungen, Thematisierungen, nach gendering-Prozessen als konstruktiven Episoden in Interaktionen oder Repräsentationen von Gender fragt, wird die „geronnene Gewalt der Geschichte" (Marcuse) nicht in den Blick bekommen, in der Gender nicht mehr thematisiert werden muss, weil es in der Gestalt von Sachzwängen fortwirkt.

4 Die Kritik der überkommenen Klassen- und Schichtungsmodelle, die auf erwerbsarbeitsvermittelt vertikale Ungleichheit ausgerichtet waren, vollzog sich in mehreren Schritten: von einer Erweiterung der Analyseperspektiven hin zum Programm einer subjekt- und kontextorientierten Sozialstrukturanalyse (Bieling 2000: 184). In der deutschsprachigen Ungleichheitsforschung der 1980er Jahre wird mit ausgefeilten Schichtungsmodellen oder milieutheoretischen Differenzierungen gearbeitet. Mit der angenommenen Auflösung sozialer Kollektivlagen treten kulturelle Aspekte sozialer Differenzierung (Individualisierung, Pluralisierung der Lebensstile u.a.) in den Vordergrund. Wenn überhaupt erlauben sie es allenfalls in einem statistisch-deskriptiven Sinne von Klassen zu sprechen. Viele Soziologen geben den Klassenbegriff auf. Während in der Marxschen Theorie das Klassenverhältnis eine gesellschaftlich konstitutive ökonomische Ungleichheitsrelation zwischen Produktionsmittelbesitzer und Arbeitskraftbesitzer bezeichnet, die durch den Schein des Äquivalententauschs gesellschaftlich unbewusst gemacht wird, löst sich diese Verhältnisbestimmung in der Schichtungsforschung in einen „Fleckenteppich differenzierter sozialer Lagen" auf (Kreckel 1992: 128). Für die Systemtheorie Luhmanns ist der Klassenbegriff Teil einer antiquierten Kampfsemantik aus der Phase des Übergangs von der stratifizierten zur funktional differenzierten Gesellschaft (Luhmann 1985: 131).

Inzwischen hat sich die Diskussion um soziale Ungleichheit wieder stärker alten und neuen Formen von Armut und Exklusion zugewandt (Bieling 2000: 10ff; Loccumer Initiative kritischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler 1997). Der Bezug auf den Klassenbegriff ist dabei jedoch alles andere als selbstverständlich, geschweige denn einheitlich (Bader/ Benschop/ Krätke/ van Treeck 1998; Crompton 1993; Geißler 1998; Vester 1998). Im Kontext der neueren systemtheoretischen Diskussion, die sich an den einschlägigen Schwächen der Luhmannschen Theorie abarbeitet, werden Fragen der Ungleichheit eher über das Begriffspaar Exklusion/ Inklusion anvisiert (GöbelSchmidt 1998; Nassehi 1997). In der an Bourdieu orientierten politischen Soziologie ist er dagegen als relationaler Klassenbegriff theoretisch und empirisch produktiv gemacht worden, allerdings ohne gesellschaftstheoretisch ausformuliert zu sein (Vester 2002).

5 „Plurality [is] thus a political ideal as much as it [is] a methodological slogan. But [...] a nagging question [remains]: How do we negotiate between my history and yours? How would it be possible for us to recover our commonality, not the humanest myth of our shared human attributes which are meant to distinguish us all from animals, but, more significantly, the imbrication of our various pasts and presents, the ineluctable relationships of shared and contested meanings, values, material resources? It is necessary to assert our dense particularities, our lived and imagined differences. But could we afford to leave unexamined the question of how our differences are intertwined and indeed hierarchically organized? Could we, in other words, really afford to have *entirely* different histories, to see ourselves as living - and having lived - in entirely heterogeneous and discrete places?" (S.P. Mohanty 1989).

Literatur

Alexander, Jaqui/Mohanty, Chandra T. (Hg.): Feminist Genealogies, Colonial Legacies, Democratic Futures. New York/London 1997.

Bader, Veit M./Benschop, Albert/Krätke, Michael R.van Treeck, Werner (Hg.): Die Wiederentdeckung der Klassen. AS 247. Hamburg/Berlin 1998.

Barrett, Michéle: Feminism's Turn to Culture. In: Woman: A Cultural Review. Heft 1, 1990. S. 4-22.

-/Phillips, Anne (Hg.): Destabilizing Theory. Contemporary Feminist Debates. Stanford 1992.

Beck, Ulrich: Macht und Gegenmacht im globalen Zeitalter. Neue weltpolitische Ökonomie. Frankfurt a.M. 2002.

Becker-Schmidt, Regina: Frauenforschung, Geschlechterforschung, Geschlechterverhältnisforschung. In: Becker-Schmidt, Regina/ Knapp, Gudrun-Axeli: Feministische Theorien zur Einführung. Hamburg 2000.

-: Gender and Work in Transition. Globalization in Western, Middle and Eastern Europe. Ifu. Opladen 2002.

-: Relationalität zwischen den Geschlechtern. Konnexionen im Geschlechterverhältnis. In: Zeitschrift für Frauenforschung, Heft 3, 16. Jg., 1998. S. 5-21.

Beer, Ursula: Theorien geschlechtlicher Arbeitsteilung. Frankfurt a.M./New York 1984.

Benhabib, Seyla: Kulturelle Vielfalt und demokratische Gleichheit. Politische Partizipation im Zeitalter der Globalisierung. Horkheimer Vorlesungen. Frankfurt a.M. 1999.

Best, D.L./Williams, J.E.: A cross-cultural viewpoint. In: Beall, A.E./Sternberg, R.J. (Hg.): The psychology of gender. New York 1993. S. 215-248.

Bieling, Hans-Jürgen: Dynamiken sozialer Spaltung und Ausgrenzung. Gesellschaftstheorien und Zeitdiagnosen. Münster 2000.

Bierhoff, Hans-Werner/Fetchenhauer, Detlef (Hg.): Solidarität. Konflikt, Umwelt und Dritte Welt. Opladen 2001.

Bittlingmayer, Uwe H./Eickelpasch, Rolf: Pierre Bourdieu: Das Politische seiner Soziologie. In: Bittlingmayer, Uwe H./Eickelpasch, Rolf/Kastner, Jens/Rademacher, Claudia (Hg.): Theorie als Kampf. Zur politischen Soziologie Pierre Bourdieus. Opladen 2002.

Bordo, Susan: Feminism, Postmodernism, and Gender Scepticism. In: Nicholson, Linda (Hg.): Feminism/Postmodernism. New York/London 1990.

Brooks, Ann: Postfeminisms. Feminism, Cultural Theory and Cultural Forms. London 1997.

Claussen, Detlev/Negt, Oskar/Werz, Michael (Hg.): Kritik des Ethnonationalismus. Hannoversche Schriften 2. Frankfurt a.M. 2000.

Crompton, Rosemary: Class and Stratification. An Introduction to Current Debates. Oxford 1993.

Davis, Angela: Rassismus und Sexismus. Berlin 1982.

Fraser, Nancy: Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht. Frankfurt a.M. 1994.

Frerichs, Petra: Klasse und Geschlecht 1. Arbeit. Macht. Anerkennung. Interessen. Opladen 1997.

-/Steinrücke, Margarete (Hg.): Soziale Ungleichheit und Geschlechterverhältnisse. Opladen 1993a.

-/Steinrücke, Margarete: Frauen im sozialen Raum. Offene Forschungsprobleme bei der Bestimmung ihrer Klassenposition. In: Frerichs, Petra/Steinrücke, Margarete (Hg.): Soziale Ungleichheit und Geschlechterverhältnisse. Opladen 1993b. S. 191-205.

Frey, Dieter/Irle, Martin (Hg.): Theorien der Sozialpsychologie. Band II: Gruppen- und Lerntheorien. Bern 1985.

Friese, Marianne: Modernisierungsfallen im historischen Prozess. Zur Entwicklung von Frauenerwerbsarbeit in einem gewandelten Europa. In: Berliner Journal für Soziologie. 5/1995, Heft 4. S. 149-162.

Geißler, Rainer: Das Mehrfache Ende der Klassengesellschaft. Diagnosen sozialstrukturellen Wandels. In: Friedrichs, Jürgen/Lepsius, M. Rainer/Mayer, Karl Ulrich (Hg.): Die Diagnosefähigkeit der Soziologie. Sonderheft 38/1998 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. S. 207-237.

Gerhard, Ute: Patriarchatskritik als Gesellschaftsanalyse. Ein nicht erledigtes Projekt. In: Arbeitsgemeinschaft Interdisziplinärer Frauenforschung und -studien (Hg.): Feministische Erneuerung von Wissenschaft und Kunst. Pfaffenweiler 1990.

–: Sozialstaat auf Kosten der Frauen. In: Gerhard, Ute/Schwarzer, Alice/Slupik, Vera (Hg.): Auf Kosten der Frauen. Frauenrechte im Sozialstaat. Weinheim/Basel 1988. S. 11-204.

–: Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert. Frankfurt a.M. 1978.

Göbel, Markus/Schmidt, Johannes F.K.: Inklusion/Exklusion: Karriere, Probleme und Differenzierungen eines systemtheoretischen Begriffspaars. In: Soziale Systeme. 4, 1998. S. 87-117.

Gottschall, Karin: Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Kontinuitäten und Brüche, Sackgassen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs. Opladen 2000.

–: Zum Erkenntnispotential sozialkonstruktivistischer Perspektiven für die Analyse von sozialer Ungleichheit und Geschlecht. In: Stefan Hradil (Hg.): Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996. Frankfurt a.M./New York 1997. S. 479-497.

Gutiérrez-Rodriguez, Encarnación: Fallstricke des Feminismus: Das Denken 'kritischer Differenzen' ohne geopolitische Kontextualisierung. Einige Überlegungen zur Rezeption antirassistischer und postkolonialer Kritik. In: Polylog. Zeitschrift für interkulturelles Philosophieren. Wien. Nr. 4, 1999.

–: Frau ist nicht gleich Frau, nicht gleich Frau... Über die Notwendigkeit einer kritischen Dekonstruktion in der feministischen Forschung. In: Fischer, Ute/Kampshoff, Marita/Keil, Susanne/Schmitt, Mathilde (Hg.): Kategorie: Geschlecht? Empirische Analysen und feministische Theorien. Opladen 1996. S. 163-190.

Gümen, Sedef: Das Soziale des Geschlechts. Frauenforschung und die Kategorie 'Ethnizität'. In: Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften. 224, 1998. S. 187-202.

–: Die sozialpolitische Konstruktion 'kultureller' Differenzen in der bundesdeutschen Frauen- und Migrationsforschung. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. Heft 19, 1996, 42. S. 77-89.

Habermas, Jürgen: Die postnationale Konstellation. Politische Essays. Frankfurt a.M. 1998.

Hagemann-White, Carol/Rerrich, Maria S. (Hg.): FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion. Bielefeld 1988.

Haraway, Donna: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt a.M./New York 1995.

–: Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Priviledge of a Partial Perspective. In: Feminist Studies 14, 1988. S. 575-599.

Harcourt, Wendy (Hg.): Women in the Digital Age. Society for International Development. Rom 1998.

- (Hg.): Women@Internet: Creating new cultures in cyber space. London 1999.

Heinemann, Lars: Ethnizität und Geltung. Möglichkeiten und Grenzen konstruktivistischer Theorien bei der Erklärung ethnischer Vergemeinschaftung. In: Rademacher, Claudia/ Wiechers, Peter (Hg.): Geschlecht, Ethnizität, Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz. Opladen 2001.

Hull, T. Gloria/Scott, Patricia Bell/Smith, Barbara (Hg.): All the Women Are White, All the Blacks are Men, But Some of Us are Brave. New York 1979.

Kelly, Caroline/Breinlinger, Sara: The Social Psychology of Collective Action. London 1996.

Klinger, Cornelia: Essentialism, Universalism, and Feminist Politics. In: Constellations. An International Journal of Critical and Democratic Theory. September 1998a.

-: Feministische Philosophie als Dekonstruktion und Kritische Theorie. Einige abstrakte und spekulative Überlegungen. In: Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne. Frankfurt a.M./New York 1998b. S. 242-257.

Knapp, Gudrun-Axeli: Die Vergessene Differenz. In: Feministische Studien. 6/1988. S. 12-31.

-: Grundlagenkritik und stille Post. Zur Debatte um einen Bedeutungsverlust der Kategorie „Geschlecht". In: Heintz, Bettina (Hg): Geschlechtersoziologie, Sonderheft 41/2001 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, S. 53-75.

-/Wetterer, Angelika (Hg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster 2001.

Kreckel, Reinhard: Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit. Frankfurt a.M./New York 1992.

Krüger, Helga: Gesellschaftsanalyse. Der Institutionenansatz in der Geschlechterforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster 2001.

Küster, Sybille: Wessen Postmoderne? Facetten postkolonialer Kritik. In: Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne. Frankfurt a.M./New York 1998, S. 178-215.

Lenz, Ilse/Szypulski, Anja/Molsich, Beate (Hg.): Frauenbewegungen international: eine Arbeitsbibliographie. Opladen 1996.

Lilli, Waldemar/Luber, Manuela: Solidarität aus sozialpsychologischer Sicht. In: Bierhoff, Hans-Werner/Fetchenhauer, Detlef (Hg.): Solidarität. Konflikt, Umwelt und Dritte Welt. Opladen 2001. S. 273-293.

Loccumer Initiative kritischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (Hg): Ökonomie ohne Arbeit - Arbeit ohne Ökonomie. Entwicklungstendenzen des Kapitalismus und politische Interventionen. Hannover 1997.

Luhmann, Niklas: Die Wirtschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M. 1985.

Modlesky, Tanja: Feminism without Women: Culture and Criticism in a 'Postfeminist' Age. New York 1991.

Mohanty, Chandra Talpade: Feminist Encounters: Locating the Politics of Experience. In: Barrett, Michéle/Phillips, Anne (Hg.): Destabilizing Theory. Contemporary Feminist Debates. Stanford 1992. S.74-93.

Mohanty, S.P.: Us and Them: On the Philosophical Bases of Political Criticism. In: The Yale Journal of Criticism. 2, 1989. S. 1-31.

Nassehi, Armin: Inklusion/Exklusion - Integration, Desintegration. Die Theorie funktionaler Differenzierung und die Desintegrationsthese. In: Wilhelm Heitmeyer (Hg.): Was hält die Gesellschaft zusammen? Frankfurt a.M. 1997. S. 113-148.

Negt, Oskar: Das permanente Macht-Dilemma der Geistes- und Sozialwissenschaften. In: Reinalter, Helmut/Benedikter, Roland (Hg.): Die Geisteswissenschaften im Spannungsfeld zwischen Moderne und Postmoderne. Wien 1998. S. 45-65.

Odierna, Simone: Die heimliche Rückkehr der Dienstmädchen. Opladen 2000.

Pasero, Ursula: Dethematisierung von Geschlecht. In: Pasero, Ursula/Braun, Friederike (Hg.): Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler 1995.

Phizacklea, Annie: Migration and Globalisation: A feminist perspective. In: Koser, Khalid/Lutz, Helma (Hg.): The New Migration in Europe. Social Constructions and Social Realities. London 1998. S. 21-33.

Rerrich, Maria: Auf dem Weg zu einer neuen internationalen Arbeitsteilung der Frauen in Europa? Beharrungs- und Veränderungstendenzen in der Verteilung der Reproduktionsarbeit. In: Schäfers, Bernhard (Hg.): Lebensverhältnisse und soziale Konflikte im neuen Europa. Frankfurt a.M./New York 1993. S. 93-102.

Riggins, Stephen Harold (Hg.): The Language and Politics of Exclusion. Others in Discourse. London 1997.

Saeger, Joni: Der Fischer Frauen Atlas. Frankfurt a. M. 1998.

Sassen, Saskia: Überlegungen zu einer feministischen Analyse der globalen Wirtschaft. In: Young, Brigitte (Hg.): Globalisierung und Gender. PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft. 111, 28. Jg. Nr. 2, Juni 1998. S. 199-217.

Schwarzkopf, Jutta: Women in the Chartist Movement. London 1991.

Singer, Mona: Epistemologie des Situierten Wissens. Wien 2003 (im Erscheinen).

-: Fremd. Bestimmung. Zur kulturellen Verortung von Identität. Tübingen 1997.

Tajfel, Henri: Gruppenkonflikt und Vorurteil. Entstehung und Funktion sozialer Stereotype. Bern 1982.

Turner, John C. (Hg.): Rediscovering the social group. A self-categorization theory. Oxford 1987.

UNIFEM: Women@Work Against Violence: Voices in cyberspace. New York 1999.

Utz, S.: Virtuelle Gemeinschaften und soziale Identität. In: Bornewasser, Manfred/ Wakenhut, Roland (Hg.): Ethnisches und nationales Bewußtsein zwischen Globalisierung und Regionalisierung. Frankfurt a.M./Berlin 1999. S. 229-244.

Vester, Michael: Das relationale Paradigma und die politische Soziologie sozialer Klassen. In: Bittlinger, Uwe/Eickelpasch, Rolf/Kastner, Jens/Rademacher, Claudia (Hg.): Theorie als Kampf? Zur politischen Soziologie Pierre Bourdieus. Opladen 2002.

-: Was wurde aus dem Proletariat? Das mehrfache Ende des Klassenkonflikts: Prognosen des sozialstrukturellen Wandels. In: Friedrichs, Jürgen/Lepsius, M. Rainer/Mayer, Karl Ulrich (Hg.): Die Diagnosefähigkeit der Soziologie. Sonderheft 38/1998 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. S. 164-207.

Wagner, Gerhard: Herausforderung Vielfalt. Plädoyer für eine kosmopolitische Soziologie. Konstanz 1999.

Young, Brigitte (Hg.): Globalisierung und Gender. PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft. 111, 28. Jg. Nr. 2, Juni 1998.

Paula-Irene Villa

Woran erkennen wir eine Feministin? Polemische und programmatische Gedanken zur Politisierung von Erfahrungen

1 Erste These: Feminismus und Frauenbewegung sind nicht dasselbe[1]

Die Frage, woran wir eine Feministin erkennen, enthält einige strittige Implikationen, deren Reflexion Bände füllen: Wer sind 'wir'? Was kennzeichnet eine Feministin? Könnte es auch heißen: 'Woran erkennen wir einen Feministen'? Mit 'wir' meine ich in diesem Beitrag diejenigen, die sich in reflektierter Weise mit Feminismus als Theorie und Praxis auseinander setzen, was ich bei der Leserschaft dieses Textes voraussetze. Es handelt sich also nicht um ein identitätspolitisches Wir, aber doch um eines im Sinne punktueller, strategischer Bündnisse einer politischen Sache wegen. Diese Sache – Feminismus – möchte ich nicht endgültig definieren, aber zunächst folgendermaßen auf den Punkt bringen: Die Einsicht in die strukturelle, herrschaftsförmige, historisch gewordene Ungleichheit und Ungleichwertigkeit der Geschlechter im Zusammenhang mit anderen (Ungleichheits-)Strukturen sowie der Anspruch, anhand verschiedener Praxen diese Strukturen zu überwinden. Inwiefern dies 'feministisch' ist, soll im Laufe des Beitrags problematisiert, aus unterschiedlichen theoretischen wie gesellschaftsdiagnostischen und einem empirischen – Blickwinkel(n) reflektiert und schließlich in einigen zugespitzten ausblickenden Überlegungen zur Diskussion gestellt werden.

Das zentrale Problem dieses Beitrags ist das (womöglich angespannte) Verhältnis zwischen älteren und jüngeren – feministischen? – Frauen. Gibt es, so die daraus folgende 'Wir-Frage', gegenwärtig zwischen z.B. den „akademischen Berufsfeministinnen" (in Anlehnung an Holland-Cunz 1997) und den jungen Studierenden in den einschlägigen Seminaren ein – ob reales, imaginäres, dialogisches, konfliktreiches, ungleiches, solidarisches – 'Wir'? Wenn ja, worauf gründet sich dieses? Wenn nicht, warum nicht? Wenn janein: Worin liegen Skepsis und Grenzen, aber auch Potenziale und Chancen? Folgt man der entsprechenden Literatur (vgl. exemplarisch Oechsle/Geissler 1998), sind junge Frauen mehrheitlich davon überzeugt, ihnen stünden alle Möglichkeiten auf eine selbstbestimmte Lebensgestaltung offen, und zwar jenseits des Geschlechts. Wenn aber, so die Ergebnisse dieser Studien, eigenständig Produktions- und Reproduktionsarbeit im Alltag gemanagt werden müssen und wenn sie sich als eigenständige Individuen in die ungleiche institutionalisierte Geschlechterordnung des bundesrepublikanischen Wohlfahrtsstaats einfädeln müssen, wird klar, dass die z.T. durchaus feministischen, zumindest geschlechterdemokratischen Leitbilder junger Frauen (und Männer) in der „Reproduktion der geschlechtlichen Arbeitsteilung absorbiert" werden (Lenz 2001: 214).

Ein weiterer Anstoß zur Auseinandersetzung mit den 'jungen Frauen' liefern einige verstörende Töne in der Debatte um das Erbe des Feminismus. Da findet sich beispielsweise übles Feminismus-Bashing in journalistischen Plädoyers „für eine neue Frauenbewegung" (Weingarten/Wellershoff 1999, vgl. auch Rutschky 1999), wir lesen z.T. erbitterte Vorwürfe gegenüber der Frauenforschung und gegenüber feministischer Theorie ob ihrer Praxis- und Politikferne (vgl. Hagel/Schuhmann 1994: 73; Grimm 1994: 161), und vielen hallt sicher die in unbehaglich stimmenden Familienmetaphern gekleidete Debatte um die Generationenfrage innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung noch in den Ohren (vgl. Stoehr 1994, Landweer 1994, Gerhard 2001). All diese Misstöne sind m.E. Ausdruck notwendiger und engagierter intellektueller 'Suchbewegungen', bei denen die Frage, was Feminismus war und was er heute sein kann, virulent wird. Hieran schließt sich die Frage, ob es noch eine Frauenbewegung gibt bzw. geben kann, und - wenn ja - wo sie denn steckt und was sie macht, nahtlos an. Aber, und dies ist bereits meine erste These, Feminismus und Frauenbewegung sind weder deckungsgleich noch in ihrer aktuellen Existenz voneinander dergestalt abhängig, dass das Eine ohne das Andere nicht sein kann. Ob sie aber jeweils gesellschaftlich wirkungsmächtig sind, wenn sie nicht gleichzeitig auftreten, das ist eine andere, wenngleich zentrale Frage. „Feminismus ohne Frauenbewegung" betiteln Weingarten/Wellershoff ihr erstes Kapitel, in dem sie das gegenwärtige Dilemma - polemisch - diagnostizieren. Dieses liegt darin, dass einerseits die Frauenbewegung tot sei (Weingarten/Wellershoff 1999: 9), die jungen Frauen heute aber durchaus einen „feministischen Bewusstseinsstand (erreicht)" haben (ebd., S. 19).[2] Der Diagnose schließe ich mich durchaus an, wenngleich ich beide Einschätzungen für unter- bzw. übertrieben halte. Die Autorinnen verwechseln einerseits individuelles Selbstbewusstsein, Geschlechtersensibilität und 'Trivialfeminismen' mit den notwendigerweise politischen, gesellschaftsanalytischen und herrschaftskritischen kollektiven Strategien des Feminismus (bzw. der Feminismen). Für einige junge Frauen trifft die Diagnose 'feministisches Bewusstsein' als politisierte, herrschaftskritische und kollektiv entwickelte Einstellung aber zu, so etwa für diejenigen, die sich innerhalb pop-kultureller Kontexte feministisch artikulieren (vgl. Abschnitt 4). Andererseits ist die Frauenbewegung nicht schlicht tot, sondern weniger spektakulär, weniger populär und weniger gesellschaftlich wirksam als sie es in den 1970ern und 1980ern war (vgl. Gerhard 2001: 25f.).

Noch ein klärendes Vor-Wort: Wenn im Nachfolgenden zunächst von 'den jungen Frauen' die Rede ist, so stellt das eine vereinfachende Zusammenfassung dar, denn es gibt die jungen Frauen selbstverständlich ebenso wenig als homogene Gruppe oder gar Identität wie es 'die Frauen' gibt. Doch folge ich mit dieser Vereinfachung zunächst der entsprechenden empirisch orientierten Literatur. Im vierten Abschnitt werde ich aber die Generation der jungen Frauen differenzierter betrachten, wenn es um entsprechende feministische Subkulturen geht, die an der „Ästhetisierung der Lebenswelt" (Annuß 1996: 513) anknüpfen.

2 Zweite These: Popularisierung führt zu Simplifizierung

Es gibt eine für Frauenforscherinnen irritierende Erfahrung im Kontext akademischer Lehre, nämlich die widersprüchliche Wahrnehmung von jungen Frauen in der Hochschule. Widersprüchlich ist diese Wahrnehmung junger Studentinnen insofern als einerseits ihre (scheinbare) Entpolitisierung, ihre entsprechende Naivität in Bezug auf strukturelle Geschlechterungleichheiten und ihre Individualisierung - im Sinne von Individuierung und privatistische Verengung - zu beklagen ist.[3] Diese Klage wird im Zuge der selbstreflexiven Auseinandersetzungen feministischer Wissenschaft kaum verbindlich, z.B. nachlesbar, formuliert, doch ist sie häufig zu hören, wenn gestandene Frauenforscherinnen miteinander arbeiten. Andererseits ist aber (und dies wird immer wieder publiziert) unübersehbar, dass junge Frauen heutzutage - mehr oder weniger reflektiert - auf die von Feministinnen erkämpften Veränderungen aufbauen. Insofern ist die 'Unbekümmertheit' junger Frauen auch als Erfolg feministischer Strategien der letzten Jahrzehnte zu bewerten, weil junge Frauen heute in der Tat profitieren von vielfältigen Effekten der Frauenbewegung(en): „(Der) Erfolg der neuen Frauenbewegung ist nicht ohne weiteres messbar, aber unzweifelhaft. Was die Frauenbewegung allein seit den siebziger Jahren an Veränderungen im Geschlechterverhältnis, zumindest im Hinblick auf die Orientierung und die Lebensentwürfe von Frauen bewirkt hat, ist an scheinbaren Selbstverständlichkeiten abzulesen, (...)" (Gerhard 2001: 26). Das zu machen, was frau will, so zu sein, wie frau will, sich zu kleiden, wie frau will, sich politisch zu engagieren oder nicht, Beziehungen aktiv zu gestalten, sich Gewalt nicht bieten zu lassen, auszugehen und zu reisen - auch alleine -, zu studieren oder einen Beruf zu erlernen - und zwar mit der Absicht, die eigene Existenz zu sichern -, Sexualität und Reproduktion zu trennen usw. Dies sind Beispiele solcher Selbstverständlichkeiten, die junge Frauen heute für sich in Anspruch nehmen, häufig ohne sich vorstellen zu können, dass Vieles davon noch vor nicht allzu langer Zeit keinesfalls selbstverständliche Optionen für Frauen waren (von einzelnen Pionierinnen abgesehen). So ist davon auszugehen, dass die zweite Frauenbewegung die bundesrepublikanische Wirklichkeit ebenso (viel oder wenig) reflexiv modernisiert hat wie die anderen sozialen Bewegungen, die die Bundesrepublik erlebt hat. Dieser Wandel betrifft kulturelle, soziostrukturelle, politische und institutionelle Aspekte (Lenz 2001: 212), allerdings in überaus unterschiedlichem Ausmaß. Es ist vor allem der normative Horizont bzw. die Ebene der „symbolischen Ordnung" (Knapp 1992: 295), in denen sich junge Frauen heute bewegen, die durch die Impulse der Frauenbewegung tief greifend modernisiert, also ent-traditionalisiert wurden. Neue Normen umfassen, wenngleich nicht unbedingt durchgängig, emanzipatorische i.S. von egalitäre oder gar feministische Leitbilder (Oechsle 1998) und - auch hier widersprüchliche, weil sowohl retraditionalisierte als auch reflexiv modernisierte - Optionen der subjektiven Lebensführung (Diezinger/ Rerrich 1998). Ich vermute, was den Wandel der symbolischen Ordnung der gesellschaftlichen Wirklichkeit junger Frauen heute betrifft, eine ambivalente Popularisierung

feministischer Ziele und Praxen. Es gibt einen Wandel der symbolischen Ordnung, der mit der Popularisierung feministischer Inhalte und auch Praxen einhergeht. Dabei stellen sich diese heute ziemlich anders dar als sie ursprünglich gemeint waren und auch als sie ursprünglich gelebt wurden.[4] Dies nicht zuletzt deshalb, weil - so könnte man feministisch-pessimistisch formulieren - jenseits der symbolischen Ordnung im Verhältnis der Geschlechter vergleichsweise wenig Modernisierung zu verzeichnen ist. Sicherlich bekleiden mehr Frauen politische Funktionen, es gibt gesetzliche Instrumente zur Gleichstellung, wesentliche Verbesserungen hinsichtlich des Schutzes vor sexualisierter Gewalt und einige Fortschritte in der berüchtigten Vereinbarkeitsfrage - aber... Die Vereinbarkeitsfrage ist nach wie vor und immer wieder neu eindeutig eine Frauenfrage, Gleichstellungspolitik ist in ihren Wirkungen ambivalent, tangiert Männer weiterhin nur am Rande und ist im Zuge der Implementierung des Management-Tools 'gender mainstreaming' dabei, sich weiter zu entwaffnen (vgl. Wetterer 2002 und in diesem Band). Ebenso kommt die Integration von Frauen in der Wissenschaft eher zäh voran, wie jede einschlägige Statistik belegt.

Selbst wohlmeinende, den Wandel gerade bei jüngeren Frauen fast schon per se positiv wertende Studien, kommen zu einem eher ernüchternden Ergebnis. Eine Vielzahl dieser Studien resümierend, bilanziert Metz-Göckel: „Erkennbar verunsichert sind sie (die Männer, d.V.) nicht. (Junge, d.V.) Frauen dagegen scheinen mit einem Überschuss an gutem Willen in neue Lebensphasen einzutreten, um zu erfahren, dass die Strukturen beharrlicher sind, als sie angenommen haben. Innere Verunsicherungen begleiten ihren Terraingewinn. Das heißt gleichzeitig, Frauen und Männer setzen sich auf illusionärem Grund zueinander in Beziehung" (Metz-Göckel 1998: 261). Junge Frauen meinen eine Zeit lang 'alles' zu können, junge Männer sehen sich überwiegend nicht als ein Geschlecht und die Strukturen ungleicher Geschlechterverhältnisse überdauern selbst spektakulär erfolgreiche Reformen - Stichwort Bildungserfolg der Mädchen - recht unbeschadet.

Dass Strukturen beharrlicher sind als geglaubt, ist eine bekannte sozialwissenschaftliche Einsicht, die aber nach wie vor selten zu den maßgeblichen Feuilletons oder den Medien überhaupt durchdringt. Das heißt, im 'diskursiven Guerilla-Krieg', dem sozialen Kampf um Semantiken und Be-Deutung haben gesellschafts- und strukturtheoretisch orientierte Ansätze seit Jahrzehnten eine randständige Position.[5] Die Rede von Strukturen, ob als Klassen-, Geschlechter- oder sonstiger (Herrschafts-)Verhältnisse, hat - auch in der intellektuellen Öffentlichkeit - den schlechten Ruf alte Ideologie zu sein. Die Popularisierung postmoderner Denkfiguren, allen voran die des 'Endes der großen Erzählungen' (Lyotard), hat hierzu nicht wenig beigetragen.

Wenn die zweite These stimmt, sind also feministische Ziele und Deutungen in gewisser Weise Alltagsverständnis geworden - zumindest stehen sie als Deutungen für Erfahrungen zur Verfügung und werden auch genutzt.[6] Bei ihrer Aufnahme haben diese Deutungen aber, so meine zugespitzt formulierte 'Simplifizierungsthese', an Komplexität eingebüßt. Dies ist nur logisch, weil Politik, insbesondere öffentlichkeitswirksame

Bewegungsaktionen, mit vergleichsweise einfachen Codes operieren müssen.[7] Breitenwirksame, vor allem politisch mobilisierende Deutungen sozialer Realitäten sind notwendigerweise weniger komplex als die gedeuteten Realitäten in ihrer gesamten und widersprüchlichen Mannigfaltigkeit und weniger komplex als ihre akademische, theoretische Erörterung. Sie wären sonst erstens nicht öffentlichkeitswirksam vermittelbar und zweitens nicht hinreichend anschlussfähig an verschiedene soziale Akteure, Institutionen, politische Netzwerke usw. Und dies müssen Deutungsangebote sein, um hinreichend 'Masse' und damit 'Gewicht' für Veränderungsprozesse mobilisieren zu können (vgl. Lenz 2001: 192 sowie die dort angegebene Literatur). Mit Simplifizierung ist also hier keine Abwertung von Inhalten per se gemeint, sondern ihre - notwendige und effektive - verkürzte Verdichtung in strategisch-politischer Absicht. Der Begriff der 'Gleichheit' ist hierfür nur eines von vielen Beispielen: Mit Gleichheit kann jede und jeder etwas anfangen, der Begriff scheint alltagsweltlich selbstverständlich und klar. Für frauenpolitische Bemühungen war und ist er eine unerlässliche Vokabel. Und doch, davon zeugen die intensiven feministischen Auseinandersetzungen um den Begriff (vgl. Hornung 2001), ist Gleichheit alles andere als ein simpler Begriff.

Ein weiteres Beispiel ist eines der bekanntesten Leitmotive der zweiten Frauenbewegung, nämlich dass das Private politisch sei. Auch hier gilt, dass dieses geflügelte Wort eine knappe Formulierung für einen komplexen Sachverhalt ist. Hinter dem Slogan verbirgt sich die Einsicht darin, dass patriarchale (auch dies wieder ein verkürztes und vielfach kritisiertes 'Auf-den-Begriff-Bringen') Geschlechterverhältnisse den Subjekten nicht äußerlich sind. Das heißt, Frauen stehen den strukturell ungleichen und hierarchischen Strukturen männlicher Dominanz nicht als 'Aliens' gegenüber. Vielmehr sind sie - wenn auch in sehr unterschiedlicher Weise - nicht nur von diesen qua Sozialisation durchdrungen, sondern auch an der Herstellung dieser Strukturen selbst beteiligt - auch dies wieder in je spezifischen Modi, z.B. je nach 'citizenship'-Status, sexueller Identität oder Klassenposition. In den 80er Jahren machte das Schlagwort der Mit-Täterschaft (Thürmer-Rohr 1992) die Runde und sorgte für intensive Debatten.[8] Beteiligung an ungleichen Geschlechterverhältnissen bzw. am Patriarchat, wie es 'damals' hieß, hieß vor allem die - im heutigen Sprachgebrauch - (Mit-)Konstruktion von Geschlechterverhältnissen am eigenen Leibe und anhand desselbigen, im eigenen Hause, in der eigenen Beziehung. Sexualität und Körper waren bevorzugte Arenen der feministischen Politisierung von Erfahrungen, und sind es bis heute geblieben[9] - denn auch so lassen sich die aktuellen Debatten um Butler und queer theory deuten. Kurz: Wohnformen, Wäschewaschen, 'Wer-mit-Wem' (Wie) und vieles angeblich rein 'Subjektive' mehr wurde im Rahmen 'frauenbewegter' Praxen verstanden als Teil gesellschaftlicher Strukturen und Prozesse, die den konkreten 'weiblichen Lebenszusammenhang' prägten. Nicht die Privatisierung des Politisch-Sozialen war dabei die spezifisch feministische Stoßrichtung, sondern die Politisierung des Privaten. In der von Frigga Haug entwickelten „Erinnerungsarbeit" (Haug 1999) beispielsweise, die auf den berühmt-berüchtigten Selbsterfahrungsgruppen feministischer Bewegungskultur basiert,

steht entsprechend die Suche nach Vergesellschaftungsprozessen anhand individueller, aber kollektiv gedeuteter, und theoretisch analysierter biographischer Geschichten im Mittelpunkt. Wer heute verächtlich darüber die Nase rümpft, verkennt womöglich die feministische Pointe, die Frauenbewegungskultur haben kann (aber nicht muss): Ausgehend vom Konkreten zum Allgemeinen, vom Subjekt zur Struktur die Verhältnisse und den eigenen Beitrag zu diesen verstehen, um kollektiv politische Praxis zu gestalten. Sichtbar, öffentlichkeits- und vor allem medienwirksam waren aber immer wieder nur die spektakulären individuellen Effekte. Denn die feministische Kritik an Schönheitsidealen der Werbung, an der Degradierung von Frauen zu Sex-Objekten in den Medien usw. blieb nicht rein sprachlich oder abstrakt. Kritik wurde in den Aktionen der Frauenbewegung auch wortwörtlich verkörpert. Das heißt, feministische Kritik wurde auch symbolisch, auf einer 'ästhetischen' Ebene praktiziert. Hieran knüpfen heute junge Feministinnen an, worauf ich weiter unten eingehen werde.

Simplifizierungen hat es aber nicht nur in spektakulären ästhetischen Ausprägungen gegeben, sondern auch in politischer Hinsicht: Frauenförderung, Gleichstellung, Quote - viele Stichworte der Politik, wie sie im Zuge der Institutionalisierung und Professionalisierung (Lenz 2001: 206ff.) der Frauenbewegung betrieben wurde bzw. wird, sind 'Vereinfachungen' im Dienste der großen Wirkung. Seit es sie gibt, werden sie von akademischer Seite mehr oder weniger wohlwollend hinterfragt, verkompliziert, kritisiert.[10] Aber sie wären sicher nicht halb so erfolgreich gewesen - und dies bedeutet wirkungslos -, wenn sie nicht so 'einfach' wären. Für die relativ erfolgreiche Institutionalisierung der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung gilt dies im Übrigen in gewisser Weise auch, wie Lerke Gravenhorst, die erste Sprecherin der entsprechenden Sektion in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie beschreibt: Die Bezeichnung 'feministisch' war „so negativ besetzt, (...) dass z.B. wir Gründerinnen der Sektion 'Frauenforschung' in der DGS eine pragmatische Anpassung an die Sprache der damals vorherrschenden frauen- und geschlechterpolitischen Vorstellungen betrieben. Ohne die semantische Anpassung wäre in der Bundesrepublik die offizielle Anerkennung von Frauenforschung als Wissenschaftsdisziplin (...) wohl kaum erfolgt" (Gravenhorst 2001: 96f.). Der Anpassung, die eine der „Gründerinnen" (Stoehr 1994) hier beschreibt, verdanken wir viel, viele von uns die berufliche Existenz. Es ist eine Anpassung, die nicht zufällig eine Verschiebung von einer Sach- zu einer Identitätskategorie meint: aus *feministischer* Soziologie wird *Frauen*forschung. Statt 'feministisch' zu sagen, und immer wieder sowohl in internen Auseinandersetzungen wie auch gegen viel externen Widerstand und Diffamierung ausbuchstabieren zu müssen, was das denn nun genau sei, können sich unter dem Stichwort 'Frauen'(forschung oder -politik) einerseits viele zunächst vereinigen, die weder deckungsgleiche theoretische, methodische, politische oder alltagsweltliche Ziele verfolgen. Andererseits ist bzw. war die Leerstelle 'Frauen' für viele politisch relevante Gruppen hinreichend anschlussfähig, d.h. eine geeignete „Gelegenheitsstruktur" um Ressourcen mobilisieren zu können sowie Netzwerke zu knüpfen (vgl. Lenz 2001: 193f.). Der Aufstieg des Begriffs

'gender' z.B. neuerdings bei 'gender mainstreaming' oder auch 'gender studies' ist ein weiteres Beispiel für die Verschiebung von politisch-sachlichem Verortungszusammenhang zu einer subjektbezogenen, allgemeinen 'Leerfloskel' im Dienste pragmatischer Politik. Dies muss, wie gesagt, keinesfalls heißen, dass unter den Regenschirmen keine intensiven Reflexionen über Inhalte und Strategien stattfänden. Im Gegenteil. Aber, er ist eben auch offen für nicht-FeministInnen, für solche, die es werden könnten oder für solche, die den verschiedenen Bedeutungen von 'feministisch' eine weitere hinzufügen wollen.

Man kann also die Frauenbewegung nicht für ihre Erfolge feiern und ihr zugleich vorwerfen, sie sei inhaltlich zu schlicht. Ebenso unzulässig ist es, diejenigen, die sich in Betrieben, Parteien, Ämtern, Projekten, Kommunen und weiteren 'Niederungen' der politischen Praxis engagieren, vom hohen Ross der Theorie herunter dafür zu schelten, sie hätten „statt die Abschaffung des Geschlechterverhältnisses" das „'Frauenproblem' erfolgreich abgewickelt" (Hagel/Schuhmann 1994: 75). Beide Vorwürfe sind insofern unangemessen, als pragmatische Politik und feministisches Denken nicht deckungsgleich sind - leider und zum Glück. Schade ist dies, weil beides sicherlich wirkungsvoller wäre, wenn sie dieselben Inhalte gleichermaßen erfolgreich umsetzen würden. Eine sinnvolle Ungleichzeitigkeit ist dies aber, weil feministisches Denken notwendigerweise utopisch, kreativ, verstörend und insofern häufig unpragmatisch sein muss. Feministisches Denken und Gleichstellungspolitik bereichern sich vielmehr gegenseitig, müssen aber, um die Bereicherung auch annehmen zu können, wissen, dass sie es mit unterschiedlichen Bezugsrahmen und darin gebotenen bzw. verweigerten Ressourcen zu tun haben. Mit diesen Ausführungen will ich nicht behaupten, alle frauenpolitisch agierenden Akteurinnen seien 'schlicht' bzw. alle feministischen Intellektuelle (vgl. Grimm 1994) seien arrogant überkomplex. Meine Erfahrung ist vielmehr, dass beide Gruppen wissen (können), dass sie in den jeweiligen Bezugssystemen - Politik, Wissenschaft, Lebensführung - eine jeweils andere 'Sprache' sprechen müssen bzw. können sowie je spezifische Handlungslogiken folgen müssen bzw. können. Jedes Personalverfahren, an denen feministische Wissenschaftlerinnen beteiligt sind, zeugt von der inneren Zerreißprobe, die aus diesem Wissen stammt: Ja, Frauen sollen als solche gefördert werden - auch wenn es sie als solche gar nicht gibt. Und die Gleichstellungsbeauftragte einer Verwaltung weiß ebenso, dass die Dinge eigentlich viel komplexer sind, als es im Frauenförderprogramm steht, und dass dieser Plan ganz sicher die Geschlechterverhältnisse als solche nicht revolutionieren wird.

Man kann den heute jungen Frauen nun ebenso wenig vorwerfen, sie seien nicht auf eine elaborierte, akademisch durchdachte Weise feministisch gesinnt. Zum einen ist feministisches Denken alles andere als unmittelbar zugänglich, und schon gar nicht ist es besonders populär im Sinne von öffentlich bzw. medial präsent. Zum anderen leben wir heute in Zeiten ideologisierter (Pseudo-)Individualisierung, so dass Ungleichheits-, Herrschafts- und überhaupt gesellschaftliche Strukturgefüge in der Alltagswahrnehmung tendenziell privatisiert (i.S. von subjektiviert) werden.

3 Dritte These: Das Individualisierungstheorem ist hegemonial geworden – und deshalb bedarf es der feministischen Wissenschaft

Die „Individualisierungsthese" (Friedrichs 1998), die wissenschaftlich eine mehr oder weniger komplexe modernisierungstheoretische Diagnose meint, zielt in ihrem Kern darauf ab, die aktive Rolle des von ehemals gegebenen Zwängen befreiten Individuums im gesellschaftlich-institutionellen Geflecht zu betonen. Im Zuge von Enttraditionalisierungsprozessen obliegt dabei den Individuen immer mehr die Verantwortung für 'Lebensentscheidungen': Normalbiographien gibt es demnach nicht mehr, Bildungs- und Berufswege sowie die Formen des Zusammenlebens sind nicht mehr institutionell vorgegeben und von Herkunftsmilieus abhängig, sondern werden zu individuellen Gestaltungsoptionen. Individualisierung diagnostiziert also eine (selbst-)reflexiv gewordene Moderne bzw. Modernisierung (vgl. Beck 1994: 471), bei der es „weit mehr als früher" dem Individuum obliegt, institutionelle Anforderungen „im eigenen Handeln in die Biographie herein(zu)holen" (Beck/Beck-Gernsheim 1994: 12). Institutionelle Vorgaben sind demnach nicht mehr Verbote oder Zwänge, sondern Angebote und Anreize (ebd.). Um diese zu nutzen, müssen Einzelne agieren, sie können sich dabei aber nicht (mehr) auf vorgezeichnete Pfade oder traditionale Bindungen verlassen. Aus feministischer oder auch frauen- und geschlechtersensibler Perspektive ist die Individualisierungsdiagnose vielfach diskutiert und aufgrund ihrer Überschätzung des Bedeutungsverlustes der strukturellen Geschlechterungleichheiten (vgl. Gottschall 2000: 244-291) kritisiert worden. Ich will diese Diskussion hier nicht fortführen, sondern auf einen anderen Punkt hinaus: Die Individualisierungsthese ist – in ihrer feuilletonistisch simplifizierten Form – hegemonial geworden. Der Alltag erscheint gegenwärtig lebensweltlich dermaßen „entroutinisiert" (Beck/Beck-Gernsheim 1994: 17), das eigene Leben so sehr eine relativ autonom verfügbare „Bastelexistenz" (Hitzler/Honer 1994), dass aus individuellen Erlebnissen schwer kollektiv verortete Erfahrungen werden können. Dies trifft sicher in besonderer Weise für Fragen des Geschlechts zu, denn zur Individualisierungsideologie, die die generelle Auflösung bisheriger Großgruppen (also auch Geschlecht) in ihrer identitätsstiftenden und integrativen Funktion diagnostiziert, gesellt sich die verzerrte Wahrnehmung, für Frauen sei nun doch so viel getan worden. Frauenförderung, Quote usw., das klingt altmodisch und überflüssig – wie eine Zumutung älterer Leute, die es nicht besser wissen. Oder, wie eine Studentin im Seminar sagte: „Ich will nicht dafür gefördert werden, dass ich eine Frau bin". Dass sie nach wie vor genau deshalb benachteiligt wird, das scheint nur schwer (und wenn, biographisch oft spät) einsichtig, eben weil dies nicht sein darf.[11] Aus individuellen Erlebnissen von Geschlechterdifferenz werden also im Zuge der Deutungshoheit des simplifizierten Individualisierungstheorems nicht (mehr) notwendigerweise kollektive Unrechts- und Ungleichheitserfahrungen. Die ehemals radikale Einsicht darin, dass das Politische auch privat sei, ist unter dem Einfluss dessen, was unter dem Stichwort 'Individualisierung'-

(sideologie) verkürzend zusammengefasst werden kann, zu einer Privatisierung des Politischen mutiert. Eine Studentin, die sagt: „Wer heute diskriminiert wird, ist selber schuld", spiegelt dies pointiert wider.[12] Auf der subjektiv-individuellen Ebene hat sich, dies zeigen eine Fülle an empirischen Studien (vgl. exemplarisch die Beiträge in Oechsle/Geissler 1998) für junge Frauen nicht wenig getan. Sie fühlen sich selbstständiger, ihr Bestand an Deutungsmustern und Leitbildern enthält durchaus feministisches Wissen. Nur ist dieses Wissen eigentümlich privatisiert und kaum noch als kollektive Erfahrung eines z.B. ‚weiblichen Lebenszusammenhangs' deutbar: „Ich bin (...) durchaus der Meinung, dass der persönliche Feminismus einer jeden modernen Frau auch heute durchaus noch angebracht ist, denn nur mit diesem kann mal als Frau heute noch etwas erreichen und sich auch sein Selbstbewusstsein, sein Selbstwertgefühl und seine Würde gegenüber unserer männlich dominierten Gesellschaft bewahren" (Stephanie in Weingarten/Wellershoff 1999: 64). Die hier 18-jährige Frau bringt es auf den Punkt: Feminismus als persönliche, individuelle Angelegenheit zur Erhaltung der individuellen Würde. Das ist nicht wenig und auch nicht unbedingt verkehrt – aber es ist sicher nicht das, was mit der Politisierung des Privaten gemeint war. Dass Stephanie es mit einer „männlich dominierten Gesellschaft" zu tun hat, führt nicht zu der Annahme, dass darauf kollektive Strategien die Antwort sein könnten. Vielmehr, und dies scheint mir typisch für die bundesrepublikanische politische Kultur seit den 1980er Jahren zu sein, scheint hier der „Glaube an die Reformierbarkeit dieser Gesellschaft durch das Vorleben individueller Alternativen" (Hagel/Schuhmann 1994: 73) zu wirken.

Gerade deshalb ist die Komplexität der feministischen Gesellschaftstheorie ebenso wie die feministisch ausgerichteten empirischen Studien zu einer Fülle an konkreten Dimensionen 'weiblicher Lebenszusammenhänge' so unerlässlich. Sie bieten nämlich nach wie vor einen tragfähigen, politisch aktivierbaren Deutungshorizont für individuelle und zunehmend individuierte Erlebnisse. Mit politisch aktivierbar im feministischen Sinne ist hier die Verortung individueller biographischer Erlebnisse in über diese hinausgehende, also strukturelle Verhältnisse gemeint; die Einsicht darein, dass das, was einer und einem passiert, immer geprägt wird von „gesellschaftlichen Organisationsformen des Verhältnisses" z.B. der Geschlechterdifferenz in kapitalistischen Gesellschaften (Knapp 2001a: 22). Unter dezidiert feministisch verstehe ich zudem den dabei explizit formulierten Anspruch, Wissenschaft als herrschaftskritische Praxis zu betreiben. Dies bedeutet auch zu erkennen, dass z.B. die Leitbilder einer Beziehung, die Vorstellungen in Bezug auf Beruf oder auch der eigene Umgang mit öffentlichen Räumen weder beliebig noch beliebig lebbar sind. Leitbilder, Vorstellungen und pragmatische Umgangsformen damit haben alle eine Geschichte, sie enthalten Spuren von Ideologie ebenso wie widerspenstige Potenziale. Feministische Theorie und Praxis ist dadurch gekennzeichnet, dass sie das Systematische, Strukturelle, Herrschaftsförmige und historisch Gewordene der Ungleichheit zwischen Männern und Frauen erkennt, analysiert und überwinden will. „Objektivierende Zusammenhangsanalysen" (Knapp 2001a: 44) sind für das notwendig, was über individuelle Präferenzen hinaus kritisch in

Anschlag gebracht werden kann. Dies leistet die 'traditionelle' deutschsprachige feministische Theorie mit ihrer kritischen Anlehnung an Kritische Theorie und neo-marxistische Ansätze, dies leistet aber - wenngleich anders gelagert und für manche überraschend - auch eine diskurstheoretische Perspektive wie die von Judith Butler. Denn die vermeintliche Fixierung auf 'Text' in der Butlerschen Theorie entpuppt sich trotz berechtigter Kritik als nicht nur anschlussfähig für stärker sozialwissenschaftliche und historisch fundierte Gesellschaftsanalysen (vgl. z.B. Knapp 2001a: 28f. und Villa 2003: Kap. 6), sondern als herrschaftskritische Reflexion struktureller Verhältnisse mit politischem Anspruch.

4 „Ästhetische Reflexivität" als unterschätzte feministische Option

Was Butler allerdings stärker ins feministische Bewusstsein gerückt hat als andere theoretische Perspektiven, ist die Rolle performativer Prozesse bei der (Re-)Produktion solcher Verhältnisse. Performativität kann dabei auch ästhetische Praxen und Zirkulationen meinen.[13] Und genau dies scheint mir ein wichtiger Ansatzpunkt für eine kritische, feministische Wiederaneignung des 'Zeitgeists' zu sein, der als geradezu beliebige Vielfalt schillernder individualisierter „Bastelbiographien" (Hitzler/Honer 1994) daherkommt. Diese Biographien werden - so die entsprechende Individualisierungsliteratur - zunehmend zur Frage der „Selbststilisierung" (ebd., S. 309). Die extrem „heterogenen Orientierungen", die den Einzelnen zur Verfügung stehen, verdichten sich dann zu „ästhetischen Gesamtfiguren" (ebd.), zu Lebensstilen. Man mag der Individualisierungsthese als soziologischem bzw. modernisierungstheoretischem Modell skeptisch gegenüberstehen, - dass aber Stilisierungen, ästhetische Praxen und die Inszenierung „feiner Unterschiede" (Bourdieu) eine enorme lebensweltliche Relevanz haben, ist hingegen kaum zu bestreiten.[14] Dies hat nicht zuletzt die Fülle ethnomethodologischer Literatur zum 'doing gender' herausgearbeitet, indem sie die Rolle alltäglicher körperbezogener Inszenierungen hervorhebt sowie die dabei verwendeten visuellen Ressourcen wie Kleidung, Räume, Bewegungen, Gesten, Objekte. Feministisch ist indes dieses Wissen zumindest zunächst nicht. Die subjektbezogene immanente Rekonstruktion interaktiven Tuns muss dafür bezogen werden auf eine Analyse der 'beharrlichen Strukturen'. Beziehungsleitbilder, Ideale der Lebensführung oder Normen der Geschlechtlichkeit sind keine individuellen Erfindungen autonomer Individuen, sondern Ausdruck widersprüchlicher und herrschaftsförmiger Strukturen, die immer auch überraschende Handlungsoptionen bergen. Dies anhand der Bezugnahme zum realen Alltag z.B. junger Frauen nachvollziehbar zu machen, gehört zu den Aufgaben akademischer Feministinnen. Ästhetisierungsprozesse politisch zu wenden ist m.E. zudem eine mögliche Brücke zwischen der feministischen Pointe einer Frauenbewegung, die das Private politisiert hat einerseits und andererseits den jungen Frauen von heute, die den sichtbaren Codes des Performativen enorm viel Aufmerksamkeit schenken und sich mit diesen brillant auskennen.

Illustrativer Exkurs: Riot Grrrls: Ästhetisierung als politische Praxis

Doch gehen keinesfalls alle jungen Frauen in dieser Typisierung auf, wie wir als Frauen- und Geschlechterforscherinnen inzwischen wissen sollten. Es gibt durchaus feministische junge Frauen. Es gab vor kurzer Zeit sogar eine beachtenswerte feministische Bewegung innerhalb der Pop-Kultur, die sozialwissenschaftlich kaum beachtet worden ist. Dies ist m.E. der weitgehenden Ignorierung (pop-)kultureller Phänomene in der hiesigen Frauen- und Geschlechterforschung geschuldet, und umso sträflicher als dieser Bereich eine immense Bedeutung für die Lebenswelt junger Menschen hat. An diesen Punkt ist die entsprechende Diskussion weniger trans- oder interdisziplinär als in anderen: Die Medien-, Kultur- und Jugendforschung spielen in feministischen Debatten eine, wenn überhaupt, marginale Rolle. Ich möchte im Nachfolgenden einen illustrierenden Blick auf feministische Pop-Kulturen werfen. Diese sind nicht zuletzt deshalb interessant, weil sie zugleich an die feministischen Politisierungsbemühungen des Privaten und an relativ neuartige Ästhetisierungsphänomene anknüpfen.

Evelyn Annuß formulierte kritisch gegen den Butler-Boom, dieser sei eine passende Theorie zum allgemeineren „Phänomen ästhetisierter Lebenswelten" (Annuß: 1996: 513), der den neoliberalen Zeitgeist der 1990er Jahre prägte. Damit gehe die Dethematisierung von Herrschaft einher, was einer „Akzeptanz gesellschaftlicher Widersprüche" gleiche (ebd., S. 515). Ungeachtet der Frage, wie man die Ästhetisierung lebensweltlicher Zusammenhänge bewertet, scheint mir diese Argumentation an der Logik dieser Prozesse vorbeizugehen. Denn Ästhetisierung ist per se weder die Dethematisierung von Herrschaft noch hat Ästhetisierung den immanenten Zug, Widersprüche unkritisch hinzunehmen. Ein kursorischer Blick in pop-kulturelle Szenen und Phänomene mag andeuten, inwiefern junge Frauen durchaus Ästhetik als politische Praxis begreifen und inwiefern dies auch tatsächlich über ein subjektives 'Wollen' hinausreicht. Grundsätzlich schließe ich mich in Bezug auf Ästhetisierungsprozesse, wie sie innerhalb der Pop-Kultur besonders evident und prominent sind, der Perspektive der Britischen Cultural Studies an, die den aktiven und potenziell kreativ-subversiven Umgang junger Menschen mit kulturellen und auch ästhetischen Codes betonen. Demnach sind die 'Produkte' der Pop- und Subkulturen wie Mode und Stile, die ihrerseits symbolische und semantische Codes transportieren, nicht an sich zu bewerten, sondern immer nur über die Verwendungsweisen der sie konsumierenden jungen Menschen (vgl. die Beiträge in Bromley/Göttlich/Winter 1999). Dabei können selbst erfolgreichste mainstream-'Produkte' wie Madonna kritische, u.a. auch feministische Aneignungsweisen erfahren. Umgekehrt können auch subversive, radikale Stile – wie etwa Punk – unversehens zu Verkaufsschlagern werden und entsprechende ästhetische Codes ihre verstörende Kraft gänzlich verlieren (Nietenarmbänder, Tatoos, bunte Haare usw.).

In einer Anthologie zu „Popkultur und Feminismus" machen die Herausgeberinnen gleich zu Beginn deutlich, dass mit der in den 1990er Jahren entstandenen Riot Grrrl-Kultur eine Pop-Szene auf den Plan getreten sei, die an der Politisierung des Politi-

schen im Sinne der zweiten Frauenbewegung anknüpft: „Eine der subtilen Taktiken der Girls war und ist es, Sexualität und geschlechtsspezifische Normen des repressiven Diskurses - bislang diskret gehandelte Privatangelegenheit - ins Scheinwerferlicht zu zerren." (Baldauf/Weingartner 1998: 18). Die Girls von denen hier die Rede ist, sind die „bad girls" (ebd., S. 19) der Riot Grrrl-Bewegung, die in den frühen 1990ern in den USA entstanden ist, sich aber bald breit über diese hinaus zu einer eigenständigen Subkultur entwickelt hat. Heute finden sich, wenn man z.B. eine einfache Suche im Internet macht, weltweit, von Brasilien bis Japan, Tausende einschlägige Seiten. Zur Riot Grrrl-Bewegung zählen - ursprünglich - Bands wie Bikini Kill, Hole, L7, Babes in Toyland, The Third Sex oder Bratmobile, die bis auf wenige Ausnahmen reine Frauenbands sind bzw. waren. An manchen Namen erkennt man schon, was diese Bands im Schilde führen: den feministisch-subversiven Umgang mit traditionellen Weiblichkeiten und deren Inszenierungen bzw. Kodierungen, insbesondere in der Pop-Kultur. Sie, so etwa bei 'Bratmobile', setzen die Butlersche Logik des subversiven Zitats um, indem sie bestehende, z.T. abwertende bzw. misogyne Anrufungen ('brat' = verwöhntes kleines Mädchen) „für sich reklamieren und für positive Bilder in Anspruch (nehmen)" (Valerie Agnew von 7 Year Bitch im Interview in Baldauf/Weingartner 1998: 63).[15] Hier ist also eine „parodistische Selbstbezeichnung" am Werk (Gottlieb/Wald 1994: 172), die nicht per se politisch wirken muss, sondern politisch wird durch die explizit feministisch gewendete Anerkennungs- und Solidaritätskultur der Bewegung.[16] Musikalisch sind die meisten Bands dem Punk bzw. Rock-Spektrum zuzurechnen, was sicher kein Zufall ist, denn beide bieten bereits eine Tradition der „kraftvollen Kombination von Sex und Wut", d.h. der Möglichkeit zur „Politisierung des Zusammenhangs von Sexualität und weiblicher Identität" (Gottlieb/Wald 1994: 170).

Bei allen bestehenden Unterschieden in der Musik, den konkreten Stilen oder Texten der vielen Bands, die zur Riot Grrrl-Bewegung zählen (oder gezählt werden), teilen sie mindestens vier Anliegen (vgl. auch das 'riot grrrl-Manifesto' in Baldauf/Weingartner 1998: 26f.): Erstens, die positive, bisweilen separatistische Bezugnahme auf sich als ein Geschlecht, also als 'girls' - es geht um „Mädchen"-Sein und um die Schaffung einer Kultur, die „UNS" anspricht, „in (der) WIR uns mit eingeschlossen und verstanden fühlen" (ebd., S. 26). Diese Bezugnahme basiert zweitens auf der Einsicht, dass sie in sexistischen (und kapitalistischen) Verhältnissen leben, die Jungs auf- und Mädchen abwertet: „wir sind wütend auf eine gesellschaft, die uns sagt: mädchen = blöd, mädchen = böse, Mädchen = schwach" (ebd., S. 27). Drittens folgt daraus die Schaffung einer eigenen, basisdemokratischen und netzwerkbasierten Kultur, bei der das Prinzip des „Do-It-Yourself" (ebd., S. 26) zentral ist: Nicht umsonst spielt in der Riot Grrrl-Kultur das Zine, als gedrucktes oder elektronisches Selbstverständigungsmedium, eine zentrale Rolle. Zines sind „independent little magazines published by people like you and me and completely devoted to the DIY (Do-It-Yourself) ethics. They are very diverse, covering topics from music, art, politics, sex (of course), comics - and feminism. Zines have a small circulation and are distributed at concerts, record stores, through friends,

mail, distors... Zines have always been part of the feminist movement" erklärt eine junge Macherin und Sammlerin elektronischer grrrl-Zines im Netz (www.grrrlzines.net/about). Fanzines sind „politische Strategie", weil sie Netzwerke bilden, in denen junge Frauen ihre Erfahrungen, Informationen, ihr Wissen und ihre Ideen austauschen und diskutieren (vgl. auch Gottlieb/Wald 1994: 170). Und viertens ist allen Beteiligten der Riot Grrrl-Subkultur gemeinsam, dass sie sich als widerständig, rebellisch, selbstbewusst, kurz: explizit feministisch betrachten (ebd. sowie Vrenegor 2001).

Feministisch bedeutet innerhalb der Riot Grrrl-Kultur, die heute weniger medienpräsent aber nach wie vor lebendig ist, das Private zunächst zu veröffentlichen und auf die Bühne zu bringen. Die Hauptthemen der Texte z.B. von Hole oder Bikini Kill handeln von (Frauen-)Freundschaften, sexueller Gewalt, Kleidung, Familie, Spaß und Ärger innerhalb ihrer und verwandter Subkulturen (Punk, Rock, Folk). Das 'Wie' der Bühnenshows entsprechender Bands ist z.T. Legende. Die „Bühne (ist der) wichtigste Ort, an dem die Problematik der Geschlechtsidentität im Rockbusiness thematisiert wird" (Gottlieb/Wald 1994: 184) und diese Thematisierung beinhaltet in der Riot Grrrl-Bewegung häufig das, was ich 'feministisch-subversive' Ästhetisierung nennen würde (vgl. ebd., S. 185): Frauen werfen mit blutigen Tampons nach Männern, die sie stören (Gottlieb/Wald 1994: 178); Kathleen Hannah, die Sängerin von Bikini Kill und eine der 'Patinnen' der Riot Grrrl-Kultur trug häufig bei Auftritten ein überdimensioniertes T-Shirt mit dem Aufdruck eines nackten Mannes und eignete sich damit in visuell beeindruckender Weise eine männliche Position an, Courtney Love von Hole entblößte beim Woodstock-Revival-Konzert ihren Busen und beschimpfte dabei das Publikum („dafür habt Ihr doch bezahlt, das wollt Ihr doch sehen, davon handeln doch Euren feuchten Träume..."), die inzwischen so marktgängigen T-Shirts mit ironischen Aufschriften wie 'Sugar Doll' oder 'Zicke' haben hier ihren Ursprung. Kurz: Bühnenauftritte entsprechender Bands spielen mit oder kritisieren in eindeutiger Weise traditionelle Weiblichkeitsdiskurse sowohl in der Rock-, Punk- und Popkultur im Besonderen wie im Alltag im Allgemeinen. Sie tun dies auf eine besonders körperhafte Art und Weise. Und sie tun dies auch jenseits der Bühne, indem sie - zumindest in den allermeisten Fällen - ihre Musik selbst komponieren, spielen, produzieren, vertreiben und vermarkten. Es geht immer auch darum, „selbst aktiv zu werden und den Mut zum Dilettantismus zum Konzept zu machen: Jede Frau ist eine Künstlerin" (Vrenegor 2001). Feministisch wird die Bühne nicht nur durch den Anspruch der Musikerinnen, sondern auch und vielleicht vor allem durch die Deutung dieser performativen (Bühnen-) Handlungen mittels der kollektiven Selbstverständigungsprozesse über das, was inszeniert wird anhand der erwähnten Zine-Kultur. Dabei werden die körperlichen Stilisierungen über den konkreten Kontext hinaus übertragen in eigene Lebenswirklichkeiten und reflexiv verhandelt.[17] Solche Selbstverständigungsprozesse zeugen von dem Wissen junger Frauen um die Geschichtlichkeit und Normativität musikalischer Stile und Subkulturen, Weiblichkeitsvorstellungen und vieles mehr. Und nicht zuletzt werden, zumindest von vielen Protagonistinnen, die eigenen performativen Inszenierungen ex-

plizit mit feministischen Texten versehen: Courtney Love beispielsweise zitiert immer wieder Germaine Greer, Kathleen Hannah schreibt sich Passagen aus feministischen Theorie-Texten auf ihren Körper, wenn sie fotografiert wird.

Erwähnenswert ist zum Abschluss dieser kurzen Illustration noch, dass aus der schnell einsetzenden kommerziellen Ausschlachtung der Riot-Grrrl-Kultur außerordentlich erfolgreiche so genannte Girl-Power-Bands wie die Spice Girls entstanden sind. Diese »glatte Integration in die internationale Warenökonomie" des Pop (Baldauf/Weingartner 1998: 20) ging auf Kosten des aggressiv feministischen Gehalts. Übrig blieben – und dies ist keinesfalls nur negativ, vor allem wenn man bedenkt, was für Wirkungen solche Bands bei jungen Frauen haben können – 'toughe' Girls oder gar Girlies, die sich ihren Spaß nehmen und eine eigene Subkultur bilden.

Mit diesen Ausführungen will ich es belassen. Worum es mir mit diesem kurzen Einblick in eine vielen sicher unbekannte Welt ging, war zu zeigen, dass es nach wie vor eine lebendige feministische Verwendung der Politisierung des Privaten in einer relativ neuen Subkultur gibt. Diese bildet ganz sicher keine Frauenbewegung im großen Stil, ist aber m.E. doch ein Beispiel für eine vielleicht neuartige Form politischer Praxis in konkreten, lokalen, gleichwohl international vernetzten Subkulturen. Die Riot-Grrrl-Bewegung bildet sich weniger um eine 'große Erzählung' (Gleichheit, Freiheit, Demokratie usw.) herum, sondern entlang einer im Alltag verwurzelten konkreten Aktivität. Und sie hebt überaus stark auf körperlich performative Prozesse ab, die allzu leicht als Ausdruck individualisierter, unkritischer Einstellungen gedeutet werden können. Meine Erfahrungen mit jungen Frauen (und Männern) ist aber eine andere. In Bezug auf Pop entpuppen sich viele als kritisch, nachdenklich, kreativ. Sie wissen, wie sexistisch und z.T. rassistisch etwa Hip-Hop-Videos sind, sie haben ein Gespür dafür, was an Britney Spears naiv und dumm ist, sie engagieren sich in Subkulturen wie dem feministischen 'alternative country'.[18] Und sie sind nicht nur in der Lage, sondern auch offen dafür, all diese Stile als Teil komplexer Gesellschafts- und Geschlechterverhältnisse zu sehen, die die Geschlechter ungleich und ungleichwertig machen.

5 Nicht: woran erkennen wir eine Feministin, sondern wodurch kann man eine werden?

Durch die intellektuelle Auseinandersetzung mit den oben erwähnten 'beharrlichen Strukturen' bin ich Feministin geworden, nicht durch die Zugehörigkeit zu einer Frauenbewegung als „hochgradig integrierte symbolische Gemeinschaft" (Lenz 2001: 189) oder als „sozialem Ort und sozialem Ereignis" (Gravenhorst 2001: 98). Die Frauen- und Geschlechterforschung, die ich kennen gelernt habe, ist kein singulärer Ort und auch keine automatisch gefühlte Community. Sie lebt von und durch Differenzen, auch wenn diese nicht immer so ausbuchstabiert werden, wie es manche wünschen (Knapp 2001b: 82). Und ich denke, dass diese eher intellektuelle und kognitive als emotionale und identifikatorische Sozialisation auch heute nicht nur möglich, sondern notwendig ist.

Akademische „Berufsfeministinnen" (Holland-Cunz) können nach wie vor politisch etwas bewirken, und zwar gerade dadurch, dass die Komplexität und Beharrlichkeit der Strukturen immer wieder als solche benannt und untersucht werden und indem dieses Wissen weitergegeben wird. Nur ist es dafür wichtig, sich auf veränderte Lebenswelten und Lebensweisen, wie sie vor allem für junge Frauen gelten, einzulassen.

Verschiedene, inzwischen zahlreiche Autorinnen, und ich greife Butler als eine prominente heraus, haben immer wieder auf das notwendige Scheitern des identitätspolitischen 'Wir' des Feminismus hingewiesen (z.B. Butler 1991: 16ff.). Gleichzeitig aber hält Butler, wie andere, an der Notwendigkeit fest, feministische Politik durchaus im Namen der Frauen zu machen (Butler 1993). Allerdings, und dies ist ganz sicher eine zentrale Schwachstelle ihres Ansatzes im Speziellen sowie des 'linguistic turn' der jüngeren feministischen Theorien und Auseinandersetzungen im Allgemeinen, ist diese Notwendigkeit wenig gesellschaftstheoretisch fundiert. Butlers Analysen zur machtförmigen, repressiven, illusionären Konstruktion der Identitätskategorie 'Frau(en)' sind so viel ausgefeilter als ihre doch eher programmatischen Ausführungen zur Notwendigkeit feministischer Politik, dass sie weithin untergegangen sind. So bleibt ein beträchtliches Unbehagen zurück, wenn man sich angesichts bestehender struktureller Ungleichheiten im Geschlechterverhältnis und angesichts der konkreten Auswirkungen z.B. in Bezug auf junge Frauen fragt, wie denn diese im feministischen Sinne überwunden werden sollen. Dass ausgerechnet die identitätslogische Kritik in populärwissenschaftlichen bzw. journalistischen 'Abrechnungen' mit dem alten und angeblich altmodischen Feminismus der zweiten Frauenbewegung unter dem Stichwort 'Pluralisierung' und 'Individualisierung' aufscheint, verstärkt dieses Unbehagen beträchtlich. Das ungute Gefühl rührt auch daher, dass diese Texte nicht durchgängig falsch liegen. Anders: der hier geworfene Blick auf die Deutungsmuster, Leitbilder und Selbsteinschätzungen junger Frauen zeigt, dass Pluralisierung und Individualisierung Ideologeme sind, mit denen sich viele junge Frauen selbst zum Gesellschaftlichen in Beziehung setzen. Damit geht einher, dass diese sich nicht als Geschlecht betrachten und auch nicht betrachten lassen wollen. Sie sehen sich als Frauen, aber als untereinander höchst unterschiedene. Sie wissen durchaus um die Probleme des Frau-Seins, verorten diese aber nicht auf der Ebene struktureller Positionierungen, sondern nehmen sie wahr als Privatangelegenheit. Allerdings, der zugegebenermaßen sehr kursorische Blick auf eine aktuelle feministische Subkultur zeigt, dass es auch unter jungen Frauen feministische Perspektiven gibt. Insbesondere pop-kulturelle Praxen bringen immer wieder feministische Projekte hervor, die interessanterweise das Ästhetische, das Private, das Diskursive und das Politische in radikaler Weise verknüpfen. Ich würde mir wünschen, dass die ältere Frauen- und Geschlechterforschung dies stärker zur Kenntnis nimmt. Wer die Soaps Marienhof (ARD) oder Daria (MTV), die Auseinandersetzungen um Madonna, weibliche Djanes oder die Riot-Grrrls-Bewegung nicht kennt, versteht die Lebenswelt junger Frauen nicht in ihrer Komplexität. Ebenso wichtig scheint mir, junge Frauen (und Männer) dort abzuholen, wo sie sind. Damit meine ich kein pädagogisch-moralisierendes An-die-

Hand-Nehmen, sondern ernst zu nehmen, dass die erwähnten Leitbilder und Deutungsmuster sowohl im Wandel sind als auch das Ergebnis mühsamer, engagierter und weit reichender politischer Auseinandersetzungen. Wie sich junge Frauen und Männer als solche sehen, steht, dies ist zumindest meine Erfahrung, reflexiven Überprüfungen zur Verfügung. Wenn ich in meinen Seminaren etwa die Frage diskutieren lasse, ob wir in den Hochschulen Unisex-Toiletten (wie in der Anwaltskanzlei von Ally McBeal) einführen sollten, wird auch jungen Studierenden sehr schnell deutlich, wie außerordentlich komplex die - wortwörtliche - Geschlechterordnung ist: Sexualität, Ökonomie, Diskurse, kulturelle Repräsentationen, Geschichte ... all dieses liegt sofort auf dem Diskussionstisch. Das macht selbstverständlich noch kein feministisches Programm. Aber es ist eine Möglichkeit, Alltagserlebnisse in politisch aktivierbare Erfahrungen zu verwandeln. Dies kann (weiterhin) nur geschehen, wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse bewusst werden, die z.B. Musikstile, Toiletten oder Liebesbeziehungen strukturieren. Und, um die eingangs gestellten Fragen zu beantworten: Manche Feministin verbirgt sich unter ihrem 'Girlie'-Shirt, manche erkennt man an ihrer Verehrung für Charlotte Roche von VIVA und aus mancher jungen Frau kann eine werden, wenn sie sich für entsprechendes Denken interessiert und entsprechende Lehrveranstaltungen besucht. 'Ältere' Feministinnen können von so mancher jungen Frau lernen, was Ästhetik und Politik heute miteinander zu tun haben und welche erstaunlichen Formen das annehmen kann.

Anmerkungen

1 Ich danke Rutvica Andrijasevic, Ute L. Fischer, Gudrun-Axeli Knapp, Sybille Küster sowie den Studierenden meiner Seminare im WS 02/03 für vielerlei Unterstützung und Anregungen.

2 Das Buch der Journalistinnen Weingarten und Wellershoff ist keine im engeren Sinne wissenschaftliche Untersuchung junger Frauen und ihrer Einstellungen zum Feminismus. Vielmehr handelt es sich um eine polemische Streitschrift „für eine neue Frauenbewegung" (so der Untertitel), der diesen Aufruf mit einer ordentlichen Portion Frauenbewegungs-Schelte zu legitimieren sucht. Für ihr Buch haben die Autorinnen schriftliche Befragungen an Schulen sowie Gruppen- und einige Expertinnen-Interviews geführt, deren Erhebung, Behandlung und Auswertung nicht transparent ist. Entsprechende Vorsicht ist bei der Weiterverwendung ihres Materials geboten. Dennoch will ich einige Passagen aufgreifen, die sich mit meinen Erfahrungen decken.

3 Was mit 'Individualisierung' gemeint ist, wird weiter unten ausgeführt. Eine unkritische Übernahme der Beck/Beck-Gernsheimschen Überlegungen und Diagnosen in ihrer Gänze ist nicht intendiert.

4 Ich komme im nachfolgenden Abschnitt auf diesen Punkt ausführlicher zurück.

5 Eine rühmliche Ausnahme bildet Bourdieu, der allerdings entsprechend lange in Deutschland kaum oder verzerrt rezipiert wurde. Ihm warf man hierzulande gerne vor, die strukturkonservativen Verhältnisse, ob in der Bildung oder in anderen sozialen Feldern, mögen zwar im zentralistischen Frankreich herrschen, aber nicht in der Bundesrepublik.

6 Dies zeigen z.B. alle von Weingarten/Wellershoff zitierten Interviews mit jungen Frauen. Interessanterweise äußern sich diese zwar auch distanziert, aber vom Grundtenor her positiv, anerkennend, manchmal sogar dankbar hinsichtlich der Frauenbewegung der 1970er Jahre. Feminismus-Bashing kommt bei ihnen nicht vor, und so fragt man sich, woher die Autorinnen sich selbst das Recht nehmen, dies im Namen der jungen Frauen zu tun.

7 Die nachfolgenden Überlegungen wurden u.a. von den Ausführungen inspiriert, die Ulla Wischermann auf der Jubiläumstagung der feministischen Studien im November 2002 präsentierte.

8 In anderen nationalen Kontexten gingen die Deutung der Verstrickung von Frauen in patriarchale Strukturen sowie die Ideen zur Befreiung daraus andere Wege: affidamento-Praxen in Italien, die Schaffung des weiblichen Symbolischen in Frankreich, die consciousness raising groups und empowerment in den USA, um nur einige Beispiele zu nennen.

9 Was im Übrigen keineswegs nur für die Frauenbewegung gilt; auch die Studierendenbewegung übte sich in body und sex politics: 'Wer zweimal mit demselben pennt, gehört schon zum Establishment' ist auch so ein griffiger Slogan, der auf die herrschaftskritisch gemeinte Suche nach befreienden Lebensformen verweist.

10 Vgl. die Beiträge in Krell 1997 sowie Wetterer 2002.

11 Pikanterweise gilt dies insbesondere für junge Menschen aus bildungsnahen Milieus. Dort verdeckt die Gleichstellungsrhetorik häufig faktische Ungleichheiten innerhalb der Geschlechterbeziehungen. Vgl. Meuser 1998: 203ff.

12 „Im Zweifelsfall hat frau eben die falsche Wahl getroffen" paraphrasieren Diezinger/Rerrich (1998, S. 181) die individualisierte Einstellung mancher junger Frauen.

13 Die Rolle, die der Dokumentarfilm 'Paris is Burning' in Butlers Texten (insbesondere 1991) spielt, mag hier als ein Beleg dienen. Ebenso auch die vielen Studien zu ästhetischen, popkulturellen oder medialen Phänomenen, die sich auf Butler beziehen.

14 Lash (1994: 234-246) hält die „ästhetische Reflexivität" gar für eine der zentralen qualitativen Neuerungen in der reflexiven Moderne. Er sieht, in Anlehnung an die Kritische Theorie, in der „völlig neuen Ökonomie der Zeichen" (ebd., S. 234) sowohl Herrschafts- und warenförmige Entfremdungsprozesse als auch die Chance auf ihre Kritik in und durch ästhetische Praxen.

15 Es gibt auch drastischere Namen: z.B. Pop Smear, Ovarian Trolleys, Queen Meenie Pussy. Vgl. Gottlieb/Wald 1994: 172 und 182.

16 Als solche ist die Riot Grrrl-Bewegung ein Beispiel für das, was Metz-Göckel vermisst, nämlich Anerkennungskulturen für junge Frauen, in denen sie - auch in geschlechtshomogenen Kontexten - ihre Stärken und Zweifel erkennen und solidarisch würdigen können. Vgl. Metz-Göckel 2001: 267.

17 Ein Gegenbeispiel bietet die Techno-Kultur: Die in dieser Subkultur gemachten Körper- und Leiberfahrungen sind extrem situationsgebunden, eine Überführung in alltägliche Lebenswelten wird explizit abgelehnt.

18 „Alternative Country" ist ein crossover vom traditionellen US-amerikanischen Country mit Punkrock, der sich seit den Endneunziger Jahren in den USA entwickelt hat. Ich danke Barbara Mürdter für Ihre wertvollen Hinweise zu diesem Punkt.

Literatur

Annuß, Evelyn (1996): Umbruch und Krise der Geschlechterforschung: Judith Butler als Symptom. In: Das Argument 226, S. 505-524 (unter Mitarbeit von Robert Schmidt).

Baldauf, Anette/Weingartner, Katharina (Hg.) (1998): Lips, Tits, Hits, Power? Popkultur und Feminismus. Bozen.

Beck, Ulrich (1994): Neonationalismus oder das Europa der Individuen. In: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt a.M., S. 466-482.

-/Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994): Individualisierung in modernen Gesellschaften - Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: dies. (Hg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt a.M., S. 10-42.

-/Giddens, Anthony/Lash, Scott (1996): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt a.M.

Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (2000): Feministische Theorien zur Einführung. Hamburg.

Bromley, Roger/Göttlich, Udo/Winter, Carsten (Hg.) (1999): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung. Lüneburg.

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.

- (1993): Ort der politischen Neuverhandlung. Der Feminismus braucht 'die Frauen', aber er muss nicht wissen, 'wer' sie sind. In: Frankfurter Rundschau, 27. Juli 1993

Diezinger, Angelika/Rerrich, Maria S. (1998): Die Modernisierung in der alltäglichen Lebensführung junger Frauen: Neuerfindung des Altbekannten? In: Oechsle, Mechtild/Geissler, Birgit (Hg.), a.a.O., S. 165-184.

Eichhorn, Cornelia/Grimm, Sabine (Hg.) (1994): Gender Killer. Texte zu Feminismus und Politik. Berlin.

Friedrichs, Jürgen (Hg.) (1998): Die Individualisierungsthese. Opladen.

Gerhard, Ute (2001): Frauenbewegung - Frauenforschung - Frauenpolitik. Innovation und Selbstreflexion. In: Hornung, Ursula/Gümen, Sedef/Weilandt, Sabine (Hg.): Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. Münster, S. 21-41.

Gravenhorst, Lerke (2001): Subversiver Anspruch und Normalisierungsrealität: Über Ziele, Wege und Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung. In: Hornung, Ursula/Gümen, Sedef/Weilandt, Sabine (Hg.): Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. Münster, S. 96-103.

Hagel, Antje/Schuhmann, Antje (1994): Aufstieg und Fall der Frauenbewegung. In: Eichhorn, Cornelia/Grimm, Sabine (Hg.), a.a.O., S. 69-76.

Haug, Frigga (1999): Vorlesungen zur Einführung in die Erinnerungsarbeit. Berlin.

Gottlieb, Joanne/Wald, Gayle (1994): Smells Like Teen Spirit. Riot Grrrls, Revolution und Frauen im Independent Rock. In: Eichhorn, Cornelia/ Grimm, Sabine (Hg.), a.a.O., S. 167-189.

Gottschall, Karin (2000): Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Kontinuitäten und Brüche, Sackgassen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs. Opladen.

Grimm, Sabine (1994): Über feministische Intellektuelle. In: Eichhorn, Cornelia/ Grimm, Sabine (Hg.), a.a.O., S. 153-166.

Grrrl-zine-network: http://www.grrrlzines.net/about.

Hitzler, Ronald/Honer, Anne (1994): Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.), a.a.O., S. 307-315.

Hitzler, Ronald/Koenen, Elmar (1994): Kehren die Individuen zurück? Zwei divergente Antworten auf eine institutionentheoretische Frage. In: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.), a.a.O., S. 447-465.

Holland-Cunz, Barbara (1997): Wo steht die Frauenbewegung heute? Einige politische Anmerkungen zur aktuellen Lage. In: Dröge-Modelmog, Ilse/Flaake, Karin/Fleßner, Heike/ Graydon, Deidre (Hg.): Frauen- und Geschlechterforschung. Standortbestimmung und Perspektiven. Oldenburg. S. 51-61.

Hornung, Ursula (2001): Soziale Gerechtigkeit und Gleichheit - ein Anachronismus? Zur Renaissance einer Debatte. In: Hornung, Ursula/ Gümen, Sedef/Weilandt, Sabine (Hg.): Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. Münster, S. 104-134.

Koppetsch, Cornelia/Maier, Maja S. (1998): Individualisierung ohne Gleichheit? Zur aktuellen Lage des Geschlechterverhältnisses. In: Friedrichs (Hg.), a.a.O., S. 143-164.

Knapp, Gudrun-Axeli (1992): Macht und Geschlecht. Neuere Entwicklungen in der feministischen Macht- und Herrschaftsdiskussion. In: Knapp, Gudrun-Axeli/ Wetterer, Angelika (Hg.): TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg i.Br., S. 287-325.

- (2001a): Dezentriert und viel riskiert: Anmerkungen zur These vom Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht. In: dies./Wetterer, Angelika (Hg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster, S. 15-62.

- (2001b): Kein Abschied von Geschlecht. Thesen zur Grundlagendiskussion in der Frauen- und Geschlechterforschung. In: Hornung, Ursula/Gümen, Sedef/Weilandt, Sabine (Hg.): Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. Münster, S. 78-86.

Krell, Gertraude (Hg.) (1997): Chancengleichheit durch Personalpolitik. Gleichstellung von Frauen und Männern in Unternehmen und Verwaltungen. Wiesbaden.

Landweer, Hilge (1994): Generationen in der deutschen Frauenforschung. In: Modelmog, Ilse/ Gräßel, Ulrike (Hg.): Konkurrenz und Kooperation. Frauen im Zweispalt? Münster/Hamburg, S. 117-135.

-/Rumpf, Mechtild (1993): Kritik der Kategorie 'Geschlecht'. Streit um Begriffe, Streit um Orientierungen, Streit der Generationen? Einleitung. In: Feministische Studien 11, S. 3-9.

Lash, Scott (1996): Reflexivität und ihre Doppelungen: Struktur, Ästhetik und Gemeinschaft. In: Beck et al, a.a.O., S. 195-288.

Lenz, Ilse (2001): Bewegungen und Veränderungen. Frauenforschung und Neue Frauenbewegungen in Deutschland. In: Hornung, Ursula/Gümen, Sedef/Weilandt, Sabine (Hg.): Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. Münster, S. 188-219.

Metz-Göckel, Sigrid (1998): Mikropolitik in den Geschlechterbeziehungen: Selbstvertrauen, Anerkennung und Entwertung. In: Oechsle, Mechtild/Geissler, Birgit (Hg.), a.a.O., S. 259-280.

Meuser, Michael (1998): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Opladen.

Oechsle, Mechtild (1998): Ungelöste Widersprüche: Leitbilder für die Lebensführung junger Frauen. In: Oechsle, Mechtild/ Geissler, Birgit (Hg.), a.a.O., S. 185-200.

-/Geissler, Birgit (Hg.) (1998): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen.

Rutschky, Katharina (1999): Emma und ihre Schwestern. Ausflüge in den real existierenden Feminismus. München.

Stoehr, Irene (1994): Gründerinnen - Macherinnen - Konsumentinnen? Generationenprobleme in der Frauenbewegung der 1990er Jahre. In: Modelmog, Ilse/Gräßel, Ulrike (Hg.): Konkurrenz und Kooperation. Frauen im Zweispalt? Münster/Hamburg, S. 91-115.

Thürmer-Rohr, Christina (1992): Vagabundinnen. Feministische Essays. Berlin.

Villa, Paula-Irene (2003): Judith Butler zur Einführung. Frankfurt a.M./New York (i.E.)

Vrenegor, Nicole (2001): Vergesst Annika. Zehn Jahre nach dem Aufbruch der riot grrrls ist die Bewegung nicht tot. In: http://www.rock-links.de/texte/riotgrils.html.

Wellershoff, Marianne/Weingarten, Susanne (1999): Die widerspenstigen Töchter. Für eine neue Frauenbewegung. Köln.

Wetterer, Angelika (2002): Strategien rhetorischer Modernisierung. Gender mainstreaming, Managing Diversity und die Professionalisierung der Gender-Expertinnen. In: Netzwerk Frauenforschung (Hg.): Journal Nr. 14/2002, S. 24-38.

Angelika Wetterer

Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen

1. Problemaufriss: Geschlechterrevolution oder rhetorische Modernisierung?

Folgt man der Theorie reflexiver Modernisierung, so ist das Geschlechterverhältnis eine jener Basisinstitutionen der ersten Moderne, die sich im Zuge ihrer Radikalisierung von innen her auflösen und den Epochenbruch zwischen erster und zweiter Moderne kennzeichnen. Zu den Grundstrukturen, die die erste Moderne konstituieren und sich ihrem Selbstverständnis als natürliche Vorgabe gesellschaftlicher Differenzierung darstellen, gehört „die (...) geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die Ausdruck einer hochgradig ungleichen Organisation der Erwerbsarbeit ist", und die „hierauf bezogene Existenz von funktionierenden Kleinfamilien", die die Reproduktionsbedingungen der vorwiegend männlichen Ware Arbeitskraft garantieren (Beck, Bonß und Lau 2001, 21f). Entsprechend finden wir unter den fünf Prozessen, die den „Ewigkeitstraum der ersten Moderne" gegenwärtig herausfordern und die Modernisierung der Moderne vorantreiben, neben Globalisierung und Krise der Vollbeschäftigung, neben ökologischer Krise und Individualisierungsschub - also an durchaus prominenter Stelle - die radikale Modernisierung des Geschlechterverhältnisses, die „Geschlechterrevolution":

> „Als wichtiger Teil des neuen Individualisierungsschubs ist die Geschlechterrevolution zu beobachten, die auf eine Veränderung der Binnenbeziehungen der Familie wie auf eine Auflösung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung mit ihren Auswirkungen diesseits und jenseits des Arbeitsmarktes verweist." (ebd., 23)

Schon die Charakterisierung des Geschlechterverhältnisses in der ersten Moderne enthält Setzungen, die in feministischer Gesellschaftstheorie und -kritik inzwischen eingehend problematisiert worden sind (zuletzt: Aulenbacher 2001). Vor allem die Annahme einer mehr oder weniger flächendeckenden bzw. schichtenübergreifenden „Existenz von funktionierenden Kleinfamilien", die hier implizit noch bis ins 19. Jahrhundert zurückverlängert wird, bedarf nicht nur historisch der Präzisierung. Bereits in den 50er und 60er Jahre des 20. Jahrhunderts, der späten und kurzen Hochzeit dieser Familienform (Nave-Herz 1994; Hettlage 1998), setzen die ersten Anfänge eines Wandels ein, der in der Logik der Modernisierung der Moderne erst der zweiten, der reflexiven Moderne vorbehalten ist (zu diesem „unentdeckten Wandel" vgl. Born, Krüger und Lorenzmeyer 1996; Krüger und Born 2000; sowie unten Kapitel 4.2.).

Die Schwierigkeiten setzen sich fort, wenn man sich der zweiten Moderne zuwendet, der Geschlechterrevolution und ihrer impliziten Zu- und Unterordnung unter den Individualisierungsschub. Schön wäre es ja, wenn wir sie denn endlich hätten, diese Revolution. Aber können wir sie gegenwärtig tatsächlich irgendwo „beobachten"?

Empirisch? Und was genau soll es heißen, dass das, was jedenfalls Beck, Bonß und Lau beobachten, nicht nur auf die noch vergleichsweise vorsichtig angesprochene „Veränderung" der familialen Binnenbeziehungen, sondern sogar auf die „Auflösung" der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung „verweist"? Ist auch sie gegenwärtig zu beobachten oder gerät man auf der Suche nach der Geschlechterrevolution in denselben Flugsand, in dem Jürgen Friedrichs sich unversehens wiederfand, als er den Versuch unternahm, der Individualisierungsthese empirisch auf die Spur zu kommen (Friedrichs 1998, 7-11)? Findet man auch hier am Ende wenig mehr als „die Neigung, eine These für empirisch gültig zu halten, wenn sie nur oft genug wiederholt wird und - dies das wahre Problem - wenn sie so plausibel erscheint" (7)? Stößt man auch hier bei näherer Betrachtung vor allem auf den „Zeitgeist der 80er und 90er Jahre" und die „Wunschvorstellungen gebildeter Individuen" (ebd.), also weder auf eine ernst zu nehmende wissenschaftliche Hypothese, noch auf empirisch fundierte Aussagen?

Sucht man nach einer ersten Antwort auf diese Fragen in der Frauen- und Geschlechterforschung, in feministischer Theorie und Gesellschaftskritik und empirischen Studien zur Relevanz geschlechtlicher Differenzierungen und Hierarchisierungen in unterschiedlichen Teilbereichen der Gesellschaft, werden die Fragen nicht weniger. Die Heterogenität der Antworten, in der sich neben teilweise großen Unterschieden zwischen den verschiedenen Forschungsgebieten auch die Unterschiede der theoretischen Zugangsweisen spiegelt, weist nicht nur darauf hin, dass es mehr als eine Einschätzung der Lage gibt. Angesichts der dissonanten Vielstimmigkeit der Gegenwartsdiagnosen drängt sich mitunter die Frage auf, ob sie sich überhaupt auf denselben Gegenstand und dieselbe Gegenwart beziehen.

Unverkennbar hat in der Frauen- und Geschlechterforschung der letzten Jahre eine Diskussion darüber begonnen, ob „der Geschlechterdifferenz tatsächlich bzw. immer noch der Status einer Leitdifferenz zugesprochen werden kann" (Meuser 1999, 151; vgl. Wetterer 2002, 519-545). Die Positionen sind kontrovers; ich nenne nur einige von ihnen, um zu zeigen, wie weit sie auseinander liegen. Auf der einen Seite ist von der „Auflösung der Geschlechterdifferenz" die Rede (Heintz 1993); wird für die Gegenwart die „De-Institutionalisierung" oder die „De-Thematisierung" der Differenz konstatiert (Heintz und Nadai 1998, Nadai 1999; Pasero 1994); gilt Geschlecht nicht länger als Ordnungs-, sondern als „Unordnungsfaktor" (Heintz 1998) oder wird Hirschauers zunächst vornehmlich methodologisch gemeinte Aufforderung, neben dem „doing gender" auch das „undoing gender" in den Blick zu nehmen (1994), unversehens in die Aussage transferiert, das „undoing gender" sei auf dem Vormarsch. Auf der anderen Seite meldet sich nicht minder dezidiert eine gegenteilige Einschätzung zu Wort. Hier gilt Gender als eine der zentralen Basisinstitutionen auch gegenwärtiger Gesellschaften (Lorber 1994, dt. 1999); steht die Persistenz und Veränderungsresistenz hierarchischer Geschlechtersegregationen im Berufsbereich im Zentrum der Analyse (u.a. Ridgeway 2001; Teubner 2001); scheint die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in Familie und Paarbeziehung kaum grundsätzlich verändert (Kaufmann 1994, Koppetsch

und Burkart 1999) und die Lebenslaufmuster junger Frauen denen ihrer Mütter weit ähnlicher, als die Töchter zu sehen vermögen, und zudem von denjenigen junger Männer um so verschiedener, je erwachsener die Töchter und Söhne werden (Krüger 2001a und b).

Wenn es so etwas wie einen kleinsten gemeinsamen Nenner gibt, auf den sich die ProtagonistInnen der einen und der anderen Version einigen könn(t)en, so wäre dies vermutlich eine Einschätzung, die auch durch die kontroverse Diskussion selbst nahegelegt wird: Der soziale Wandel, die Modernisierung des Geschlechterverhältnisses hat gegenwärtig einen Stand erreicht, der vor allem durch Widersprüche, Brüche und Ungleichzeitigkeiten gekennzeichnet ist: Brüche zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen und - sobald man genau hinschaut - auch innerhalb einzelner Bereiche; Ungleichzeitigkeiten zwischen verschiedenen Regionen und sozialen Milieus; Widersprüche zwischen den verschiedenen Ebenen und Medien der Herstellung und Institutionalisierung geschlechtlicher Differenzierung und Hierarchisierung.

Dass diese Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten in der Frauen- und Geschlechterforschung vergleichsweise selten thematisiert und selbst zum Gegenstand der Analyse werden, dürfte auch den Produktionsbedingungen wissenschaftlichen Wissens geschuldet sein, die seit der Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung die Erarbeitung und Präsentation feministischen Wissens zunehmend beeinflussen - und dies um so mehr tun werden, je weiter die Modernisierung der Hochschulen nach den Grundsätzen des New Public Management vorankommt. Die neuen Evaluationsverfahren, die Produktivität an Zahl und Umfang von Publikationen und Drittmittelprojekten ablesen, die wachsende Konkurrenz um die weniger werdenden Stellen und die Beschleunigung akademischer Karrieren sind Teilaspekte eines „Reform"-Prozesses, der auf der Ebene wissenschaftlichen Wissens seinen Niederschlag darin findet, dass die Spezialisierungen innerhalb der Fächer zunehmen, die Rezeptionsbarrieren zwischen verschiedenen Teilgebieten, Disziplinen und „Schulen" undurchlässiger werden und die Konjunkturzyklen kürzer, die den „Wert" und das „Verfallsdatum" wissenschaftlicher Erkenntnisse zwar nicht unbedingt nach wissenschaftlichen Standards bemessen, aber kaum weniger nachhaltig.

Die Chance, Brüche und Ungleichzeitigkeiten zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen zu finden, die in den Zuständigkeitsbereich unterschiedlicher Teilgebiete eines Faches gehören, wird dadurch nicht größer. Die Wahrscheinlichkeit, auf Widersprüche zwischen verschiedenen Ebenen und Medien der Geschlechterkonstruktion zu stoßen, die teilweise der Deutungshoheit unterschiedlicher Disziplinen unterliegen, nimmt eher ab als zu. Und Erkenntnisse, die mit Blick auf das Geschlechterverhältnis das Beharrungsvermögen und die Veränderungsresistenz tradierter Strukturmomente zur Sprache bringen, treffen inzwischen selbst in Teilen der feministischen scientific community nicht eben auf offene Ohren. Ihnen fehlt, was unter den zuvor skizzierten Rahmenbedingungen in besonderem Maße Aufmerksamkeit verbürgt und Anerkennung stiftet: der Neuigkeitswert.

Es mag daher auch mit dem „Spezialgebiet" zusammenhängen, dass aus der Lebenslaufforschung eine der prägnantesten und empirisch gehaltvollsten Analysen der Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten kommt, von denen zuvor die Rede war (vgl. vor allem: Krüger 2001a und 2001b). Im Lebenslauf haben wir es, wie Helga Krüger immer wieder deutlich gemacht hat, mit der Verschränkung und Verknüpfung unterschiedlicher sozialer Teilbereiche und Institutionen zu tun; kommt es im Zeitverlauf zu einer Aufschichtung von Erfahrungen ganz unterschiedlicher Provenienz; geht es um die kumulierten oder einander konterkarierenden Effekte heterogener gesellschaftlicher Strukturvorgaben und um die Muster ihrer Verarbeitung durch die Einzelnen. Hier finden wir m.a.W. einen gewissermaßen gegenstandsinhärenten Zwang, das im Zusammenhang zu sehen, was in anderen Teilen der Soziologie und Geschlechterforschung vielfach nur ausschnittweise in den Blick kommt. Helga Krüger hat denn auch im Rahmen ihrer Überlegungen zur Institutionenstrukturiertheit des Lebenslaufs wiederholt auf ein Problem aufmerksam gemacht hat, das hier mit etwas anderer Akzentuierung und in anderer theoretischer Perspektive im Zentrum der Überlegungen stehen wird:

„Geschlecht ist in den Struktur- und in den Kulturzusammenhang der Gesellschaft zugleich eingelagert. Beide Kontexte können sich aber historisch gegeneinander verschieben bzw. verschoben haben: was qua kulturellem Wandel im Bewußtsein 'out' ist, kann sich strukturell, in Geschlechter-Segmentierungen im System der Berufe und/oder der beruflichen Bildung z.B., verfestigt haben und nun von hier zurückwirken (...)." (Krüger 1999, 38)

Auch für die „rhetorische Modernisierung", um die es im Folgenden gehen wird, ist eine Widerspruchs-Konstellation kennzeichnend, die unter anderem darauf beruht, dass sich Kultur- und Strukturzusammenhang gegeneinander verschoben haben und es folglich in besonderem Maße notwendig ist, verschiedene Ebenen und Medien der Herstellung und Institutionalisierung geschlechtlicher Differenzierungen gleichermaßen in die Analyse einzubeziehen: den Struktur- und den Kulturzusammenhang, aber auch die soziale Praxis der Herstellung geschlechtlicher Differenzierungen und das Wissen, das in diese Praxis eingeht und sich reflexiv auf ihre Effekte bezieht.

Das alltagsweltliche Differenzwissen, das also, was die Gesellschaftsmitglieder über den Unterschied der Geschlechter und die soziale Bedeutung der Geschlechterdifferenz, über die Geschlechterordnung und das Verhältnis der Geschlechter wissen, ist - so mein Ausgangspunkt - den Strukturen des Geschlechterverhältnisses und großen Teilen der sozialen Praxis ein ganzes Stück vorausgeeilt. Kulturelle Deutungsmuster und Selbstkonzepte, Geschlechterdiskurse und mit ihnen der diskursfähige, der explizite und explizierbare Teil der Geschlechternormen haben sich erkennbar von den 'alten' Selbstverständlichkeiten verabschiedet und geschlechtshierarchische Verteilungsasymmetrien sind entschieden begründungsbedürftig geworden. Aber von einer Geschlechterrevolution, die sowohl das Geschlechterverhältnis als sozialen Strukturzusammenhang wie die soziale Praxis der Gesellschaftsmitglieder nachhaltig verändert hätte, ist bislang noch vergleichsweise wenig zu sehen. Auf der Ebene sozialer Strukturen und Institutionen, aber vielfach auch in den eingespielten Routinen des Alltagshandelns finden wir

nach wie vor, wenngleich in modifizierter Form, die Sedimente und Spuren der 'alten Verhältnisse', und das hat zur Folge, dass zeitgenössisches Differenzwissen und soziale Praxis nicht mehr bruchlos zusammenpassen. Eine ganz erhebliche Diskrepanz besteht insbesondere zwischen dem, was im Horizont des alltagsweltlichen Differenzwissens thematisierbar ist, und dem, was nicht zur Sprache kommt, aber u.a. in Gestalt latenter Geschlechternormen und institutionalisierter Strukturvorgaben weiterhin das soziale Handeln bestimmt.

Politisch brisant und für gesellschaftskritische Überlegungen bedeutsam ist diese Diskrepanz vor allem deshalb, weil die widersprüchliche Beziehung zwischen Differenzwissen und differenzierenden Strukturen und Praktiken einen Verdeckungszusammenhang hervorbringt, der bestimmte Aspekte der sozialen Realität systematisch ausblendet. Unsichtbar und aus dem Repertoire dessen, worüber sich sprechen lässt, ausgeschlossen, wird - wie ich im Einzelnen noch zeigen werde - vor allem die hierarchische Struktur der Geschlechterunterscheidung. Die rhetorische Modernisierung, die Modernisierung des diskursfähigen Differenzwissens, schließt als ihre Kehrseite die De-Thematisierung der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern ein. Im Prozess der rhetorischen Modernisierung verändert sich nicht nur das Reden über die Geschlechter, sondern auch das Schweigen; verschiebt sich die Grenze zwischen dem, worüber sich sprechen, und dem, worüber sich nur Stillschweigen bewahren lässt.

Dass auch in Teilen der Frauen- und Geschlechterforschung der Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht im Mittelpunkt der Gegenwartsdiagnosen steht, macht im Übrigen darauf aufmerksam, dass wir Spielarten und Spuren der rhetorischen Modernisierung nicht nur auf der Ebene des alltagsweltlichen, sondern auch auf der Ebene des wissenschaftlichen Differenzwissens finden. Die eingangs angesprochene Kontroverse um die Leitdifferenz Geschlecht lässt sich in dieser Perspektive auch als Kontroverse lesen, in der beide Seiten der rhetorischen Modernisierung gegeneinander in Stellung gebracht werden: Während die einen aufmerksam die Modernisierung des alltagsweltlichen Differenzwissens registrieren und sie im Medium wissenschaftlichen Wissens fortschreiben, sind die anderen beharrlich darum bemüht, die verschwiegene Kehrseite dieser Modernisierung zur Sprache zu bringen und nicht nur an das Fortdauern der Ungleichheiten im Geschlechterverhältnis, sondern auch daran zu erinnern, dass die „De-Thematisierung" der „male dominance" deren Reproduktion unter Umständen mehr befördert, als sie ins Stolpern zu bringen.

So recht sie damit haben dürften: Vollständig ist das Bild, das auch sie vom aktuellen Stand der Modernisierung des Geschlechterverhältnisses zeichnen, nicht. Die Widersprüche, mit denen sich die 'normalen' Gesellschaftsmitglieder alltäglich konfrontiert sehen und an deren Herstellung sie auf vielerlei Weise beteiligt sind, resultieren vielmehr gerade daraus, dass die zwei Seiten, die sich allenfalls im wissenschaftlichen Nachdenken voneinander trennen und einander als kontroverse Positionen gegenüberstellen lassen, in der sozialen Praxis immer wieder hart zusammenstoßen. Gerade in ihrer widersprüchlichen Gleichzeitigkeit nötigen sie dazu, Ungleichzeitiges unter

einen Hut zu bringen - wenn schon nicht im Reden, so doch im Handeln und gegebenenfalls im Schweigen über diejenigen seiner Effekte, die sich reflexiv nicht mehr einholen, nicht mehr integrieren lassen.

2. Präzisierung im Kontrast: Rhetorische Modernisierung und institutionelle Reflexivität

Die Widerspruchskonstellation, um die es mir hier geht, ist nicht gleichzusetzen mit dem, was Friedrichs im Auge hat, wenn er - mit Bezug auf die Individualisierungsthese - den Zeitgeist und die Wunschvorstellungen gebildeter Individuen den Ergebnissen ordentlicher empirischer Forschung gegenüberstellt, die zeigen, wie die Verhältnisse 'wirklich' sind. Sie ist aber auch nicht in allem deckungsgleich mit der Ungleichzeitigkeit, die Helga Krüger herausgearbeitet hat. Der Terminus „zeitgenössisches Differenzwissen" zielt weder ausschließlich auf die gebildeten Individuen noch allein auf deren wie auch immer unrealistische Wunschvorstellungen. Er bezieht sich auf das Alltagswissen, das die 'normalen' Gesellschaftsmitglieder über die Unterschiedlichkeit der Geschlechter und die Kompetenzen, Zuständigkeiten und Obligationen von Frauen und Männern haben. Das schließt milieuspezifische Differenzierungen ebenso ein wie Querverbindungen zum wissenschaftlichen Differenzwissen, das in manchen seiner Spielarten die rhetorische Modernisierung mit großer Entschiedenheit vorantreibt. Vor allem aber ist zu berücksichtigen, dass wir es hier mit einem Wissen zu tun haben, das integraler Bestandteil des Alltagshandelns ist und insofern von einer Praxisrelevanz und Verbindlichkeit, die dem schnelllebigen Zeitgeist mit seinen wechselnden Moden und frei flottierenden Wünschen abgeht.

Der Unterschied zu den Ungleichzeitigkeiten und Brüchen, die bei Helga Krüger im Zentrum der Analyse stehen, mag auf den ersten Blick minimal erscheinen, ist jedoch in seinen praktischen und theoretischen Konsequenzen womöglich bedeutsamer. Bei Krüger haben wir auf der einen Seite das Beharrungsvermögen der Strukturen und Institutionen und auf der anderen Seite das Selbstverständnis und die Deutungsmuster der Akteure und deren alltägliche Praxis des Genderns. Beide sind den in sozialen Strukturen und gesellschaftlichen Institutionen sedimentierten 'alten' Verhältnissen vorausgeeilt, werden allerdings von deren Effekten im Lebensverlauf immer wieder eingeholt, so dass „historisch verfestigte Segmentationslinien (...) rund um die Kategorie Geschlecht neue Formen des interaktiven Handelns zwischen den Geschlechtern hinterrücks wieder an das 'Gestern' binden" (2001a, 70).

Wenn man die Scheidelinie zwischen 'alt' und 'neu' anders anlegt, wenn man sie zwischen dem Differenzwissen auf der einen, den Strukturen, Institutionen und großen Teilen der sozialen Praxis auf der anderen Seite lokalisiert, so bedeutet dies vor allem, dass wir es mit einem Bruch zu tun haben, der mitten durch die Individuen selbst hindurchgeht: Ihr Wissen und ihr Tun passen nicht mehr so recht zusammen, und das, was sie tun, hat Effekte, die ihnen eher fremd erscheinen und über die sich

umso weniger reden oder gar – im Konfliktfall – verhandeln lässt, je erkennbarer sie dem zuwiderlaufen, was sich im Horizont des alltagsweltlichen Differenzwissens über den Unterschied der Geschlechter anerkannterweise sagen lässt. Es gibt Ungleichzeitigkeiten nicht nur zwischen den Individuen und den Verhältnissen, mit denen sie sich herumzuschlagen haben. Die Ungleichzeitigkeiten stecken auch in den Individuen selbst.

Das hat methodische Konsequenzen, und es hat theoretische Implikationen. Methodisch gesehen, kommt man der rhetorischen Modernisierung samt ihrer Kehrseite, dem Schweigen über die fortdauernden Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern, gerade dann nicht auf die Spur, wenn man die Akteure einfach fragt. Die Antworten, die man dann erhält, sind – wenn die zuvor skizzierte Ausgangsdiagnose denn zutrifft – ihrerseits integraler Bestandteil der rhetorischen Modernisierung und insofern hoch bedeutsam. Aber sie geben keinen Aufschluss über das rhetorische Moment, das für diese Form der Modernisierung konstitutiv ist. Das Schweigen, das die Kehrseite der rhetorischen Modernisierung darstellt, ist zwar oftmals beredt. Aber zur Sprache und damit zum Vorschein bringen lässt sich die Diskrepanz zwischen der einen und der anderen Seite nur, wenn man Zugang zu dem findet, worüber die Gesellschaftsmitglieder keine Auskunft geben können oder mögen. Man braucht, anders gesagt, eine Kontrastfolie, etwas, mit dem sich das Gesagte vergleichend in Beziehung setzen lässt, damit erkennbar wird, was im Reden verdeckt bleibt.

Das ist zwar eine Binsenweisheit empirischer und vor allem qualitativer Sozialforschung. Doch angesichts der Hochkonjunktur dekonstruktivistischer Ansätze auch in der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung scheint es mir wichtig, darauf hinzuweisen, dass man den methodischen und theoretischen Fallstricken der rhetorischen Modernisierung mit einer wie auch immer ausgefeilten Analyse symbolischer Repräsentationen und Wissensformen gerade nicht entgeht. Eher ist das Gegenteil der Fall. Gerade wegen ihrer Beschränkung auf diskursive Medien der Wirklichkeits- und Geschlechterkonstruktion stellen dekonstruktivistische und zum Teil auch diskurstheoretische und wissenssoziologische Ansätze gegenwärtig eine der prominentesten und einflussreichsten Spielarten der rhetorischen Modernisierung im Medium des wissenschaftlichen Differenzwissens dar.

Der „linguistic turn" mag zwar, wenn er strikt verstanden wird, auf erkenntnistheoretisch sicheren Boden führen. Und von diesem sicheren Boden aus lässt sich der Sozialkonstruktivismus dann unschwer als „epistemologisch skrupellos" (Knorr-Cetina 1989, 89), vielleicht sogar als naiv bezeichnen. Aber auch der „linguistic turn" hat seinen Preis. Es gibt in seinem Einzugsbereich kein theoretisches Instrumentarium mehr, das es ermöglichen würde, die Diskurse und Repräsentationen auf etwas jenseits ihrer selbst zu beziehen, seien dies soziale Strukturzusammenhänge oder stillschweigende Formen der Arbeitsteilung in Paarbeziehungen, deren Funktionieren vielfach gerade darauf beruht, dass sie stillschweigend bleiben. Damit fehlt zugleich die Möglichkeit der Kontrastierung; fehlt ein Korrektiv, das vor der systematischen Überschätzung diskursiver Formen der Wirklichkeits- und Geschlechterkonstruktion bewahrt. Problem-

konstellationen, die u.a. daraus resultieren, dass sich Kultur- und Strukturzusammenhang gegeneinander verschoben haben, lassen sich auf diese Weise gerade nicht analysieren. Mehr noch: Das Problem lässt sich gar nicht erst formulieren - auch das Problem nicht, das für die rhetorische Modernisierung zentral ist.

Die Notwendigkeit der Kontrastierung hat, wie spätestens hier deutlich wird, nicht nur eine methodische, sondern auch eine theoretische Seite. Auf der theoretischen Ebene braucht man einen Bezugsrahmen, der Auskunft darüber gibt, wie die verschiedenen Ebenen und Medien der Wirklichkeits- und Geschlechterkonstruktion ineinander greifen und aufeinander bezogen sind und welcher Stellenwert dem Alltagswissen und seinen Diskursen in diesem Zusammenhang zukommt. Hilfreich ist zudem ein historischer Referenzhorizont, der es erlaubt, das spezifisch Neue der gegenwärtigen Konstellation im Kontrast zu verdeutlichen, zumindest idealtypisch. Bereits meinen bisherigen Ausführungen lag implizit beides zu Grunde. Sie sind, wie alle Aussagen zum sozialen Wandel und zur Modernisierung, formuliert vor dem ein Stück weit fiktiven Hintergrund relativ stabiler Geschlechterverhältnisse 'früher', der zwar letztlich einen theoretisch erzeugten Grenzfall darstellt, aber gerade als Grenzfall seine primär heuristischen Zwecke erfüllt. Und sie sind formuliert im Horizont eines Bezugsrahmens, der Stabilität im Geschlechterverhältnis als vergleichsweise passgenaues Ineinandergreifen verschiedener Ebenen und Medien der Geschlechterkonstruktion begreift und so die Möglichkeit eröffnet, systematisch zu bestimmen, worin genau sich unser 'Heute' von diesem 'Früher' unterscheidet; wo genau es heute nicht mehr 'passt' (oder inwiefern es gegebenenfalls heute womöglich auf andere Weise nicht mehr 'passt' als früher).

Näher erläutert und differenziert aufgefächert finden sich diese bislang impliziten Vorüberlegungen in Goffmans Konzept der institutionellen Reflexivität, das nicht nur nachzeichnet, wie Alltagshandeln und Alltagswissen reflexiv aufeinander bezogen sind, solange alles noch relativ gut zusammenpasst (Goffman 1977; dt. 1994, 105-158). Goffman konzipiert die institutionelle Reflexivität auch als Vermittlungsinstanz von Mikro- und Makro-Ebene, als „Schnittstelle zwischen Sozialstruktur und Interaktionsordnung" (Knobloch 1994, 41; vgl. auch Wetterer 2002). Anders als in den ethnomethodologischen „doing gender"-Konzepten, die sozialkonstruktivistischen Ansätzen zu Recht den Vorwurf mikrosoziologischer Engführung eingebracht haben, wird der Unterschied der Geschlechter bei ihm „nicht nur in Interaktionen erzeugt, er wird zugleich von Institutionen geregelt: der Paarbeziehung, der Familie als Sozialisationsinstanz, dem Arbeitsplatz und seinen Trennungen, dem Wettkampf" (ebd.).

Institutionelle Reflexivität heißt deshalb, wie Helga Kotthoff zusammenfasst, „daß das soziale Geschlecht so institutionalisiert wird, daß es genau die Merkmale des Männlichen und Weiblichen entwickelt, welche angeblich die differente Institutionalisierung begründen" (1994, 162). Die Geschlechterarrangements, deren institutionelle Reflexivität Goffman herausarbeitet, stellen institutionalisierte Reproduktionsformen der Geschlechterunterscheidung dar, die die Strukturen des Geschlechterverhältnisses auf die Meso-Ebene übersetzen und soziale Situationen so vorstrukturieren, dass diese

sich in Kulissen für die interaktive Validierung der Geschlechterdifferenz verwandeln und zudem in recht handfeste Beweise für deren Natürlichkeit. Die Strukturen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung oder die Regeln der heterosexuellen Paarbildung sorgen gleichsam dafür, dass Frauen und Männer sich bevorzugt in Settings begegnen, die schon vorab so strukturiert sind, dass die Akteure sich in ihnen dann „ihre angeblich unterschiedliche 'Natur' wirkungsvoll vorexerzieren können" (Goffman 1994, 143).

Zwar wissen wir alle, dass es einige Frauen gibt, die größer sind als Männer und einige Männer, die kleiner sind als Frauen. Aber die Regeln der Paarbildung stiften die Gewähr dafür, dass noch heute fast jedes Paar augenblicklich evident macht, dass Männer größer sind als Frauen. Man braucht nur hinzuschauen. Nicht anders ist es mit den Damen- und Herrentoiletten, die Goffman als Musterbeispiel institutioneller Reflexivität analysiert: „Die Trennung der Toiletten wird als natürliche Folge des Unterschieds der Geschlechter hingestellt, obwohl sie tatsächlich mehr ein Mittel zur Anerkennung, wenn nicht gar zur Erschaffung dieses Unterschieds ist" (ebd., 134). Anerkennung und Erschaffung des Unterschieds der Geschlechter hängen dabei auf das Engste zusammen. Die Geschlechterarrangements stellen nicht nur institutionelle Reproduktionsformen der Zweigeschlechtlichkeit dar, „die den Teilnehmern Gelegenheit bieten, ihre Interaktion geschlechtlich zu polarisieren oder zu assoziieren" (Hirschauer 1994, 686). Sie sind zugleich die Voraussetzung dafür, dass Alltagswissen und Alltagshandeln sich reflexiv und einverständlich aufeinander beziehen können, weil im Vollzug des Handelns interaktiv validiert wird, was im Repertoire des alltagsweltlichen Differenzwissens über den Unterschied der Geschlechter be- und anerkannt ist.

Der Vater macht Karriere, die Mutter geht auf Teilzeit und beide können sich in der Familie dann „ihre angeblich unterschiedliche Natur wirkungsvoll vorexerzieren" und sehen, dass auch für sie stimmt, was sie - ebenso wie andere kompetente Mitglieder ihrer Gesellschaft - über die Differenz der Geschlechter nicht nur wissen, sondern anerkennen und für legitim halten. Jedenfalls unter den Bedingungen stabiler Geschlechterverhältnisse, die bei Goffman deutlich die Spuren der 60er und 70er Jahre in den USA tragen. Stabilität im Geschlechterverhältnis, wie sie in seinem Konzept der institutionellen Reflexivität vorausgesetzt ist, beruht darauf, dass die Strukturen des Geschlechterverhältnisses, die Institutionalisierungsformen der Geschlechterunterscheidung und die Alltagspraxis der Gesellschaftsmitglieder einander wechselseitig korrespondieren und abstützen und im zeitgenössischen Differenzwissen eine plausible und anerkannte Erklärung und Legitimation finden.

Auch für die institutionelle Reflexivität, die sich im Rahmen derart stabiler Geschlechterverhältnisse einstellt, ist ein Verdeckungszusammenhang konstitutiv. Was den Akteuren systematisch verborgen bleibt, ist, dass sie selbst maßgeblich daran beteiligt sind, den Unterschied der Geschlechter hervorzubringen, den sie für die natürliche Vorgabe sozialen Handelns halten. Was sie gerade nicht zu sehen vermögen, ist, dass die Institutionalisierungsformen der Geschlechterunterscheidung die Differenz der Geschlechter weder schlicht voraussetzen noch bloß zum Ausdruck bringen, sondern

schaffen und ins Leben rufen. Gerade weil alles passgenau ineinander greift, schließt sich der Zirkel der institutionellen Reflexivität ein ums andere Mal, sind die Effekte sozialen Handelns und sozialer Institutionalisierung aus der Sicht der Gesellschaftsmitglieder unaufhörlich neue Beweise dafür, dass die Differenz der Geschlechter jeder sozialen Praxis voraus- und zu Grunde liegt, dass sie natürlich und selbstverständlich ist und keiner weiteren Begründung bedarf.

In Zeiten der rhetorischen Modernisierung schließt sich dieser schöne Zirkel nicht mehr, jedenfalls nicht mehr in allen sozialen Milieus und allen Phasen des Lebenslaufs mit gleicher Einfachheit und Eleganz. Ganz so elegant und einfach hat er sich zwar auch früher nicht durchweg geschlossen. Die 60er und 70er Jahre, denen Goffman wie selbstverständlich einen großen Teil seines Anschauungsmaterials entnimmt, haben auch das „Hausfrauensyndrom" zum Schlagwort und Betty Friedans „Weiblichkeitsmythos" (zuerst 1963) zum Bestseller gemacht, und vor diesem Hintergrund wird besonders deutlich, dass das Konzept der institutionellen Reflexivität eine Konstellation theoretisch verallgemeinert, die das Gelingen der Geschlechterkonstruktion ins Zentrum stellt. Doch gerade deshalb stellt es einen theoretischen Rahmen bereit, der es erlaubt, auch die Voraussetzungen des Misslingens, des Scheiterns der Geschlechterkonstruktion in den Blick zu nehmen und gegebenenfalls zu unterscheiden zwischen verschiedenen Konstellationen, die statt des Gelingens das Misslingen präformieren (vgl. dazu unten Kapitel 4.2.).

Die Konstellation, die mit der rhetorischen Modernisierung angesprochen ist, beruht zu einem guten Teil darauf, dass der alte Verdeckungszusammenhang brüchig geworden ist und sich die institutionelle Reflexivität nicht mehr einstellt, weil das Alltagswissen sich grundlegend verändert hat. Ihre unterschiedliche Natur jedenfalls mögen sich die jungen Frauen und Männer heute wohl eher nicht mehr „vorexerzieren", schon gar nicht „wirkungsvoll". Und genau das macht die Sache schwierig, vor allem in der Praxis. Womöglich exerzieren die Akteure sich vielfach immer noch dasselbe vor, angestiftet durch Geschlechterarrangements, die zum herkömmlichen „doing gender" weit mehr Gelegenheit bieten als zu irgend etwas anderem. Aber was sie da sehen, wenn sie sich anschauen, was sie tun und welche Effekte es hat, verweist nicht nur auf nichts mehr. Es bedürfte einer Begründung, die so leicht auch nicht mehr zu haben ist, weil sich das „doing gender" zwar nicht in allen, aber doch in manchen seiner Spielarten gerade nicht mehr selbstverständlich einfügt in das heute anerkannte, auf Egalität, Gleichberechtigung und Partnerschaft setzende alltagsweltliche Differenzwissen.

Geht man mit Goffman davon aus, dass „die Bedeutung der Sozialstruktur darin gesehen werden (kann), dass sie, wenigstens in ihren bedeutendsten Aspekten, einen Rahmen für expressive Darstellungen abgibt, der bei der Organisation sozialer Situationen behilflich ist" (1994, 194), so schwindet mit dem Wissen um die Natürlichkeit der Geschlechterunterscheidung nicht nur die institutionelle Reflexivität der Geschlechterarrangements. Das Geschlechterverhältnis als sozialer Strukturzusammenhang verliert seine womöglich „bedeutendsten Aspekte" und verwandelt sich von einer Hilfe-

stellung, die den Rahmen für expressive Darstellungen abgibt, in ein Hindernis. Und dieses Hindernis steht den Akteuren um so sperriger im Wege, als es ihnen abverlangt, die Kongruenz von Alltagshandeln und Alltagswissen, die sich zuvor wie von selbst ergeben hatte, nun unter Bedingungen wieder herzustellen, die eben diesen Versuch fortwährend konterkarieren.

Die rhetorische Modernisierung, die vor allem die Ungleichheit der Geschlechter dem Blick entzieht, also jenen Aspekt im Verhältnis der Geschlechter, der am entschiedensten begründungsbedürftig geworden ist, lässt sich als eine Antwort auf diese Problemkonstellation begreifen. Und wenn ich mich im Folgenden auf der Grundlage empirischer Untersuchungen zur Paarbeziehung, zum Lebenslauf und zur „globalen Putzkolonne" (Wichterich) dieser sehr spezifischen Spielart der Modernisierung der Moderne zuwende, so werden dabei immer auch Teilansichten dieses Hindernisses sichtbar werden. Nur von seiner Überwindung wird leider wenig zu berichten sein, auch nicht die Spur von einer Geschlechterrevolution oder der Auflösung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung.

3. Facetten rhetorischer Modernisierung (1): Reden und Schweigen in der Paarbeziehung

Einen ersten Vorgeschmack auf die rhetorische Modernisierung erhält man, wenn man die alltägliche Arbeitsteilung in Paarbeziehungen zum Thema einer Lehrveranstaltung macht. Empirische Untersuchungen, aus denen hervorgeht, dass die Arbeitsteilung im Haushalt noch immer großenteils den alten Spielregeln folgt, stoßen bei den Studierenden auf ungläubiges Staunen, das in Erleichterung umschlägt, wenn herauskommt, dass die Daten schon einige Jahre alt sind. Naja, früher. Wenn die Untersuchungsergebnisse zeitlich näher rücken, ohne dass sich in ihnen merkliche Veränderungen abzeichnen, wächst der Unglauben, kommen Unmut und Empörung zum Ausdruck, vor allem bei den Studentinnen. Ewig diese blöden feministischen Texte. Die Studenten schweigen betreten, manche schrumpfen sichtlich vor Verlegenheit. Und dann beginnt das große Erzählen. Alle kennen eine schier endlose Fülle von Beispielen, wo das alles völlig anders ist: Männer, die Wäsche waschen, regelmäßig! Andere können sogar bügeln und kümmern sich ums Einkaufen, spielen mit den Kindern, erledigen das Staubsaugen oder bringen den Müll raus. Auch beim Fensterputzen hat man den einen neulich gerade wieder gesehen. Und dass das in den empirischen Untersuchungen keinen Niederschlag findet, ist ja schließlich nicht ihre Schuld.

Auch wenn nicht alle Geschichten, die da erzählt werden, von relativ jungen Leuten handeln oder von studentischen Haushalten, sondern in manchen auch „eher ältere Leute mit Kindern" vorkommen, die ganz offensichtlich als besonders beweiskräftig gelten, könnte man vermuten, dass Staunen, Unmut und Empörung vor allem mit den Erfahrungen zu tun haben, die die Studentinnen selbst machen, dass wir es hier also mit einem lebensphasenspezifischen, mit einem gewissermaßen jugendlichen

Unglauben zu tun haben. Wenn da nicht die ganz offensichtliche Verlegenheit der Studenten wäre, die irgendwann später, wenn das Diskussionsklima offener geworden ist, mitunter beiläufig berichten, dass sie ihre Wäsche zum Waschen nach Hause bringen. Und wenn da nicht inzwischen eine ganze Reihe empirischer Untersuchungen wären, die eine ganz andere Geschichte erzählen.

Die Geschichte, die sie erzählen, macht darauf aufmerksam, dass die rhetorischen Strategien, die in den Erzählungen der Studentinnen ihren Anfang nehmen, nicht verschwinden, sondern fortgesetzt und weitläufig ausgebaut werden, wenn Ehefrauen und Mütter, die mit dem Anspruch auf eine gleichberechtigte Partnerschaft angetreten waren, sich nach Jahren einem Alltag konfrontiert sehen, der nicht viel anders aussieht als der, der in den eingangs erwähnten empirischen Untersuchungen zum Ausdruck kommt (Pross 1978, Metz-Göckel und Müller 1986, Kaufmann 1994, Koppetsch und Burkart 1998, Notz 2002).

3.1. Die Ohnmacht der Diskurse

Schon Ende der 80er Jahre hat Arlie Hochschildt in einer ethnografisch orientierten Studie über berufstätige Eltern in den USA genau nachgezeichnet, „wie diese Frauen de facto vorhandene Ungleichheit als Gleichheit 'uminterpretieren' und an der Konstruktion einer ungleichen Situation als 'gleichberechtigt' aktiv mitarbeiten" (so Rerrich 2002, 22, zu: Hochschildt 1989). Da wird das Bisschen mehr an Mitarbeit im Haushalt, das eine Frau ihrem Mann in Jahren mühsam abringen konnte, den Forscherinnen als 'die Hälfte' eines partnerschaftlichen Arrangements präsentiert oder die Übernahme einer bestimmten Aufgabe im Haushalt rhetorisch so sehr aufgewertet und so wortreich geschildert, dass darüber völlig aus dem Blick gerät, dass sonst alles beim Alten geblieben ist: „Sonntags kocht bei uns immer nur der Papa" (Rerrich a.a.O.).

Die Rhetorik der Gleichheit, hinter der ein Alltag verschwindet, der weiterhin durch Ungleichheiten geprägt ist, ist ein relativ neues Phänomen in der Geschichte der Paarbeziehungen und sie findet sich vor allem in einem bestimmten sozialen Milieu (so bereits: Jurczyk und Rerrich 1993). Cornelia Koppetsch und Günter Burkart (1998), die in der 2. Hälfte der 90er Jahre eine Studie über Paarbeziehungen im Milieuvergleich durchgeführt haben, trafen sie vor allem im „individualistischen Milieu", das durch höhere Bildung und einen urbanen Lebensstil geprägt ist. Hier und nur hier dominiert ein neues Leitbild der Paarbeziehung, das geprägt ist von Gleichheitsdiskurs, Selbstverwirklichungsanspruch und dem Modell der Autonomie zweier Subjekte, die sich im Rahmen einer individualisierten, egalitären Partnerschaft zusammenschließen und sich an ihren individuellen Interessen und Bedürfnissen orientieren, während tradierte Geschlechternormen jede Legitimität verloren haben (vgl. vor allem: 145-201).

Nur an der Praxis hat sich wenig verändert. Eines der frappierendsten Ergebnisse der Untersuchung von Koppetsch und Burkart ist, dass die Frauen in allen drei untersuchten Milieus auch weiterhin den weit überwiegenden Teil der Hausarbeit überneh-

men und dass zudem die Strukturen der häuslichen Arbeitsteilung in allen drei Milieus die gleichen sind, auch und gerade dann, wenn einzelne Hausarbeiten inzwischen zur Zuständigkeit der Männer geworden sind. Über die Milieugrenzen hinweg hat sich eine in Teilen neue Geschlechterordnung des Haushaltens etabliert, die Frauenarbeit von Männerarbeit entlang bestimmter symbolischer Markierungen trennt: (1) außen/innen, (2) schwer/leicht, (3) grob/fein, (4) trocken/nass und (5) außeralltäglich/alltäglich (205-215). Doch während die Ungleichheit der Lastenverteilung, die in der Unterscheidung von alltäglichen und außeralltäglichen Hausarbeiten noch einmal festgehalten ist, im familistischen und im traditionalen Milieu den Leitvorstellungen der Paarbeziehung und den Vorannahmen über die Differenz der Geschlechter weitgehend korrespondiert, sehen sich die Paare des individualistischen Milieus mit einer Diskrepanz zwischen Diskurs und Praxis konfrontiert, die problematisch vor allem deshalb ist, weil sie sich diskursiv kaum auflösen lässt.

Insbesondere die Verbindung von Individualisierungs-, Selbstverwirklichungs- und Gleichheitsdiskurs führt in diesem Milieu dazu, dass die im Alltagshandeln unverwandt reproduzierten geschlechtsspezifischen Zuständigkeiten im Reden nicht mehr thematisiert werden können; dass die Ungleichheiten, die in der Praxis fortbestehen, aus den Diskursen verschwinden. Da die Arbeitsteilung nicht mehr als Ergebnis einer Geschlechterdifferenz verstanden werden kann, die in ihr zum Ausdruck kommt und sie begründet, sondern als Folge einer freien und bewusst getroffenen Wahl, ist letztlich jeder selbst verantwortlich für das, was er oder sie tut. Da die Vorstellungen von Ordnung und Sauberkeit nicht mehr den Status anerkannter Regeln haben, die als selbstverständlich vorausgesetzt werden, räumt jeder dann auf, wenn ihn oder sie die Unordnung nervt, bügelt man, weil man das eigentlich ganz gerne tut; werden die Socken gewaschen, wenn man das Gefühl hat, es sei mal wieder so weit, oder wenn einfach keine mehr da sind, und putzt schließlich diejenige die Fenster, die den Dreck einfach nicht mehr sehen kann. So jedenfalls will es die Logik der Diskurse, die das Reden bestimmt.

„Aus der Logik des individualisierten Partnerschaftsdiskurses folgt, daß die Akzeptanz der individuellen Persönlichkeit auch die Akzeptanz für ihre unter Umständen niedrigeren Ansprüche auf Sauberkeit und Ordnung einschließt" (219). Ein typisches Ergebnis der Auseinandersetzungen um Ordnung und Sauberkeit ist deshalb das Motto: Wenn es dich stört, dann räum es doch weg! Ein Motto, auf das es auch deshalb kaum eine passende Erwiderung gibt, weil der unausgesprochen mitschwingende Vorwurf, sich noch nicht ausreichend von veralteten, bürgerlichen oder gar typisch weiblichen Standards gelöst zu haben, auch das eigene Selbstverständnis und die eigenen Leitbilder verletzt und deshalb womöglich weniger leicht zu ertragen wäre als das 'bisschen Aufräumen' dann und wann oder das 'bisschen Wäschewaschen'.

Koppetsch und Burkart zeichnen minutiös nach, wie in den individualisierten Paarbeziehungen die Mehrarbeit der Frauen nicht anerkannt, sondern entwertet wird und wie die Frauen an dieser Entwertung - ähnlich wie bereits bei Hochschildt - aktiv mitwirken. Die Reduktion und Vernichtung des „Tauschwerts" der Frauenarbeit im

Haushalt, die vollends besiegelt ist, „wenn die Frau akzeptiert, daß der Mann die Gegenleistung verweigert" (168), trägt ihren Teil zu jener „Ohnmacht der Diskurse" bei, die anzeigt, dass es für geschlechtsspezifische Zuständigkeiten und Obligationen im alltagsweltlichen Differenzwissen der individualisierten Paare keinen legitimen Ort mehr gibt. Das Reden entfernt sich mehr und mehr von der Praxis des Haushaltens und die alltäglich reproduzierten Ungleichheiten verschwinden umso spurloser aus den Diskursen, als deren Thematisierung paradoxerweise gerade diejenigen ins Unrecht setzt, die den größeren Teil der Lasten tragen. Die ursprüngliche Absicht, sich von den alten Rollenmustern zu befreien, wird so ins Gegenteil verkehrt. Die alten Rollen werden in der Praxis beibehalten, aber durch die neue Sichtweise zugleich verdeckt und aus dem Interpretationsvorrat verbannt (190). Aus den expliziten sind latente Geschlechternormen geworden, die ihre Wirksamkeit auch daraus beziehen, dass ihre Problematisierung schwierig und riskant geworden ist.

Die Ohnmacht der Diskurse rührt auch daher, dass die Verteilung der Hausarbeit so eng mit der Beziehungsökonomie und der gerade im individualistischen Milieu hoch prekären Machtbalance in der Beziehung verwoben ist, dass sie nur um den Preis langwieriger Konflikte zur Sprache gebracht werden kann. Die Thematisierung der Ungleichheit droht nicht nur, diejenigen zu decouvrieren, die sie zur Sprache bringen. Sie ist nicht nur verbunden mit der Gefahr, das Scheitern der eigenen Ansprüche ans Licht zu bringen. Sie könnte auch die Beziehung selbst gefährden. Und im stillschweigenden Aufräumen des häuslichen Chaos' ist deshalb nicht nur eine uneingestandene Niederlage verborgen. Im Schweigen kommt auch zum Ausdruck, dass die Beziehung wertvoller ist als die Idee der Gleichheit und dass die Logik des Tausches, die zum säuberlichen Aufrechnen von Leistung und Gegenleistung zwingt, zerstört, was den größeren Wert besitzt: die Bewahrung des Paares und die „Liebe mit ihrer Ökonomie des Gabentauschs (...), die auf Freiwilligkeit und Unbedingtheit basiert" (318f).

3.2. Diskursives und inkorporiertes Wissen: Die Ideen und die Gesten

Die Logik der Diskurse erklärt zwar, wie es zum Verschwinden der Ungleichheit aus dem Repertoire dessen kommt, worüber sich reden lässt. Sie erklärt aber noch nicht das eigensinnige Beharrungsvermögen des praktischen Handelns. Die Diskrepanz zwischen diskursiven und praktischen Normen resultiert ja eben daraus, dass sich tradierte Verhaltensmuster und Gewohnheiten unabhängig von den verbalen Formen partnerschaftlichen Aushandelns entwickeln; dass sie die Ebene der Diskurse und des diskursiven Wissens fortwährend unterlaufen und eine Wirklichkeit schaffen, die zum Problem wird, sobald man über sie zu reden und nachzudenken beginnt.

Die Idee der Gleichheit und die Praxis der Haushaltsführung sind offensichtlich auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt: „Während die Idee der Gleichheit einer (reflexiven) Diskurslogik gehorcht, beruht die Verrichtung alltäglicher Handlungen auf einer anderen, einer praktischen Logik" (156). Damit ist zugleich das zentrale Thema der Studie

von Jean-Claude Kaufmann angesprochen, in deren Zentrum die schmutzige Wäsche steht (dt. 1994). Kaufmann sieht gerade in der Wäsche ein ideales Analyse-Instrument „der ehelichen Konstruktion von Alltag", weil die Wäsche in jedem Augenblick der Paarbeziehung präsent ist. Sie haftet dem Paar an wie eine zweite Haut und ist Träger vielfältiger symbolischer Bedeutungen, weil sie in besonderem Maße verbunden ist mit der „Erinnerung an die ursprüngliche Rolle der Frau innerhalb des Paares" (9). Nicht zufällig ist das Waschen der Wäsche der Teil der Hausarbeit, der sich am hartnäckigsten einer gleichberechtigten Verteilung widersetzt (so auch Koppetsch und Burkart, vor allem 227-236). Am Umgang mit der Wäsche kann Kaufmann deshalb zeigen, dass Handeln und Reden unterschiedlichen Impulsen gehorchen; am Leitfaden der Wäsche gelangt er an einen Ort, „wo die Gesten den Gedanken widersprechen, und die Worte das Gegenteil der Gedanken ausdrücken (...), wo das Reden selbst ein Schweigen darstellt und das Schweigen sehr beredt ist (...), wo Fähigkeiten gebüßt statt belohnt werden und die großzügige persönliche Hingabe auf Heller und Pfennig berechnet wird" (10).

Mit den Gesten ist ein inkorporiertes Wissen angesprochen, das auf das Engste verknüpft ist mit grundlegenden Vorstellungen von Ordnung und Sauberkeit, von körperlicher Integrität und dem Gefühl, „mit sich im Reinen zu sein". Die alltäglichen Verrichtungen, die Gewohnheiten und Routinen, die in Fleisch und Blut übergegangen sind, stellen ein Verhaltenskapital, einen Fundus an selbstverständlichen Praktiken dar, die wie von selbst geschehen. Hier geht es um ein Wissen, wie man die Dinge macht, wie man die Wäsche faltet, was und wie man bügelt und wie Bettwäsche, Handtücher oder Socken im Schrank liegen, das vorreflexiv ist, das sich mühelos und automatisch einstellt und sich gerade darin zeigt, dass man etwas tut, ohne darüber nachdenken zu müssen.

Zum Problem werden die inkorporierten Praktiken, wird dieses in körperlichen Handlungsweisen und Routinen aufbewahrte praktische Wissen, wenn der Werdegang des Paares die Haushaltsintegration erreicht und der Kauf der gemeinsamen Waschmaschine besiegelt, dass das Paar zum Paar geworden ist (69-121; zur Waschmaschine: 82-90). Die Schwierigkeiten, die dann auf den Plan treten, rühren nicht nur daher, dass nun das inkorporierte Wissen der Partner aufeinander abgestimmt und die oft unterschiedlichen Gewohnheiten neu zusammengefügt werden müssen, ohne allzu sehr miteinander zu kollidieren. Sie hängen auch nicht allein damit zusammen, dass der für viele selbstverständliche Anspruch auf eine gleichberechtigte Verteilung der Hausarbeiten umfangreiche Absprachen und, vor allem anfangs, immer neue Verhandlungen erforderlich macht. Das zentrale Problem erwächst daraus, dass die Haushaltsintegration eine Eigendynamik entwickelt, mit der die jugendlichen Paare ebenso wenig rechnen wie die eingangs zitierten Studentinnen, auf die sie nicht vorbereitet sind und die sich aus ihrer Sicht jeder vernünftigen Erklärung entzieht.

Im Zuge der Haushaltsintegration kehren auf Seiten der Frauen scheinbar wie von selbst die Erinnerungen daran zurück, wie man im Haushalt die Dinge macht, damit alles seine Ordnung hat und man sich zu Hause wohl fühlt, die in Zeiten jugendli-

chen Single- oder WG-Daseins vielfach verblasst oder kurz entschlossen verabschiedet worden waren. Die Männer hingegen vergessen nun mehr und mehr, was sie sich in dem Moratorium zwischen elterlichem und eigenem Haushalt an Kompetenzen im Bügeln, Waschen oder Aufräumen angeeignet hatten. Der Haushalt wird für sie wieder zu jenem Buch mit sieben Siegeln, das er früher schon gewesen war, jedenfalls für die meisten von ihnen.

Mit der Haushaltsintegration begeben sich die Paare in ein Setting, in ein Geschlechterarrangement, dem das eigentümliche Potenzial innewohnt, den Fundus inkorporierten Wissens zu reaktivieren, auch wenn er zwischenzeitlich ad acta gelegt worden war. Im Zuge der Haushaltsintegration kommt deshalb zum Tragen, dass das Handlungskapital, das inkorporierte Wissen, über das die Frauen in Haushaltsdingen verfügen, in der Regel größer ist als das ihrer Partner. Sie können nicht nur manches besser, sie verfügen über die unschätzbare Fähigkeit, einfach zu sehen, was getan werden muss. Für die Paare, die sich dem neuen Leitbild von Gleichheit und Partnerschaft verpflichtet fühlen, wird genau das zum Problem. Sie finden sich nun unversehens an jenen Ort versetzt, „wo Fähigkeiten gebüßt statt belohnt werden und die großzügige persönliche Hingabe auf Heller und Pfennig berechnet wird" (10).

Kaufmann hat die Unterschiede der sozialen Lage oder des Milieus zwar, anders als Koppetsch und Burkart, nicht systematisch herausgearbeitet. Doch auch in seiner Studie wird immer wieder deutlich, dass der Gleichheitsdiskurs die Paarintegration nicht erleichtert, sondern sie ganz erheblich kompliziert. Die Frauen geraten gerade vermöge ihres größeren Fundus an inkorporiertem Wissen unaufhaltsam in eine Falle, die sie selbst aufstellen, wenn sie tun, was ihnen leicht fällt und mühelos von der Hand geht (257-278). Die Männer hingegen übernehmen ein ums andere Mal den Part des schuldbewussten Schülers, ohne je ausgelernt zu haben, weil sich gerade das am Wenigsten lernen lässt, was erst gelungen ist, wenn es wie von selbst geschieht (279-290). Die einen tun unaufhörlich zu viel, die anderen unaufhörlich zu wenig, und noch das Wenige, das sie tun, zeugt vielfach von lehrlingshafter Unbeholfenheit - jedenfalls im geübten Blick ihrer Frauen, die es dann oftmals doch lieber gleich selber machen und so zwar die Ordnung wieder herstellen, aber eben auch die Falle.

Die Handlungsimpulse, die im Vollzug der Gesten realisiert werden, gewinnen immer wieder die Oberhand, und sie tun es auch deshalb, weil sie begleitet und getragen sind von dem Gefühl, mit sich selbst im Einklang zu sein - einem Gefühl, das schwindet, sobald das Reden beginnt und begründungsbedürftig wird, was zuvor selbstverständlich schien. Mit dem Reden beginnen die Zweifel, verlieren die Gesten ihre Evidenz; wird eine Tätigkeit, die zuvor wie von selbst geschah, zur Last, verwandelt sich das, was zuvor die einfachste Sache der Welt schien, in eine lästige Pflicht, der nachzukommen immer schwerer fällt (28-32). Auch bei Kaufmann hat das Schweigen in den Paarbeziehungen deshalb mehr als eine Bedeutung (223-242).

Es gibt das alte Schweigen, das die Gesten begleitet, die jedes Reden überflüssig machen, und das wertvoll ist, weil der Alltag, wenn die Gesten ihre Evidenz erst völlig verloren

haben, zu einer endlosen Folge mühsamster Aufgaben wird. Und es gibt jenes andere, jenes neue Schweigen über die Falle der Frauen und die Schuld der Männer, in dem das Scheitern der Idee der Gleichheit verbogen ist, das, einmal zur Sprache gebracht, das Selbstverständnis unterminieren und die Beziehung zerstören könnte. Doch während Koppetsch und Burkart dieses Scheitern zu einem guten Teil den Diskursen von Individualisierung, Selbstverwirklichung und Gleichberechtigung anlasten, die womöglich „ganz ungeeignet für die Regulation von Paarbeziehungen" sind (320), setzt Kaufmann den Akzent anders. Für ihn liegt das zentrale Hindernis im „Widerstand der Alltagsgesten, in denen eine lange Vergangenheit verinnerlichter Geschlechterpositionen aufbewahrt ist, eine Vergangenheit, die in Bruchstücken wieder auftaucht, sobald die Integration des gemeinsamen Haushalts fortschreitet" (293). Für ihn ist die Aufgabe, die Idee der Gleichheit im Zuge der Haushaltsintegration zu verwirklichen, deshalb so schwer lösbar, weil die Individuen, wenn sie sich zunächst „ohne große Vorbehalte" an diese Arbeit machen, nicht wissen, „daß sie vor allem gegen sich selbst zu kämpfen haben werden" (292).

Die großen Anstrengungen, die die Paare vor allem in der Anfangszeit immer wieder unternehmen, um die Diskrepanz zwischen den Gesten und den Ideen aufzulösen, führen zu ganz lächerlichen Ergebnissen, sie enden scheinbar im Nichts. Die Haushaltsintegration wird ein ums andere Mal aufgeschoben, nur mit äußerster Vorsicht überhaupt in Angriff genommen und entfaltet dann doch ihre Potenzial, das inkorporierte Wissen, die Gesten mit ihrer „langen Vergangenheit verinnerlichter Geschlechterpositionen", zu reaktivieren. Der Kauf der Waschmaschine wird begleitet von hochkomplizierten Vereinbarungen, wer wann welche Wäsche wäscht, und am Ende siegt dann doch der scheinbare Sachzwang und nur eine wäscht, und zwar die ganze Wäsche. Das Aufräumen der schmutzigen Wäsche wird immer neu zum Anlass ausführlicher Debatten, und übrig bleibt schließlich doch wieder jener Strumpf, „den der Mann an seinem rechten Platz wähnt, während er für die Frau einfach herumliegt, und die ihn folglich dahin räumen muß, wo er hingehört" (293/4). In jeder Geste „steckt die ganze Gesellschaft, die das Individuum determiniert, welches sie zu manipulieren glaubt" (293).

Die gesellschaftlichen Imperative, die noch die alten Verhältnisse repräsentieren, beziehen ihre Wirkungsmächtigkeit gerade daraus, dass sie nicht nur von außen kommen, „sondern in jedem von uns auf sehr persönliche und konkrete Weise verkörpert (sind), in scheinbar harmlosen Verhaltens- und Handlungsweisen, welche uns zu dem machen, was wir sind" (293). Die Ohnmacht der Diskurse, wie sie bei Kaufmann in den Blick kommt, rührt letztlich daher, dass sich bislang nur das diskursive Wissen verändert hat, aber dass diesem neuen Wissen noch kein inkorporiertes Handlungskapital entspricht und keine Geschichte, in der mit neuen Gesten auch neue Geschlechterpositionen aufbewahrt wären. Es gibt vorerst nur die alten Gesten und die Ideen mit ihren neuen Ansprüchen. Es gibt Ungleichzeitigkeiten nicht nur zwischen den Individuen und den Verhältnissen, mit denen sie sich herumzuschlagen haben - davon war im 2. Kapitel schon einmal die Rede. Die Ungleichzeitigkeiten stecken auch in den Individuen selbst.

Man braucht deshalb nicht unbedingt die großen Makroanalysen, wenn man den aktuellen Stand der Modernisierung des Geschlechterverhältnisses bestimmen will, sondern mitunter kommt man weiter mit der „Ethnografie des Details" (291-295). Einer Ethnografie des Details allerdings, die nicht aus dem Blick verliert, dass es die Haushaltsintegration ist, die - ganz ebenso wie die Goffmanschen Geschlechterarrangements - das inkorporierte Wissen reaktiviert und es den Akteuren leicht macht, Geschlechterpositionen zu reproduzieren, mit denen sie eigentlich nicht mehr das Geringste zu tun haben wollen.

4. Facetten rhetorischer Modernisierung (2): Verzeitlichte Ungleichheit und rationales Kalkül im Lebenslauf

Mit den Geschlechterarrangements betritt man in sozialkonstruktivischer Perspektive eine „institutional arena", kommen institutionalisierte Reproduktionsformen der Geschlechterunterscheidung in den Blick, die sich nur nach einer Seite hin erschließen, wenn man fragt, welche Gelegenheit sie den Akteuren bieten, die Differenz der Geschlechter im „doing gender" interaktiv zu validieren und welche Hürden sie entsprechend denjenigen in den Weg stellen, die gerade das nicht mehr wollen. Mindestens ebenso wichtig ist - auch mit Blick auf die rhetorische Modernisierung - die andere Seite, die Einbindung der Geschlechterarrangements in soziale Strukturzusammenhänge, die sie ebenso vergegenständlichen wie sie umgekehrt von ihnen präformiert werden. Dass die Haushaltsintegration sich heute noch immer großenteils auf eine Weise vollzieht, die das inkorporierte Wissen und mit ihm die alten Geschlechterpositionen neu mit Leben erfüllt, hat auch damit zu tun, dass sie eingebunden ist in sozialstrukturelle Reproduktionsformen der Differenz, die noch wenig tangiert sind von den Gleichheitsideen, die das zeitgenössische Differenzwissen mancher Milieus bestimmen. Die alten Verhältnisse stecken in den Individuen und in der Gesellschaft, gerade die Korrespondenz, auf die das eine im anderen trifft, macht ihre Persistenz aus.

Im Konzept der Institutionenstrukturiertheit des Lebenslaufs, das von Helga Krüger und ihren Mitarbeiterinnen entwickelt worden ist, steht diese zweite Seite der Geschlechterarrangements im Zentrum, ohne dass dabei die andere Seite ausgeblendet wird (Born, Krüger und Lorenz-Meyer 1996; Krüger 1995, 2001a und 2001b; Born und Krüger 2001). Zwar geht es im Institutionenansatz der Lebenslaufforschung explizit nicht um die Mikroebene des „doing gender". Wohl aber stellen die Deutungsmuster der Akteure eine wichtige Analysedimension dar, und das eröffnet die Möglichkeit, die rhetorische Modernisierung nun in einem weiteren Horizont zu lokalisieren: In den Blick kommt nun weniger der Kampf der Individuen mit sich selbst, sondern vielmehr ihre ebenfalls höchst konfliktträchtige Auseinandersetzung mit den Verhältnissen.

4.1. Retraditionalisierungsschübe im Lebenslauf: Von der Gleichheit zur Differenz

Der Lebenslauf junger Frauen und Männer beginnt heute nicht nur im individualistischen, sondern zumindest teilweise auch in anderen sozialen Milieus mit Erfahrungen, die für die Idee der Gleichheit und ihre Realisierungschancen viel versprechend scheinen. Folgt man den letzten Shell-Jugendstudien und den inzwischen zahlreichen Untersuchungen zu den Lebensplänen und Zukunftsperspektiven junger Frauen, so haben Unterschiede zwischen den Geschlechtern in der Jugendphase mehr und mehr an Bedeutung verloren. Am Ende der Schulzeit und auch noch am Ende der Berufsausbildung bzw. des Studiums sind junge Frauen und Männer einander heute so gleich, wie keine Generation vor ihnen (vgl. u.a. Deutsche Shell 2000 und 2002; Geissler 1998; Geissler und Oechsle 1996 und 2000; Keddi u.a. 1999; Oechsle und Geissler 1998).

Die Gleichheit der Ausgangslage bezieht sich auf die Kompetenzentwicklung, auf die Lebenslage und auf das Selbstverständnis. Junge Frauen und Männer sind heute gleich gut ausgebildet, die Frauen im Durchschnitt und was den Schulabschluss anbelangt, sogar besser. Junge Frauen und Männer leben – solange sie noch ohne Kind sind – in ähnlichen Lebensverhältnissen, sind nach der Ausbildung vollzeitig berufstätig, finanziell unabhängig und relativ autonom in ihrer Lebensführung. Beide Geschlechter gehen in Übereinstimmung mit ihren Erfahrungen davon aus, dass sie Gleiche sind, dass die alten Geschlechterrollen oder gar die Mechanismen der Frauendiskriminierung der Vergangenheit angehören und für ihr Leben keine Bedeutung haben. Sie sind überzeugt davon, dass sie selbst es sind, die alleine oder gemeinsam mit ihrem Partner die wichtigen Entscheidungen über ihren weiteren Lebensweg treffen, ohne dabei von normativ-geschlechtstypischen Erwartungen maßgeblich bestimmt zu werden. Ganz im Gegenteil: die Gleichberechtigung ist für die meisten selbstverständlich und einig sind sie sich auch darin, dass beide mehrheitlich Beides wollen, Beruf und Familie, wobei Familie hier als Kürzel steht für ansonsten durchaus unterschiedliche Konzepte von Partner- und Elternschaft und der Kongruenz von Paar- und Haushaltsintegration. Kurz: „Typisch 'weibliche' im Unterschied zu typisch 'männlichen' Lebensmustern scheint es nicht mehr zu geben" (Deutsche Shell 2000, 344).

Die Idee der Gleichheit wurzelt in realen Gleichheitserfahrungen, und es sind vor allem die Institutionen des Bildungssystems, die sie vermitteln und fundieren. Zwar wissen wir nicht erst seit der Pisastudie, dass auch das Bildungssystem soziale Ungleichheiten nicht ausgleicht, sondern reproduziert; bereits 1971 erschien die „Illusion der Chancengleichheit" von Bourdieu und Passeron in deutscher Übersetzung. Aber was die Ungleichheit der Geschlechter anbelangt, so kommt das in der Schule gerade nicht und in den Hochschulen und Teilen des Ausbildungssystems nur vermittelt über die Fächer- und Berufs„wahl" zum Tragen, deren weichenstellende Bedeutung sich oft erst später im Lebenslauf zu einer konkreten Erfahrung verdichtet. Die Idee der Gleichheit, das zeigt auch der Milieuvergleich von Koppetsch und Burkart (vor allem 237-282),

wird in ganz wesentlichem Maße gestützt durch die Institutionen des Bildungssystems und sie prägt das Selbstverständnis und das alltagsweltliche Differenzwissen der Akteure umso nachhaltiger, je länger die Zeitspanne ist, die sie in diesen Institutionen verbringen und je mehr der Diskurs für sie zu dem Leitmedium wird, das für das Selbstverständnis und die Paarbeziehung zentrale Bedeutung hat.

Dass diese Gleichheitserfahrungen vor allem lebensphasenspezifisch sind und gebunden an einen institutionellen Kontext, der zu den von Helga Krüger so genannten „Abschnittsinstitutionen" des Lebenslaufs gehört, die „sich in ihrem Nacheinander wie Perlen auf die Schnur der Altersachse (reihen)" (Krüger 2001b, 277f), wird deutlich, wenn der nächste Abschnitt erreicht ist und neue Institutionen zu den Strukturgebern des Lebenslaufs werden. Die Schwierigkeiten, die dann auf diejenigen warten, die die Idee der Gleichheit zu der ihren gemacht haben, werden deutlich, wenn man zwei biografische Schwellen ins Auge fasst, die auch Birgit Geissler (1998) und Mechthild Oechsle (Geissler und Oechsle 2000) genau herausgearbeitet haben. An beiden Schwellen beobachtet Geissler einen „Schub zur Herstellung von Geschlechtsspezifik der Berufsarbeit" (1998, 114), kommt es zu einer Re-Traditionalisierung und Re-Vergeschlechtlichung der Lebenslaufmuster junger Frauen und junger Männer, die umso bedeutsamer ist, als die nun beginnenden Unterschiede und Ungleichheiten größer werden, statt wieder zu verschwinden, wenn der Lebenslauf voranschreitet.

Die erste Schwelle ist vielfach schon mit dem Übergang vom Bildungs- ins Berufsausbildungssystem und endgültig mit der Berufseinmündung erreicht. Beim Übergang von der Schule in den Beruf stehen jungen Frauen noch heute de facto deutlich weniger Berufsalternativen zur Verfügung als jungen Männern, und die Alternativen, die ihnen zur Verfügung stehen, liegen in den weniger attraktiven Berufsfeldern (Krüger 2001, 70ff). Hier bricht sich - so Geissler und Oechsle - die Gleichheit der Bildungschancen und der Wandel im Selbstverständnis „an der geschlechtsspezifischen Segmentierung des Arbeitsmarktes" (2000, 15). Die Verteilung der berufsqualifizierenden Abschlüsse liegt noch immer zu rund 70 Prozent in je geschlechtstypischen Segmenten (Krüger 2001, 72), und in den frauentypischen Segmenten finden sich auch heute noch die klassischen Sackgassenberufe der Arzthelferin und Floristin, der Anwaltsgehilfin oder der Einzelhandelsverkäuferin, die wenig bis gar keine Aufstiegsmöglichkeiten bieten. Auch Krüger konstatiert angesichts dieser „historisch verfestigten Segmentationslinien", dass nun das neue Selbstverständnis und „per Sozialisation erreichter Wandel wieder eingefangen (wird)" (2001a, 70).

Für die jungen Frauen beginnt damit ein Weg, der seine Fortsetzung findet, wenn der zweite Re-Traditionalisierungsschub einsetzt, der mit der Familiengründung verbunden ist. Dabei ist es in der Perspektive des Lebenslaufs weniger die Haushaltsintegration als vielmehr die Geburt des ersten Kindes, die dazu führt, dass die 'alten' Ungleichheiten neu zum Tragen kommen. Bei der Geburt des ersten Kindes sind es nach wie vor in ihrer großen Mehrheit die Mütter und nicht die Väter, die die Berufstätigkeit unterbrechen, die den Elternurlaub in Anspruch nehmen und die in ihren

Beruf oder eine andere Erwerbstätigkeit auf Teilzeitbasis zurückkehren (vgl. Schneider und Rost 1998). Die Familie ist, endgültig mit der Geburt des ersten Kindes, zu einer „Schaltstelle des Managements verschieden strukturierter Lebensläufe" geworden. Und sie ist auch noch in ihrer gegenwärtigen Verfasstheit „eine Verknüpfungsinstitution zwischen Lebensläufen, in der die zunehmende weibliche Erwerbstätigkeit eine nur untergeordnete Rolle spielt" (Krüger 2001b, 271).

Zwar verabschieden sich die jungen Frauen nur sehr ungern von der Idee der Gleichheit und so betrachten sie die Unterbrechung oder Einschränkung der Berufstätigkeit zunächst als kurzfristig und allenfalls vorübergehend. Doch dass es ganz so vorübergehend und mithin ganz so folgenlos nicht bleibt, hängt auch in der Lebenslaufperspektive damit zusammen, dass der erste Schritt, wenn er einmal getan ist, eine eigene Dynamik entfaltet. War es bei Kaufmann das inkorporierte Wissen, mit dem die jungen Paare nicht gerechnet hatten, so ist es aus der Sicht Krügers die Tatsache, dass die Strukturgeber Beruf und Familie einer je eigenen Logik gehorchen und in der Familie als Verknüpfungsinstitution so zusammengeschlossen sind, dass sich beide nur im Lebenslauf von Männern wechselseitig stützen und positiv aufaddieren, während sie sich im Lebenslauf von Frauen wechselseitig behindern und konterkarieren (vgl. Krüger 1995). Nur für die einen stellt die Familie eine „Support-Institution" dar, die die Partizipation im Beruf erleichtert und unterstützt. Für die anderen, die Frauen, fungiert sie als „Unterbrecher-Institution", die die Teilnahme am Berufsleben erschwert und behindert (Krüger 2001b, 278-280). Selbst der kurzfristige Ausstieg aus dem Beruf lässt sich mit langfristigen Karriereoptionen eben nur schwer verbinden. Und auch der Rückweg von der teilzeitigen in eine vollzeitige Erwerbstätigkeit ist angesichts der zunehmend prekären und flexibilisierten Arbeitsmarktverhältnisse schwierig und mühsam.

Dass sich die zunächst als vorübergehend und revidierbar betrachteten Unterschiede zwischen Frauen und Männern im Fortgang der Geschichte unweigerlich und wie von selbst vergrößern, hängt aber auch noch mit einem weiteren Aspekt zusammen. Die Familie ist eine Schaltstelle des Managements nicht nur mit Blick auf den Lebenslauf der Partner und die „Tandem-Institutionen" Beruf und Familie. Sie ist zudem eingebunden in ein Gefüge unterschiedlichster „Anlieger-" oder „Schatten-Institutionen", das in den letzten Jahrzehnten zunehmend komplexer und vielfältiger geworden ist. Die Managementaufgaben haben sich paradoxerweise in demselben Zeitraum vermehrt, in dem auch die Gleichheitsansprüche gewachsen sind, die sich nur realisieren ließen, wenn die Fülle der Aufgaben denn endlich kleiner würde. Das Gegenteil ist der Fall und in Folge dessen wird das „Herrschaftsregime der Ungleichheit in Geschlechterbeziehungen" weiter stabilisiert (vgl. a.a.O., 280).

Kindergärten und Schulen, Sportvereine, Krankenhäuser und Einrichtungen der Altenbetreuung, Ämter, Behörden und Geschäfte mit ihren je verschiedenen Öffnungszeiten setzen „in ihren Verknüpfungslogiken die nach herkömmlichen Mustern gestaltete Familie voraus, standardisieren die biographischen Verläufe ihrer Mitglieder geschlechts-, alters- und bedarfsdifferent und drücken von hierher der 'Institution

Lebenslauf' ihr Programm (...) auf", ein Programm, das in der Bewahrung der Reproduktionsbedingungen des hierarchischen Geschlechterverhältnisses besteht (a.a.O., 280f). Die Familie ist nicht nur eine Support-Institution für den berufszentrierten Lebenslauf der Männer. Sie hat auch Support-Charakter für das Bildungssystem und das Gesundheitswesen, für Teile der öffentlichen Verwaltung und private Freizeiteinrichtungen, für bürgerschaftliches Engagement und den Einzelhandel. Die Schatten-Institutionen vermehren die Managementaufgaben der Familie und arbeiten allen „Versuchen der Reduzierung von Ungleichheit im Geschlechterverhältnis entgegen" (a.a.O., 281).

4.2. Verhandeln mit rationalem Kalkül oder rhetorische Modernisierung?

Im jungen Erwachsenenalter sind Frauen und Männer einander heute „so 'gleich' (...), wie niemals sonst, weder vorher noch nachher" (Geissler 1998, 118). Im weiteren Lebensverlauf kommt es für die Mehrzahl derjenigen, die mit Kindern in einer Familie leben, dazu, dass sich die Berufs- und Familienbiografie der jungen Frauen sukzessive von der ihrer Partner unterscheidet und sich derjenigen ihrer Mütter annähert; kommt es zu jener „deprimierenden Ähnlichkeit des Auseinanderdriftens männlicher und weiblicher Erwerbsverläufe", die Helga Krüger im Generationenvergleich immer wieder feststellen musste (2001a, 71). Was die Töchter von den Müttern unterscheidet, ist nicht so sehr die widersprüchliche Verschränkung von Berufs- und Familienbiografie. Was sie, und zwar deutlich, unterscheidet, ist der Ausgangspunkt, bei dem sie beginnen; was sie unterscheidet, sind die Deutungsmuster, die sie als plausibel und legitim ansehen, und sind folglich auch die Diskurse, die sie je verschieden entfalten, um ihre Lebenssituation in ihr Selbstverständnis zu integrieren und in ihre Partnerschaft.

Dabei ist das Problem, das sich den Müttern und den Töchtern in diesem Zusammenhang stellt(e), ein gewissermaßen spiegelverkehrtes. Weder in der Mütter- noch in der Töchtergeneration passen Alltagswissen und Alltagshandeln in dem bei Goffman vorausgesetzten Maße zusammen. Gerade vor dem Referenzhorizont der institutionellen Reflexivität wird aber deutlich, dass sich die Konstellation des Nicht-Übereinstimmens nicht nur verändert, sondern genau umgekehrt hat. Die Mütter verstanden oder genauer: präsentierten sich auch dann noch als vor allem familienorientiert, wenn sie schon längst ein Leben führten, das man heute als „doppelorientiert" bezeichnen würde. Die Töchter geben ihr Selbstverständnis, für das Individualisierung und Gleichberechtigung konstitutiv sind, auch dann nicht auf, wenn sie de facto die Erwerbstätigkeit unterbrechen oder auf Teilzeitarbeit reduzieren, während ihre Partner die Berufskarriere fortsetzen. Während bei den Müttern das Handeln eine Zukunft vorwegnahm, die sich in das alltagsweltliche Differenzwissen ihrer Zeit nicht bruchlos integrieren ließ, haben die Töchter damit zu kämpfen, dass ihr Alltagswissen ihrem Handeln vorausgeeilt ist.

Schon die um 1930 geborenen Mütter, deren Lebensläufe und Selbstverständnis Claudia Born, Helga Krüger und Dagmar Lorenz-Meyer (1996) in der bahnbrechenden und immer noch viel zu wenig beachteten Studie zum „unentdeckten Wandel"

untersucht haben, hielten beharrlich an ihrer Berufsorientierung fest, auch wenn sie eine Familie hatten. Und sie taten dies bereits zu einem Zeitpunkt, der in der Familiensoziologie als „golden age of marriage and the family" gilt (Lenz 1998, 14). Eine der Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten, resultierte deshalb daraus, dass sie ihre Berufstätigkeit gegenüber einem Partner und im Kontext einer öffentlichen Meinung zu begründen suchten, die einhellig darauf insistierten, dass die lebenslange Berufstätigkeit eine Angelegenheit der Männer sei und die Frauen in der Familie ihren angestammten Ort haben. Dieses Problem haben die Töchter nicht mehr. Für sie ist die Re-Traditionalisierung ihres Lebenslaufs zum Problem geworden. Die Ungleichheit in der Geschlechterbeziehung, an deren Herstellung sie selbst beteiligt sind, widerspricht nicht nur ihrem Selbstverständnis. Sie widerspricht auch den Gleichberechtigungs- und Selbstverwirklichungsansprüchen, die sie vielfach mit ihrem Partner teilen und die zudem in der Öffentlichkeit hoch im Kurs stehen, auch wenn sie vor allem hierzulande noch immer mit dem Leitbild der „guten Mutter" kollidieren (vgl. Oechsle 1998).

In den Berichten und Erzählungen der Mütter wird die Diskrepanz zwischen faktischem Handeln und diskursiven Normen überbrückt und das Problem durch den Rückgriff auf das Argument entschärft, ihre teilzeitige oder phasenweise Berufstätigkeit sei notwendig, weil die Familie auf ihren Zuverdienst nicht verzichten könne. Da geht es um diese oder jene größere Anschaffung, und wenn die neue Einbauküche bezahlt ist, steht der erste Italienurlaub auf dem Programm oder der Farbfernseher. Bei den Töchtern sind es die Argumentations- und Redefiguren, auf die auch Koppetsch und Burkart beim leidigen Thema Hausarbeit gestoßen sind, die das Reden bestimmen und die Erzählungen dominieren. Die Töchter haben den Elternurlaub genommen, sind zeitweilig aus dem Beruf ausgestiegen oder auf Teilzeit gegangen, weil sie selbst es so wollten und entschieden haben; weil es ihnen wichtig ist, viel Zeit für die Kinder haben, solange sie noch klein sind, und weil sie das mit ihrem Partner alles genau überlegt, besprochen und ausgehandelt haben. Das Verhandeln steht hoch im Kurs, auch in der Familiensoziologie, der zu Folge die „Verhandlungsfamilie" inzwischen die alte Familie abgelöst hat, die vom „patriarchalen Diktat" bestimmt war (vgl. Bertram 1997 und 2000; Born und Krüger 2000).

Folgt man Claudia Born und Helga Krüger so ist es in diesen Verhandlungen zwischen den Partnern vor allem ein rationales Kalkül, das die Entscheidung bestimmt. Beide Partner setzen als selbstverständlich voraus, dass bei der Geburt eines Kindes eine oder einer zeitweilig ganz zu Hause bleibt, wobei keineswegs im Voraus feststeht, dass dies die Mutter sein muss. Eigentlich hätte es genauso gut der Vater sein können, wenn da nicht die Frage der Finanzen gewesen wäre:

„Die jungen Paare kalkulieren diesbezüglich sehr realistisch, mit dem Ziel, die beste Balance zwischen Erwerbseinkommen und Familienleben zu finden. Mit der Rationalität dieses Kalküls aber öffnet sich das Einfallstor für neu entstehende Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern auch bei der jungen Generation. Je rationaler kalkuliert wird, desto eher rücken Berufsausbildungen (...) in den Vordergrund. Und erst als Folge des Abschätzens von Karrieremustern

und daraus resultierenden Zeitverpflichtungen rutscht das Familienmanagement wieder in geschlechtsdifferente Gleise zurück." (Born und Krüger 2000, 216f)

Die jungen Väter haben die besseren Karriere- und Einkommensmöglichkeiten, nur deshalb sind sie es, die im Beruf bleiben, das wurde vorher genau diskutiert und gemeinsam so beschlossen. So jedenfalls will es die Logik der Diskurse von Gleichberechtigung und Partnerschaft, die heute das Reden bestimmt. Der Ungleichheit, die umso größer wird, je länger die Paare zusammenbleiben, ist so gleichsam die Spitze genommen; sie verschwindet ebenso aus den Diskursen wie 'die Verhältnisse', denen die Schuld bemerkenswerterweise auch nicht in die Schuhe geschoben wird. Die Erzählungen, in denen vom Verhandeln und Entscheiden, von eigenen Entschlüssen und partnerschaftlichem Einverständnis die Rede ist, sind genau so angelegt, dass sie die „Zuschreibung von Selbstverantwortung für den eigenen Lebenslauf" ermöglichen (Geissler und Oechsle 2000, 17).

Helga Krüger hat im Rahmen methodisch-methodologischer Überlegungen zur Geschlechterforschung sehr dezidiert auf ein Problem aufmerksam gemacht, dem nicht nur, aber vor allem qualitative Untersuchungen große Aufmerksamkeit zu widmen haben: „Qualitative Forschung kann aufdecken, was Frauen sagen, weil sie denken, daß sie sagen sollten, was man von ihnen erwartet!" (1999, 51). Schaut man sich die Ergebnisse der Bremer Untersuchungen zum Lebenslauf im Generationenvergleich in dieser Perspektive an, so fällt jedoch auf, dass Krüger und ihre Mitarbeiterinnen dieses methodische Dilemma vor allem mit Blick auf die Mütter-Generation sehr sorgfältig im Auge behalten haben, während bei der Auseinandersetzung mit der Töchter-Generation die anerkennungs- und legitimationsstiftende Dimension der Diskurse nur wenig zum Tragen kommt, ganz so als könne man die Antworten der Töchter eher beim Wort nehmen als die der Mütter.

In den Erzählungen der Mütter fahnden sie mit großer Aufmerksamkeit nach den Aspekten, die im Reden gerade nicht thematisiert werden. Und weil sie dies tun, finden sie hinter dem Reden über die Notwendigkeit des 'Zuverdienens', die Anschaffung der Couchgarnitur oder der Schrankwand das beharrliche Festhalten an der Berufsorientierung der Frauen, für die „eines zu wenig und beides zu viel ist" (vgl. Becker-Schmidt u.a. 1984). Bei den Müttern sehen sie sehr klar, dass die keineswegs nur von finanziellen Erwägungen bestimmten Berufswünsche, in denen schon früh der „Anspruch auf ein Stück eigenes Leben" zum Ausdruck kommt (Beck-Gernsheim 1983), gerade damit nicht begründet werden, weil das dem Partner kaum eingeleuchtet und als legitimes Bedürfnis auch außerhalb der Familie kaum auf Anerkennung hätte rechnen können. Bei den Töchtern sind sie nach meinem Eindruck nicht ganz so neugierig. Die Rede vom rationalen Kalkül, das in den Verhandlungen der jungen Paare den Ausschlag gibt, scheint auch ihnen recht schnell einzuleuchten. Und sie tut dies um so mehr und vielleicht auch um so leichter, als die Rationalität dieses Kalküls sehr genau der Logik der Institutionen korrespondiert, die im Zentrum der Analyse steht (vgl. vor allem Krüger 1999, 48-51; Krüger und Born 2000).

Womöglich ist aber auch bei den Töchtern im Reden noch mehr verschwunden als die Ungleichheit, die dem Selbstverständnis ebenso widerspricht wie der Logik der Diskurse von Gleichberechtigung, Selbstverwirklichung und Partnerschaft. Womöglich ist es nicht nur das rationale Kalkül, das die Entscheidung bestimmt, ganz ebenso wie es den Müttern nicht nur ums Dazuverdienen ging. Im Anschluss an Kaufmann könnte man beispielsweise vermuten, dass in manchen Paarbeziehungen der Kauf der Waschmaschine, der die Haushaltsintegration besiegelt, längst getätigt ist, wenn die Geburt des ersten Kindes vor der Tür steht, und folglich manche Weichen schon gestellt sind, bevor das Verhandeln über den Elternurlaub und die vorübergehende Berufsunterbrechung überhaupt beginnt und das rationale Kalkül in den Mittelpunkt der Diskurse rückt.

Auf die Grenzen des rationalen Kalküls und des 'aufgeklärten' Diskurses sind auch Norbert F. Schneider und Harald Rost (1998) gestoßen, als sie in einer Re-Analyse vorliegender Erhebungen der Frage nachgegangen sind, warum Erziehungsurlaub noch immer weiblich ist. In jeder vierten Ehe verdiente zum Zeitpunkt der Geburt des ersten Kindes die Frau mehr oder gleichviel wie ihr Mann: „Dennoch haben die meisten dieser Frauen Erziehungsurlaub genommen" (223). Etwa „in jeder siebten Familie (werden) lieber finanzielle Nachteile in Kauf genommen (...), als über den Erziehungsurlaub eine unkonventionelle Aufgabenteilung zu praktizieren" (224). Bei Koppetsch und Burkart wird zudem deutlich, dass selbst in einer der wenigen Paarbeziehungen des individualistischen Milieus, in denen der Mann die Rolle des Hausmanns übernommen hat, weil die Frau über die besseren Einkommenschancen verfügt, die tatsächliche Übernahme der Verantwortung für die Kinder und den Haushalt immer erst und nur dann funktioniert, wenn die Frau das Haus verlässt: „Der Rollentausch wird sofort wieder rückgängig gemacht, (...), sobald die 'richtige' Mutter und Hausfrau an Ort und Stelle ist" (Koppetsch und Burkart 1998, 150). Solange sie da ist, kann sie es nicht nicht tun und er es nicht 'richtig' anfangen. Solange sie da ist, übernehmen die Gesten wie von selbst die Regie und kommen mit ihnen die 'alten' Geschlechterpositionen wieder zum Vorschein.

Der Institutionenansatz der Lebenslaufforschung ist ein unverzichtbares Analyse-Instrument. Er zeigt, wie die 'alten' Geschlechterpositionen in der Abfolge der Abschnitts-Institutionen und in der Verknüpfung der Tandem- und Anlieger-Institutionen weiterhin vorausgesetzt sind; er zeigt, wie auf der Ebene der Institutionen die Ungleichheit der Geschlechter unverwandt reproduziert wird. Aber er erzählt nicht die ganze Geschichte. Erst in der Verbindung mit Kaufmanns Analyse des inkorporierten Wissens, der Gesten und ihres spezifischen Beitrags zur Reproduktion der ungleichen Geschlechterpositionen wird vollends deutlich, dass die 'alten Verhältnisse' nicht nur in den Institutionen stecken, sondern auch in den Individuen und dass es die Korrespondenz ist, auf die das Eine im Anderen trifft, die ihre Persistenz ausmacht - und die rhetorische Modernisierung so dringend erforderlich. Jedenfalls für diejenigen, die der Idee der Gleichheit verpflichtet sind und sich von ihr auch dann nicht verabschieden mögen, wenn ihre Alltagswirklichkeit längst eine ganz andere Geschichte erzählt.

5. Die „internationale Putzkolonne" und andere Gelegenheiten für die Entfaltung der rhetorischen Modernisierung. Ein Ausblick

Die rhetorische Modernisierung findet sich nicht nur in Familie und Paarbeziehung und sie ist nicht in allen ihren Spielarten in gleicher Weise zurückzuführen auf Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten zwischen alltagsweltlichem Differenzwissen auf der einen, Alltagshandeln und institutionalisierten Reproduktionsformen der Geschlechterunterscheidung auf der anderen Seite. Auch im Kontext der Berufsarbeit trifft man heute vielfach auf Varianten der rhetorischen Modernisierung, und hier wird zudem deutlich, dass diese sehr spezifische Form der Modernisierung teilweise dadurch befördert wird, dass die Reproduktionsweisen der Geschlechterungleichheit indirekter und subkutaner geworden sind und also 'wirklich' weniger leicht zu erkennen.

In den vergangenen Jahren sind die letzten noch verbliebenen rechtlichen Bestimmungen, die den Frauen kollektiv den Zugang zu einzelnen Berufen versperren, abgebaut worden. De jure stehen Frauen und Männern nun alle Berufsbereiche in gleicher Weise offen, hindert sie kein Gesetz mehr daran, den Beruf ihrer Wahl zu ergreifen. Zwar wissen wir aus vielen empirischen Untersuchungen und aufgrund einer Fülle von Statistiken, dass sich die Strukturen der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung in den letzten Jahren kaum grundlegend verändert haben. Die auch in internationalem Maßstab verfügbaren Segregations- und Dissimilaritätsindices sprechen da eine recht deutliche Sprache und zeigen, dass es nicht nur zu keinem nennenswerten Abbau, sondern teilweise sogar wieder zu einer Zunahme der Geschlechtersegregation im Beruf gekommen ist, und dass die steigende Erwerbsbeteiligung der Frauen oftmals gerade von einer solchen Zunahme der Segregation begleitet wird, auch hierzulande (im internationalen Vergleich: Anker 1998; für die EU: Quack und Maier 1994; Rubery, Smith und Fagan 1996; für Deutschland: Beckmann und Engelbrech 1992; Geissler, Maier und Pfau-Effinger 1998; zusammenfassend: Wetterer 2002, 63-86).

Verändert hat sich aber gleichwohl etwas. Die Reproduktionsformen der Geschlechterungleichheit im Beruf sind indirekter geworden und damit auch weniger leicht dingfest zu machen. Die weithin geläufige Rede von der Berufs- und Fächer-„Wahl" junger Frauen (und Männer) ist ein besonders charakteristischer Ausdruck dieses Sachverhalts und trägt ihrerseits zu seiner Stabilisierung bei. Sie blendet aus, dass sich im Prozess der Berufsfindung wie in einem Trichter ein anfänglich weites und durchaus nicht in allem „typisch weibliches" Spektrum von Wunschberufen schließlich auf einen „typischen Frauenberuf" hin verengt, der dann ergriffen wird (vgl. Liesering und Rauch 1996). Sie thematisiert gerade nicht, dass und wie in diesem Prozess der sukzessiven 'Verweiblichung' der Frauen (Rettke 1987) deren Berufswünsche mit den Erfordernissen eines geschlechtersegregierten Arbeitsmarktes zur Deckung gebracht werden, sondern lenkt das Augenmerk stattdessen auf die Entscheidung, die die Frauen selbst getroffen haben. Ganz ebenso wird den jungen Männer konzediert, dass sie selbst es sind, die mit Vorliebe 'männertypische' Berufe 'wählen', sich kaum für einen der so

genannten Sackgassenberufe 'interessieren' und 'entscheiden' und im Beruf vorankommen und Karriere machen, weil ihnen das wichtig ist. Nicht nur die horizontale, auch die vertikale Segregation findet ihre alltagsweltlich plausible Erklärung oftmals in Argumentations- und Deutungsmustern, die sich ohne große Mühe als Varianten der rhetorischen Modernisierung erkennen lassen: Die Frauen 'wählen' nicht nur die 'falschen' Berufe, sie interessieren sich einfach für andere Sachen als fürs Karrieremachen.

Die rhetorische Modernisierung, die in der Rede von der Berufswahl zum Ausdruck kommt, ist derjenigen, die am Beispiel von Familie und Paarbeziehung erörtert worden ist, in Vielem sehr ähnlich. Auch im Berufsbereich ist es ein Stück weit die Logik der Diskurse, die dazu führt, dass Ungleichheiten nicht mehr als Ungleichheiten thematisiert werden, dass stattdessen die selbstbestimmte Wahl in den Vordergrund tritt und in der Folge schließlich diejenigen die Beweislast zu tragen haben, die in der Sackgasse ihres Berufes stecken. Die Mechanismen des „blaming the victim" funktionieren in Familie und Beruf auf durchaus ähnliche Weise, und sie führen im Berufsbereich zu dem paradoxen Ergebnis, dass ein Mehr an rechtlicher Gleichheit zu einem Mehr an eigener Verantwortung dafür geworden ist, dass man den Kürzeren gezogen hat.

Mit der Globalisierung sind andere und neue Konstellationen entstanden, Konstellationen, die für die rhetorische Modernisierung deshalb bedeutsam sind, weil in ihnen der Prozess des faktischen Unsichtbarwerdens der Ungleichheit ein gutes Stück weiter vorangetrieben ist. Im Zuge der Globalisierung sind manche Ungleichheiten im Verhältnis der Geschlechter nicht nur - wie im Berufsbereich - subkutaner und indirekter geworden, sondern ganz aus der bei uns alltäglich erfahrbaren Wirklichkeit verschwunden, während andere in einer Form wieder zum Vorschein kommen, die sich nicht ganz so leicht als neue Variante der 'alten Verhältnisse' erkennen und identifizieren lässt, jedenfalls nicht in der Perspektive des Alltagswissens. Hier ist es nicht mehr allein die Logik der Diskurse, die den Blick auf durchaus sichtbare Ungleichheiten in den Geschlechterbeziehungen verstellt. Hier wird die rhetorische Modernisierung vielmehr dadurch nahe gelegt, dass bestimmte Wirklichkeitsausschnitte tatsächlich so einfach nicht mehr zu sehen oder nicht mehr ganz so schnell als neue Erscheinungsform der alten Ungleichheit zu erkennen sind.

Ganze Branchen sind in die Länder des Südens ausgewandert, Branchen, die vor ihrem Verschwinden an andere Orte bei uns vielfach typische Frauenbranchen gewesen sind, allen voran die Leder-, Bekleidungs- und Textilindustrie, Teile der Feinmechanik und die Sportartikelherstellung (vgl. Wichterich 1998, 15-62; von Osten 1998; Lenz 2002). Dass diese auch bei uns schon schlecht bezahlten Produktionszweige in den Ländern des Südens und den Sonderwirtschaftszonen Asiens und Mittelamerikas wieder zu Frauenbranchen geworden sind, zu Produktionszweigen, in denen vor allem junge, kinderlose und unverheiratete Frauen für eine sehr begrenzte Zeitspanne ihres Lebens unter Bedingungen arbeiten, die hierzulande kaum noch vorstellbar sind, kann man bei uns aber gerade nicht mehr sehen. Die Reproduktion der Ungleichheit auch im Verhältnis der Geschlechter ist inzwischen eingebunden in eine internationale Arbeits-

teilung, die den Rahmen des Nationalstaates sprengt und dem Blick entzieht, unter welchen Arbeitsbedingungen Frauen andernorts die Konsumgüter herstellen, die wir bei H und M oder Karstadt, im Kaufhof oder bei Deichmann kaufen und bei Quelle bestellen. Eklatante Formen der Ungleichheit zwischen Männerarbeit und Frauenarbeit sind durch Exterritorialisierung aus unserem Erfahrungsbereich verschwunden und das macht es leicht, die Verknüpfungen zu übersehen, die 'unsere' Lebensverhältnisse 'hier' mit den ganz anderen Lebensverhältnissen 'dort' verbinden.

Die Globalisierung führt aber nicht nur zur Exterritorialisierung von Ungleichheit, sie führt auch dazu, dass im Zuge der weltweiten Migrationsbewegungen 'die Anderen' in großer Zahl 'zu uns' kommen. Eine für die Analyse der rhetorischen Modernisierung besonders aufschlussreiche Konstellation ist in diesem Zusammenhang mit der „neuen Dienstbotenfrage" bzw. der „internationalen Putzkolonne" entstanden (Wichterich 1998, 94-99). Die neuen Dienstboten arbeiten nicht irgendwo weit entfernt in Bangladesch oder Mexiko. Sie arbeiten in den Haushalten hier bei uns als Haushaltshilfen und Putzfrauen, als Altenbetreuerin oder Kinderfrau, manche leben sogar als „in house"-Arbeiterin mitten in der Familie (vgl. Hess und Lenz 2001; Hess 2002a und 2002b; Rerrich 2002). Eine unersetzliche Stütze sind sie vor allem für die Frauen (und ihre Männer) geworden, die in hoch qualifizierten und gut dotierten Berufen selbst Karriere machen und nicht auf die Unterstützung von Müttern, Großmüttern oder Tanten zurückgreifen können (oder wollen):

„Deutsche Haushalte 'lösen' zunehmend ihre Hausarbeitsprobleme mit einer Exportstrategie, die bei anderen wenig geliebten Arbeiten auch verbreitet ist. Die Arbeit wird auf Personen anderer Nationen übertragen - in diesem Fall findet ein 'Quasi-Export' von Arbeit in die Dritte Welt in der Weise statt, dass man sich die Arbeitskräfte in die eigenen vier Wände holt." (Rerrich 2002, 24)

Insbesondere in Deutschland ist die Existenz dieser neuen Dienstboten, die anfangs vor allem aus Asien, in den letzten Jahren verstärkt aus den Ländern Osteuropas kommen, noch immer ein wohl gehütetes Geheimnis. Sie sind unsichtbar in mehr als einer Hinsicht, und das keineswegs im metaphorischen Sinne. Viele von ihnen bewegen sich jenseits der Legalität, nutzen Besuchervisa oder Au-Pair-Abkommen, um ins Land zu gelangen, und müssen sorgsam darauf bedacht sein, jenseits ihres Arbeitsplatzes Familie nicht aufzufallen, schon gar nicht den Behörden. Sie existieren in keiner Statistik, ihre Anzahl lässt sich nicht einmal annähernd schätzen und die Rechtslage zwingt sie, unsichtbar zu bleiben, was nicht zuletzt zur Folge hat, dass ihr Arbeitstag oft keine Grenzen kennt und ihre Bezahlung mitunter jeder Beschreibung spottet.

Sichtbar und unersetzlich sind sie nur dort, wo sie arbeiten und ihren Teil dazu beitragen, dass die Strukturen der Arbeitsteilung in der Familie in neuem Gewand die alten bleiben können: Die Hausarbeit ist weiterhin Frauenarbeit und auch an ihrer Entwertung hat sich wenig geändert, wenn man bedenkt, wie gering die Löhne sind, dass es keine Sozialversicherung gibt und weder ein verbrieftes Recht auf Freizeit noch einen Anspruch auf Urlaub oder Krankengeld. Doch auch wenn die Hausarbeit weiterhin

Frauenarbeit geblieben ist, so sind es doch andere Frauen, die sie nun erledigen. Es hat eine „ethnisierte Umverteilung der Reproduktionsarbeit zwischen Frauen" stattgefunden (Hess 2002a, 109), und das ist folgenreich vor allem für das alltagsweltliche Verständnis dieser gleichermaßen neuen wie alten Situation.

„Die Einbindung ausländischer Frauen in die Hausarbeit in Deutschland (stellt) oft eine wichtige Ressource dafür dar, einheimische Frauen ihrerseits von Teilen davon freizusetzen und ihnen damit die Beteiligung im primären Arbeitsmarkt zu ermöglichen" (Rerrich 2002, 25). Die einheimischen Frauen können sich und ihre Partnerschaft in Folge dessen als durchaus gleichberechtigt verstehen, und die Ethnisierung der Hausarbeit ermöglicht es ihnen zudem, ein Stück weit daran vorbeizusehen, dass sich an der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung im Grunde wenig geändert hat. Auf diese Weise kann nicht nur der Anspruch an den Partner, sich gleichberechtigt an der Hausarbeit zu beteiligen, wenn schon die Frau gleichberechtigt in die Erwerbsarbeit integriert ist, zurückgestellt werden. Da die Frauen, die die Hausarbeit machen, 'andere' Frauen sind, braucht deren traditionelle Rolle auch das emanzipierte und individualisierte Selbstverständnis nicht nachhaltig zu erschüttern.

Vor allem die aus Osteuropa stammenden Haushaltsarbeiterinnen sind zwar „oft selbst hochqualifizierte Frauen (...), die nach der Entwertung ihrer Abschlüsse ihre Heimat verlassen" (Rerrich 2002, 25). Aber sie sind eben doch - qua nationaler Zugehörigkeit - vor allem 'andere' Frauen. Die Geschlechterbeziehung 'bei uns' ist gleichberechtigt; 'wir' sind gleichberechtigt - und die 'anderen' sind halt noch nicht so weit, wie Sabine Hess bei ihren Interviews mit den Arbeitgeberinnen von Haushaltsarbeiterinnen erfahren konnte, die pro forma als Au Pairs nach Deutschland gekommen waren:

„Von den deutschen Frauen wurde (...) der Zugriff auf die Arbeitskraft (der anderen Frau) gar nicht gesehen. Vielmehr wurde die Indienstnahme als Gefallen, Entwicklungshilfe oder Bildungsprogramm für die 'armen', 'rückständigen' Osteuropäerinnen legitimiert. (...) Auch in die persönliche Interaktion schleicht sich das Narrativ vom zurückgebliebenen Osten ein, womit das moderne und progressive Selbstbild der berufstätigen Frau stabilisiert blieb." (Hess 2002a, 113)

Dass wir ohne diese 'anderen' Frauen womöglich zu sehen gezwungen wären, dass auch 'wir' noch längst nicht so weit sind, kann auf diese Weise ein ebenfalls sorgsam gehütetes Geheimnis bleiben.

Die rhetorische Modernisierung, das wird hier besonders deutlich, führt vielfach zu einem Blick auf die eigene Lebenswirklichkeit und auf die Lebenswirklichkeit anderer, der trügerisch ist und illusionär. Das Verschwinden der Ungleichheit aus den Diskursen, die um Gleichberechtigung und Selbstverwirklichung kreisen, das Insistieren darauf, dass nicht normativ-geschlechtstypische Standards und tradierte Leitbilder, sondern die eigenen Entscheidungen das Handeln bestimmen, verdeckt wesentliche Aspekte der sozialen Wirklichkeit. Die Dethematisierung der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern und zunehmend auch zwischen Frauen schafft die Ungleichheiten nicht aus der Welt, sondern entzieht und schützt sie vor Kritik, und das ist nicht zuletzt in politischer Hinsicht prekär und problematisch.

Aber auch für das Alltagshandeln ist die Dethematisierung der Ungleichheit folgenreich und problematisch. Das beharrliche Festhalten an der Idee der Gleichheit, das kontrafaktische Bewahren des gleichberechtigten Selbst- und Partnerschaftsverständnisses, trägt nicht nur seinen Teil dazu bei, dass die Falle ein ums andere Mal neu aufgestellt wird und die schuldbewussten Schüler niemals auslernen. Es nährt auch immer neu die Illusion, wir seien eigentlich schon viel weiter als wir sind, und trägt auf diese Weise dazu bei, dass die Akteure stets unvorbereitet von der Wirklichkeit eingeholt werden, die sie so sorgsam dem Blick entziehen. Sie stoßen immer wieder auf Hindernisse und stolpern dabei nicht nur über die Veränderungsresistenz institutionalisierter Reproduktionsformen der Geschlechterunterscheidung und das in den Gesten bewahrte inkorporierte Handlungskapital, sondern auch über ihr Alltagswissen, das das genauere Hinschauen riskant gemacht hat und die Thematisierung der Ungleichheit brisant und bedrohlich.

Das genauere Hinschauen - und womöglich ist das ein ziemlich genauer Indikator des gegenwärtigen Standes der Modernisierung im Geschlechterverhältnis - hat derzeit offenbar den Preis, dass sich die Akteure ganz aus den Geschlechterarrangements verabschieden müssen, die die alten Gesten reaktivieren und über die Tandem- und Anliegerinstitutionen die 'alten Verhältnisse' zu einem Bestandteil der neuen machen. Die Strukturen der geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung in Paarbeziehung und Familie sind, wie vor allem Koppetsch und Burkart gezeigt haben, über die Milieugrenzen hinweg stabil geblieben. Aber die Scheidungszahlen sind gestiegen und der Anteil junger Frauen, für die der richtige Zeitpunkt zum Kinderkriegen nie gekommen ist, wird stetig größer und hat gegenwärtig fast ein Drittel erreicht. Die herkömmlichen Geschlechterarrangements haben, jedenfalls was den Reproduktionsbereich anbelangt, ihre Monopolstellung verloren. Man kann sie verlassen oder sich gar nicht erst auf sie einlassen, das kommt auch in den neuen Formen der Paarbeziehung zum Ausdruck, die - wie das „Living apart together" - die Haushaltsintegration gerade nicht mehr einschließen (vgl. Nave-Herz 1994; Lenz 1998; Hettlage 1998). Aber sobald man sich auf sie einlässt und sich in sie hinein begibt, kommen die alten Geschlechterpositionen neu zum Vorschein, und sei es in Form der „ethnisierten Umverteilung der Hausarbeit".

Sehr weit ist die Geschlechterrevolution also noch nicht gediehen. Aber nicht unterschätzen sollte man auch, mit welcher Zähigkeiten und Beharrlichkeit die Idee der Gleichheit verteidigt wird. Die rhetorische Modernisierung ist Ausdruck einer Situation, in der sich vorerst nur das alltagsweltliche Differenzwissen von der Stelle bewegt hat. Die herkömmlichen Geschlechterarrangements haben ihr strukturbildendes Potenzial noch nicht verloren, aber sie sind ein Stück weit optional geworden, und dort, wo sie in Familie und Paarbeziehung fortbestehen, will sich die institutionelle Reflexivität nicht mehr so recht einstellen, schon gar nicht wie von selbst. Alltagswissen und Alltagshandeln können sich vor allem in bestimmten Milieus gerade nicht mehr in der bei Goffman vorausgesetzten Weise reflexiv und einverständlich aufeinander beziehen. Die institutionelle Reflexivität ist brüchig geworden. Ob das der Anfang eines sehr

langsamen, aber womöglich tief greifenden Wandels im Verhältnis der Geschlechter ist, wird sich erst noch zeigen müssen. Gegenwärtig stehen Brüche, Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten im Vordergrund und das macht es für diejenigen, die sich von der Idee der Gleichheit nicht verabschieden mögen, alles andere als einfacher.

Literatur

Anker, Richard (1998): Gender and Jobs. Sex Segregation of Occupation in the World. International Labor Organization (ILO). Genf.

Aulenbacher, Brigitte (2001): Die „zweite Moderne", ein herrenloses Konstrukt - Reichweite und Grenzen modernisierungstheoretischer Zeitdiagnosen. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Band 1. Münster, 188-224.

Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang/Lau, Christoph (2001): Theorien reflexiver Modernisierung - Fragestellungen, Hypothesen, Forschungsstrategien. In: Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hg): Die Modernisierung der Moderne. Frankfurt a. M., 11-59.

Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli/Schmidt, Beate (1984): Eines ist zuwenig - beides ist zu viel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Beruf. Bonn.

Beck-Gernsheim, Elisabeth (1983): Vom „Dasein für andere" zum Anspruch auf ein Stück „eigenes Leben": Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang. In: Soziale Welt 3, 308-340.

Beckmann, Petra/Engelbrech, Gerhard (Hg) (1994): Arbeitsmarkt für Frauen 2000 - Ein Schritt vor oder ein Schritt zurück? Nürnberg (Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. Band 179).

Bertram, Hans (1997): Die drei Revolutionen. Zum Wandel der privaten Lebensführung im Übergang zur postindustriellen Gesellschaft. In: Hradil, Stefan (Hg): Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Frankfurt a. M./New York, 309-323.

- (2000): Krise und Wandel der Familie. Die drei Revolutionen. In: Deutscher Stifterverband für die Wissenschaft (Hg): Wirtschaft und Wissenschaft, 3/2000, 18-28.

Born, Claudia/Krüger, Helga (Hg) (2001): Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime. Weinheim/München.

-/-/Lorenz-Meyer, Dagmar (1996): Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf. Berlin.

Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean-Claude (1971): Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Funktion des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs. Stuttgart.

Deutsche Shell (Hg) (2000): Jugend 2000. 2 Bände. Opladen.

- (Hg) (2002): Jugend 2002. Opladen.

Friedan, Betty (1964, dt. 1966): Der Weiblichkeitswahn oder die Selbstbefreiung der Frau. Ein Emanzipationskonzept. Reinbek bei Hamburg.

Friedrichs, Jürgen (Hg) (1998): Die Individualisierungsthese. Opladen.

Gather, Claudia/Geissler, Birgit/Rerrich, Maria S. (Hg) (2002): Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel. Münster (Forum Frauenforschung, Band 15).

Geissler, Birgit (1998): Hierarchie und Differenz. Die (Un-)Vereinbarkeit von Familie und Beruf und die soziale Konstruktion von Geschlecht. In: Oechsle, Mechthild/Geissler, Oechsle (Hg): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen, 109-129.

-/Maier, Friederike/Pfau-Effinger, Birgit (Hg) (1998): FrauenArbeitsMarkt. Der Beitrag der Frauenforschung zur sozioökonomischen Theorieentwicklung. Berlin.

-/Oechsle, Mechthild (1996): Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe. Weinheim (Status Passages and Life Course, Vol. X).

-/- (2000): Die Modernisierung weiblicher Lebenslagen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zu der Wochenzeitung „Das Parlament", 28/7, B 31-32, 11-17.

Goffman, Erving (1994a): Das Arrangement der Geschlechter. In: Ders.: Interaktion und Geschlecht. Frankfurt a.M./New York, 105-158 (zuerst 1977).

Heintz, Bettina (1993): Die Auflösung der Geschlechterdifferenz - Entwicklungstendenzen in der Theorie der Geschlechter. In: Bühler, Elisabeth (Hg): Ortssuche: Zur Geographie der Geschlechterdifferenz. Zürich/Dortmund, 17-48.

- u.a. (1997): Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes. Frankfurt a.M./New York.

-/Nadai, Eva (1998): Geschlecht und Kontext. De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. In: Zeitschrift für Soziologie, 19/3, 573-588.

Hess, Sabine (2002): Au Pairs als informalisierte Hausarbeiterinnen - Flexibilisierung und Ethnisierung der Versorgungsarbeiten. In: Gather, Claudia/Geissler, Birgit/Rerrich, Maria S. (Hg) (2002): Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel. Münster, 103-119.

- (2002b): Bodenpersonal der Globalisierung. Die neue Dienstmädchenfrage: Auch die Hausarbeit wird international - jenseits der Legalität. In: Die Zeit, 12. Dezember 2002, S. 13.

-/Lenz, Ramona (2001): Das Comeback der Dienstmädchen. In: Diess. (Hg): Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume. Frankfurt a.M., 128-165.

-/- (Hg) (2001): Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume. Frankfurt a.M.

Hettlage, Robert (1998): Familienreport. Eine Lebensform im Umbruch. 2. Auflage, München

Hirschauer, Stefan (1994): Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 46/4, 668-692.

Hochschildt, Arlie Russell (1989): The Second Shift. Workung Parents and the Revolution at Home. New York.

Jurczyk, Karin/Rerrich, Maria S. (Hg) (1993): Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg.

Keddi, Barbara u.a. (1999): Lebensthemen junger Frauen. Die andere Vielfalt weiblicher Lebensentwürfe. Opladen.

Klingenbiel, Ruth/Randeria, Shalini (Hg) (1998): Globalisierung aus Frauensicht. Bilanzen und Visionen. Bonn.

Knobloch, Hubert A. (1994): Erving Goffmans Reich der Interaktion. In: Goffman Erving (1994): Interaktion und Geschlecht. Herausgegeben und eingeleitet von Hubert A. Knobloch. Mit einem Nachwort von Helga Kotthoff. Frankfurt a.M./New York, 7-49.

Knorr-Cetina, Karin (1989): Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen. In: Soziale Welt, 40/1+2, 88-96.

Koppetsch, Cornelia/Burkart, Günter (1998): Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtsnormen im Milieuvergleich. Konstanz.

Kotthoff, Helga (1994): Geschlecht als Interaktionsritual? In: Goffman, Erving (1994): Interaktion und Geschlecht. Herausgegeben und eingeleitet von Hubert A. Knobloch. Mit einem Nachwort von Helga Kotthoff. Frankfurt a.M./New York, 159-194.

Krüger, Helga (1995): Dominanzen im Geschlechterverhältnis: Zur Institutionalisierung von Lebensläufen. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hg): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M./New York, 195-219.

- (1999): Geschlecht - eine schwierige Kategorie. Methodisch-methodologische Fragen der 'gender'-Sensibilität in der Forschung. In: Neusel, Aylâ/Wetterer, Angelika (Hg): Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf. Frankfurt a.M./New York, 35-60.

- (2001a): Gesellschaftsanalyse: der Institutionenansatz in der Geschlechterforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Band 1. Münster, 63-90.

- (2001b): Geschlecht, Territorien, Institutionen. Beitrag zu einer Soziologie der Lebenslauf-Realität. In: Born, Claudia/Krüger, Helga (Hg) (2001): Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime. Weinheim/München, 257-299.

-/Born, Claudia (2000): Vom patriarchalen Diktat zur Aushandlung - Facetten des Wandels der Geschlechterrollen im familialen Generationenverbund. In: Kohli, Martin/Szydlik, M. (Hg) (2000): Generationen in Familie und Gesellschaft. Opladen, 203-221.

Lenz, Ilse (2002): Geschlechtsspezifische Auswirkungen der Globalisierung in den Bereichen Global Governance, Arbeitsmärkte und Ressourcen. Gutachten für die Enquête-Kommission „Globalisierung der Weltwirtschaft - Herausforderungen und Antworten". Zwischenbericht der Enquête-Kommission. Berlin.

Lenz, Karl (1998): Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung. Opladen.

Liesering, Sabine/Rauch, Angela (Hg) (1996): Hürden im Erwerbsleben. Aspekte beruflicher Segregation nach Geschlecht. Nürnberg (Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. Band 198).

Lorber, Judith (1994, dt. 1999): Gender-Paradoxien. Opladen.

Meuser, Michael (1999): Multioptionale Männlichkeiten? Handlungsspielräume und habituelle Dispositionen. In: In: Honegger, Claudia/Hradil, Stefan/Traxler, Franz (Hg): Grenzenlose Gesellschaft? Verhandlungen des 29. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Band 2. Opladen, 181-197.

Metz-Göckel, Sigrid/Müller, Ursula (1986): Der Mann. Die Brigitte-Studie. Weinheim/Basel.

Nadai, Eva (1999): Kontextualisierung der Geschlechterdifferenz? Geschlechtliche Grenzziehungen im Beruf. In: Honegger, Claudia/Hradil, Stefan/Traxler, Franz (Hg): Grenzenlose Gesellschaft? Verhandlungen des 29. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Band 2. Opladen, 138-150.

Nave-Herz, Rosemarie (1994): Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. Darmstadt.

Oechsle, Mechthild (1998): Ungelöste Widersprüche: Leitbilder für die Lebensführung von Frauen. In: Oechsle, Mechthild/Geissler, Birgit (Hg) (1998): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen, 185-200.

-/Geissler, Birgit (Hg) (1998): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen (Geschlecht und Gesellschaft, Band 14).

Osten, Marion von (1998): Fashion is Work - Einige Gedanken zum vergeschlechtlichten Verhältnis von Produktion und Konsumption vor dem Hintergrund internationaler Arbeitsteilung. In: Hess, Sabine/Lenz, Ramona (Hg) (2001): Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume. Frankfurt a.M., 182-201.

Pasero, Ursula (1995): Dethematisierung von Geschlecht. In: Dies./Braun, Friederike (Hg): Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler, 50-66.

Pross, Helge (1978): Der deutsche Mann. Reinbek bei Hamburg.

Quack, Sigrid/Maier, Friederike (1994): Geschlechtsspezifische Segregation von Arbeitsmärkten - Ergebnisse einer Studie über die EG-Mitgliedsstaaten. In: Engelbrech, Gerhard u.a.: Erwerbsverhalten und Arbeitsmarktsituation von Frauen im nationalen und internationalen Vergleich. Arbeitspapiere aus dem Arbeitskreis Sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung. 1994-1. Gelsenkirchen, 127-175.

-/-/Schuldt, Karsten (1992): Berufliche Segregation in der BRD und der ehemaligen DDR 1980-1989. Bericht für die EG-Kommission. Generaldirektorat V: Gleichstellungsstelle. MS Berlin.

Rerrich, Maria S. (2002): Von der Utopie der partnerschaftlichen Gleichverteilung zur Realität der Globalisierung im Haushalt. In: Gather, Claudia/Geissler, Birgit/Rerrich, Maria S. (Hg) (2002): Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel. Münster, 16-29.

Rettke, Ursula (1987): Berufswünsche von Mädchen unter dem Diktat des Arbeitsmarktes. Die schrittweise 'Verweiblichung' der Bildungs- und Berufsbiographien von Hauptschülerinnen. In: Bolder, Axel/Rodax, Klaus (Hg): Das Prinzip der aufge(sc)hobenen Belohnung. Die Sozialisation von Arbeiterkindern für den Beruf. Bonn.

Ridgeway, Cecilia L. (2001): Interaktion und die Hartnäckigkeit der Geschlechter-Ungleichheit in der Arbeitswelt. In: Heintz, Bettina (Hg): Geschlechtersoziologie. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie. Opladen, 250-275.

Rubery, Jill/Smith, M./Fagan, Colette (1996): Trends and Prospects for Women's Employment in the 1990s. European Commission. General Direction V: Equal Opportunities for Women and Men. Brussels.

Schneider, Norbert F./Rost, Harald (1998): Von Wandel keine Spur - warum ist Erziehungsurlaub weiblich? In: Oechsle, Mechthild/Geissler, Birgit (Hg) (1998): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen, 217-236.

Teubner, Ulrike (2001): Soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern - kein Thema innerhalb der Systemtheorie? In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Band 1. Münster, 288-316.

Wetterer, Angelika (2002): Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. 'Gender at work' in theoretischer und historischer Perspektive. Konstanz.

Wichterich, Christa (1998): Die globalisierte Frau. Berichte aus der Zukunft der Ungleichheit. Reinbek bei Hamburg.

Verzeichnis der Autorinnen

Joan Acker, Prof. emerita der Universität Oregon, an der sie seit 1966 lehrte und Gründungsdirektorin des dort angesiedelten Center for the Study of Women in Society. Im Rahmen von Gastprofessuren war sie 3 Jahre in Stockholm und an der Ruhr-Universität in Bochum (im Rahmen der Marie-Jahoda. Gastprofessur); Forschungsschwerpunkte Frauen und Arbeit, Geschlecht und Organisationen, Geschlecht und der Wohlfahrtszustand und feministische Theorie.

Becker-Schmidt, Regina, Prof.Dr.phil., studierte Soziologie, Sozialpsychologie, Philosophie, Ökonomie, seit 1973 Professorin am Psychologischen Institut der Universität Hannover, Lehr- und Forschungsgebiete: Kritische Theorie und psychoanalytische Sozialpsychologie, gender studies (geschlechtsspezifische Sozialisation, Frauenarbeit, Theorien zum Geschlechterverhältniss), Sozialpsychologie der Technik.

Dölling, Irene, Prof. Dr., war bis 1994 mit kurzzeitigen Unterbrechungen am Institut für Kulturwissenschaft der Berliner Humboldt-Universität, 1989 Mitbegründerin des Zentrums für Interdisziplinäre Frauenforschung (ZIF) an der Humboldt-Universität und dessen erste wissenschaftliche Leiterin (1990-1991), seit 1994 hat sie an der Universität Potsdam die Professur für Frauenforschung an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät; Forschungsschwerpunkte: Persönlichkeitstheorie, Kulturtheorie, Sozial- und Kulturwissenschaftliche Analyse von Geschlechterverhältnissen.

Corinna Genschel, Dipl.-Pol und Krankenschwester, seit Februar 2001 wiss. Mitarbeiterin im transdisziplinären Projekt: „Transformation von Wissen, Mensch, Geschlecht" an der WiSo Fakultät/Frauenforschung der Universität Potsdam; *Forschungsschwerpunkte:* Feministische Theoriebildung, Queer Theory und Theorie der Zweigeschlechtlichkeit; Politische Theorie/Demokratietheorie, Theorien sozialer Bewegungen und Praxis; Dissertationsprojekt zu „Transgender als politisches Phänomen".

Sabine Hark, Dr. phil., Dipl.-Soz., studierte Soziologie, Politikwissenschaft, Pädagogik, 1984-1988 Mitarbeit im Feministischen Interdisziplinären Forschungsinstitut Frankfurt/Main, 1988/1989 Studien- und Lehraufenthalt in USA, San Francisco State University, 1990-1995 wiss. Mitarbeiterin am Institut für Soziologie, FU Berlin (Bereiche Frauenforschung und Politische Soziologie), seit April 2000 wiss. Assistentin an der Professur für Frauenforschung der Universität Potsdam; Forschungsschwerpunkte: Feministische Theoriebildung, Queer Theory, Wissenschaftsgeschichte und -forschung, Poststrukturalistische Subjekttheorien, Politische Soziologie und Theorie.

Cornelia Klinger, PD Dr. phil. habil. geb.1953. studierte Philosophie, Literaturwissenschaft, und Kunstgeschichte in Köln, Promotion 1981, Habilitation 1992 an der Universität Tübingen, seit 1983 ständiges Mitglied des Instituts für die Wissenschaft vom Menschen (Wien); Dozentin an der Erhard-Karls-Universität Tübingen; Forschungsschwerpunkte u.a.: Feministische Theorie/Gender Studies, Politische Philosophie und Ästhetische Theorie.

Gudrun-Axeli Knapp, siehe Seite 2

Angelika Saupe, Arbeitsschwerpunkte: Feministische Naturwissenschafts- und Technikanalyse (Feministische) Gesellschafts- und Wissenschaftstheorie, feministische Wissenschaftsforschung.

Mona Singer, APART Stipendiatin der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und Visiting Fellow des Pavis Centre for Sociological and Social Anthropological Studies der Open University, Milton Keynes, GB; Universitätsassistentin am Institut für Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung der Universität Wien; Arbeitsschwerpunkte: feministische Wissenschaftstheorie und -forschung, feministische Philosophie, Rassismus und kulturelle Identität.

Paula-Irene Villa, geb. 1968, 1998 Promotion, 1998-2001 Koordinatorin und wiss. Mitarbeiterin der Marie-Jahoda Gastprofessur für Internationale Frauenforschung an der Ruhr-Uni-Bochum, seit August 01 Assistentin am Institut für Soziologie der Universität Hannover im Rahmen des Erxleben-Programms Niedersachsen; Arbeitsschwerpunkte: Feministische und soziologische Theorie, (Sozial-)Konstruktivismus. Körpersoziologie. Habilitation zu „Global players - global(ized) persons? Globalisierung im Lichte von Unternehmenskulturen und individueller Lebensführung".

Angelika Wetterer, siehe Seite 2